



Frankfurter Allgemeine

SONNTAGSZEITUNG

HERAUSGEGEBEN VON GERALD BRAUNBERGER, JÜRGEN KAUBE, CARSTEN KNOP, BERTHOLD KOHLER

DAS PHARMAWUNDER

Wie Deutschlands neue Vorzeigebranche tickt. *Wirtschaft*



GESPALTENES LAND

Steht Amerika vor einem neuen Bürgerkrieg? *Politik*



BELLO CAVALLINO

In der Camping-Kapitale Europas bei Venedig. *Reise*



TAYLOR SWIFT

Was macht einen echten Fan der Sängerin aus? *Rhein-Main*



Illustration Carlo Stanga

Paris – ein Fest fürs Leben

Frankreichs Hauptstadt will durch die Spiele eine andere werden: offener, lebenswerter, verbundener.

Von Michaela Wiegel

Das olympische Dorf ist eröffnet, und Paris zählt die Stunden bis zum Beginn der XXXIII. Olympischen Spiele. Die Seine als symbolische Ader der Stadt und Hauptbühne wird bereits von einem Großaufgebot der Polizei geschützt. Soldaten patrouillieren auf Booten zu Wasser. In der „grauen“ Hochsicherheitszone müssen sogar Anwohner einen QR-Code vorweisen. Die Einteilung der Hauptstadt ist strikt bis mäßig überwachte Zonen ist Teil eines ausgeklügelten Anti-Terror-Plans. „Wir sind bereit“, sagt der Pariser Polizeipräsident Laurent Nuñez.

Historiker Patrick Boucheron hat verraten, was die Welt von den Sommerfesten erwarten kann. Oder besser: was sie nicht erwarten soll. Die Eröffnungsfeier mit der Bootszugfahrt der nationalen Delegationen auf der Seine vor der erhabenen Kulisse von Eiffelturm, Notre-Dame und Louvre werde „das Gegenteil einer maskulinen, heldenhaften und von der Vorsehung bestimmten Geschichte“ erzählen. Zwar sei geplant, das reiche Architekturerbe der französischen Hauptstadt in Szene zu setzen, aber daraus soll keine „Ode an die Größe“ und keine „Demonstration von Stärke“ entstehen wie etwa 2008 in Peking, sagte Boucheron. Der berühmte Herausgeber der „Weltgeschichte Frankreichs“ hat am Drehbuch für die Eröffnungszeremonie am 26. Juli mitgeschrieben. 3000 Tänzer, Musiker, Zirkusakrobaten und Schauspieler sind an der Eröffnungsfeier beteiligt. Bei der olympischen Selbstbetrachtung der Gastgeber sollen Humor und Ironie nicht fehlen. Deshalb wurden Boucheron die Netflix-Serienautorin Fanny Herrero („Call my agent“) und die Goncourt-Preisträgerin Leïla Slimani („Das Land der Anderen“) zur Seite gestellt. Regie führt der 42 Jahre alte Theatermacher Thomas Jolly, der nach eigenen Worten einen „Wir-Effekt“ erzeugen will. Das „Wir“ schließt auch die Fische in der Seine ein, die von Jollys Inszenierung nicht verschreckt werden sol-

len, wie er in einem Interview betonte. Überhaupt solle alles grün und sauber zugehen und der ökologische Fußabdruck klein gehalten werden.

Während in der Nationalversammlung noch um eine regierungsfähige Mehrheit zwischen Frankreichspaths und Globalisierungsvertrauen gerungen wird, ist für die Olympia-Szenaristen die Frage klar entschieden. Es gelte, Begeisterung für „globale Durchmischung“ zu stiften, so Historiker Boucheron. Als Ziel nennt er, das Bedürfnis nach nationaler Zugehörigkeit mit Weltläufigkeit zu verbinden, kurzum: eine Alternative zu der von Marine Le Pen geforderten Rückkehr zu nationaler Rückbesinnung und Abschottung aufzuzeigen. „Die beste Antwort auf den Rassemblement National sind die Olympischen Spiele mit ihren Symbolen der Weltoffenheit, des Teilens und der Universalität“, sagte der Organisationschef und dreimalige Olympia-Gold-Gewinner Tony Estanguet.

Gegen den Abschottungsgedanken ist das olympische Dorf im sozialen Brennpunkt-Département Seine-Saint-Denis konzipiert worden. Mit dem Neubauviertel auf 52 Hektar am nördlichen Lauf der Seine verbindet sich die Hoffnung, dass es nach Olympia die gesellschaftliche Spaltung zwischen wohlhabender Innenstadt, dem Paris intra muros, und abgehängter Banlieue überwinden hilft. Über 2000 neue, gut isolierte Wohnungen sind fertig, die dank eines geothermischen Kühlsystems auch bei Hitzewel-

len frisch bleiben sollen. Einige besonders an Klimaanlagen gewöhnte Länder wie die Vereinigten Staaten haben für ihre Athleten dennoch zusätzliche, mobile Klimaanlagen für die Räume durchgesetzt. Die Sportlerunterkünfte werden unmittelbar nach Ende der Spiele in Sozial- und Eigentumswohnungen, Schulen und Krippen umgewandelt, Grünflächen und baumbestandene kleine Plätze sind jetzt schon da. Das neue olympische Wassersportzentrum mit dem geschwungenen Holzdach ist über eine 18 Meter breite Fußgängerbrücke mit dem Stade de France verbunden. Die Schwimmhalle soll dazu beitragen, die hohe Nichtschwimmer-Quote in dem Viertel zu senken. Aber wird die soziale Durchmischung gelingen, zwischen Eigentümern, die 7000 Euro pro Quadratmeter zahlen sollen, und Sozialbauwörtern? Der kürzlich verstorbene Stadthistoriker Eric Hazan spricht in seinem Klassiker „Die Erfindung von Paris“ von der „Psychogeografie der Grenze“. Paris sei seit undenklichen Zeiten durch Mauern in seiner Entwicklung eingeschränkt gewesen. Die unsichtbaren Stadtmauern seien noch immer präsent.

Die Olympischen Spiele sollen die Pariser Stadtgrenze aus dem Jahr 1859 endgültig sprengen. Neue Fußgänger- und Radfahrerbrücken über Autobahnen und den Fluss hinweg sollen dabei helfen. Der Stararchitekt Dominique Perrault als Planer des Ensembles sagt sogar voraus, dass der Begriff Banlieue („Bannmeile“) bald nicht mehr existieren werde. Kein Département im französischen Kernland ist so jung, arm und multikulturell wie Seine-Saint-Denis. Hier gibt es den höchsten Ausländeranteil, eine der höchsten Kriminalitätsraten, aber auch die meisten Unternehmensgründungen im Pariser Großraum. Statt mit dem Hochdruckreiniger Kärcher, mit dem einst Präsident Nicolas Sarkozy drohte, kommt die Politik mit neuen Metroverbindungen. Olympia hat die von dem damaligen Präsidenten entwickelten Pläne für ein feinmaschiges Nahverkehrssystem im Grand Paris beschleunigt. Die

z träumte seit 2008 von einem kollektiven Ehrgeiz wie zu Zeiten des Barons Haussmann, der Paris Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer modernen Hauptstadt mit breiten Straßenzügen, Parks und einem neuen Kanalisationsnetz umwandelte. An dem Planer deutscher Herkunft, der die moderne Metropole erschuf, will sich Präsident Emmanuel Macron nicht messen lassen. Aber ihm ist das Erbe von Olympia für die sozial benachteiligten Vorstädte ein Anliegen. Kürzlich eröffnete er die verlängerte Metrolinie 14. Voll automatisiert geht es fortan vom neuen Bahnhof Saint-Denis Pleyel im Norden in nur 40 Minuten bis zum südlich gelegenen Flughafen Orly. Macron sagte, die Linie zeige, „was die Republik leisten kann, wenn alle Kräfte der Nation an einem Strang ziehen“. Bis 2030 soll sich das Pariser Metronetz dank der neuen Verbindungen des Grand Paris Express durch die Vorstadtgemeinden verdoppelt haben.

Die Spiele und die Politik gehören in Frankreich zusammen, seit deutsche Archäologen Ende des 19. Jahrhunderts die antiken Spielstätten von Olympia ausgegraben hatten. Das brachte den Baron Pierre de Coubertin auf die Idee, die Wettkämpfe wieder aufleben zu lassen, was ihm nach entschlossener politischer Lobbyarbeit auch gelang. Zweimal konnte Paris, 1900 und 1924, die Olympischen Sommerspiele ausrichten. Vor 100 Jahren blieb Deutschland unter Verweis auf die Kriegsschuld am Ersten Weltkrieg verbannt. Die Sowjetunion nahm nicht teil. Russische Athleten dürfen diesen Sommer zwar antreten, wenn sie nicht in der Armee engagiert sind, aber nur „neutral“ ohne Nationalflagge und -hymne. Unter den 3072 Teilnehmern waren vor 100 Jahren nur 135 Frauen. Dieses Mal erwarten die Organisatoren Geschlechtergleichstand bei den Athleten. Damit ist Coubertins Vorstellung endgültig passé: „Die Frau ist eine Gefährtin des Mannes. Ihre Hauptaufgabe sollte darin bestehen, die Sieger zu krönen.“

1924 gab es in Notre-Dame de Paris eine Messe zum Olympia-Beginn. Die

Kathedrale öffnet zwar erst am 8. Dezember wieder, aber wird ihre gewohnte Silhouette weitgehend von Gerüsten befreit zeigen. Chefarchitekt Philippe Jost erinnert gern daran, dass das Wahrzeichen dank des Seine-Wassers gerettet werden konnte, das mehr als 650 Feuerwehrleute in der Brandnacht am 15. April 2019 aus dem Fluss pumpten. Schon seit ein paar Monaten ragt auch wieder ein vergoldeter Kupferhahn in 96 Meter Höhe auf der Turmspitze. Im Inneren

Vor hundert Jahren waren unter den 3072 Teilnehmenden nur 135 Frauen. Dieses Mal gibt es wohl Geschlechtergleichstand.

wurde eine Liste mit fast 2000 Namen aller am Wiederaufbau beteiligten Personen abgelegt.

Gemessen an den düsteren Vorhersagen während der Vorbereitungsphase müsste das Gastgeberland eigentlich vor Stolz platzen, dass bislang keine größeren Verzögerungen auftraten. Doch die Franzosen als Pessimismus-Weltmeister ärgern sich lieber über die vielen Absperren und riesigen Tribünen mitten in der Hauptstadt. „Auf dem Papier war es eine tolle Idee, die Wettkämpfe vor den Wahrzeichen unserer Hauptstadt zu organisieren. Aber praktisch verschwindet das Schöne hinter den Zuschauerrängen, den Betonblöcken und den hässlichen Gitterzäunen“, schreibt Olivier Babeau vom Institut Sapiens. Letztlich seien es Spiele für das Fernsehen. Vor dem Eiffelturm wird Beachvolleyball gespielt, im Grand Palais gefochten, auf dem Concorde-Platz Skateboard gefahren, und vor dem Invalidendom nehmen Bogenschützen Aufstellung. Viele Einheimi-

ge sind aus Paris geflohen, die meisten Arbeitgeber haben Homeoffice-Arrangements angeboten.

Die Sportstätten sind alle fristgerecht fertiggestellt, und selbst die Seine hat sich gerade noch pünktlich von einer Kloake in ein Badegewässer verwandelt. Schon jetzt ist der Fluss die teuerste Freischwimmanlage, die sich Frankreich je geleistet hat. 1,4 Milliarden Euro hat die Säuberungsoffensive mit dem Bau von Kläranlagen und einem riesigen unterirdischen Überlaufbecken gekostet. Das schmälerte die Freude der Pariser Bürgermeisterin Anne Hidalgo nicht, die im elegant geschnittenen Neoprenanzug die olympische Schwimmsaison eröffnete. Auch der deutsche Botschafter Stephan Steinlein zog die Badehose an und sprang zusammen mit der Stadtherin in die mit 20 Grad gut temperierten Fluten. Er sei das aus Berlin ja gewohnt, erwiderte er ihren Dank für die Begleitung. Das seit 1923 herrschende Badeverbot ist aufgehoben. Schon bald sollen Bewohner und Besucher an ausgewiesenen Stellen mitten in der Stadt baden können. Ob die Schwimmwettkämpfe des Triathlons und des Freiwasserschwimmens wie geplant stattfinden, hängt weniger von der Wasserqualität als von der Strömung ab. Die ist derzeit aufgrund der heftigen Regenfälle im Juni noch ungewöhnlich stark.

Schon jetzt zeichnet sich ab, dass Paris die Kosten besser im Griff hat als Tokio bei den vorangegangenen Spielen im Jahr 2021. Das Beratungsunternehmen Asteris hat seine Schätzung korrigiert und nimmt jetzt an, dass Olympia sogar eine positive Auswirkung auf die öffentlichen Finanzen haben wird. Die Spiele würden „mehr als die Spiele finanzieren“. Der staatliche Rechnungshof hat die Gesamtkosten auf 9,5 Milliarden Euro geschätzt. Rechnungshofpräsident Pierre Moscovici erwähnte lobend, dass die ursprüngliche Planung vermutlich nur um knapp 30 Prozent überschritten wird. Das ist angesichts der schlechten Haushaltsentwicklung im hoch verschuldeten Frankreich bereits ein Lichtblick.

Fotos Sebastian Mast, Bloomberg, dpa, Getty, Peacock



DIE DIVA SPRICHT

Isabelle Huppert über ihr eigenes Kino und den Tod. *Leben*

BASKISCHE SCHULE

Auf den Spuren von Spaniens Europameistern. *Sport*

GLADIATORENKÄMPFE

Roland Emmerichs Serie „Those About To Die“. *Feuilleton*



Kundenservice: (0 69) 75 91-10 00
Internet: www.faz.net/meinabo
Abo-Bestellung: (0 69) 75 91-33 59
In Internet: www.faz.net/abo

Luxemburg, Österreich, Belgien, Frankreich, Italien, Niederlande, Portugal (Cont.), Spanien, Kanaren, Balearen 6,00 € - Schweiz 6,30 sfrs





„Holland muss uns eine Mahnung sein“

Der Kriminalbeamte und Mafia-Ermittler Oliver Huth glaubt: Der Bandenkrieg in Köln ist nur der Anfang. Das habe die Ampel uns mit der Legalisierung von Cannabis eingebrockt.

Herr Huth, im Raum Köln ist es zu einem heftigen Konflikt zwischen deutschen und niederländischen Drogenbanden um vermutlich 300 Kilogramm verschwundenes Cannabis gekommen. Es gab Sprengstoffattaken und dann eine brutale Entführung. Drohen in Deutschland Verhältnisse wie in Holland, wo eine Rauschgiftmafia regelmäßig genau solche schweren Straftaten begeht? Von solchen Zuständen sind wir noch entfernt. Aber Holland muss uns eine Mahnung sein. Dort ist sehr lange sehr viel aus dem Ruder gelaufen. Auch dort begann alles mit Cannabis. Schritt für Schritt brachten die Banden zunächst den Handel damit unter Kontrolle. Inzwischen sind sie vor allem auch im Schmuggel und Verkauf von Kokain aus Südamerika aktiv. Das Spektrum der Begleitkriminalität ist breit: Geldwäsche, Raub, Entführungen, Auftragsmorde, und immer wieder kommt es zu blutigen Bandenkriegen. Weltweit Aufsehen erregt hat 2021 der Mord an dem prominenten niederländischen Journalisten Peter de Vries, der offenbar mit dem Prozess um den Drogenboss Ridouan Taghi zu tun hatte. Denn de Vries war Vertrauensperson des Kronzeugen, der gegen Taghi aussagte. Auch der Bruder und der Verteidiger des Kronzeugen wurden umgebracht. Die Holländer sagen selbst, dass bei ihnen bereits Wirtschaftskreislauf, Demokratie und Rechtsstaat untergraben werden. Sogar der frühere Regierungschef

Mark Rutte und die Kronprinzessin wurden von der Rauschgiftmafia schon bedroht. Der Kölner Fall ist nun ein deutliches Warnsignal, dass die Konflikte jederzeit auch bis nach Nordrhein-Westfalen getragen werden können.

Steckt die „Mocro“-Mafia hinter der Taterie? Das ist ein populärer Medienbegriff, den wir in der Polizei nicht verwenden. Denn es gibt nicht die eine große, homogene Bande. Die holländische Rauschgiftmafia ist so divers aufgestellt wie die holländische Fußballnationalmannschaft. Es gibt zwar Täter mit marokkanischen Wurzeln – daher der Slangbegriff „Mocro“ –, aber in den Banden sind auch Personen mit anderem Migrationshintergrund aktiv, Asiaten, Afrikaner, Menschen mit deutschem Pass und auch Ur-Holländer. Was diese Täter verbindet, ist ihre Skrupellosigkeit und Brutalität. Konkurrenten oder Leute, von denen sie sich betrogen und bedroht fühlen, werden aus dem Weg geräumt. Diesen Kriminellen ist es auch völlig egal, ob Unschuldige dabei zu Schaden kommen. Für sie geht es darum, mit allen Mitteln klarzumachen, wer der Stärkere ist. Und diesen Modus haben sie nun auch erstmals in Deutschland benutzt. Völlig abgegrüht wurde die Entführung von Mitgliedern der angeblichen Cannabis-Diebesbande offensichtlich tagelang vorbereitet, immer und immer wieder kam es davor zu Ein-

schüchterungen und Sprengstoffattaken, obwohl die Polizei mit starken Kräften in der Sache ermittelt.

Politiker wie der nordrhein-westfälische Innenminister Herbert Reul von der CDU sagen, die liberale Drogenpolitik in den Niederlanden habe dazu beigetragen, dass die Rauschgiftmafia so mächtig werden konnte. Nun wird der Kölner Fall damit in Verbindung gebracht, dass die Ampelregierung die Droge teilegalisiert hat. Stimmt das aus Ihrer Sicht? Es gibt diesen Zusammenhang. Es beginnt damit, dass die Ampel den Cannabis Konsum für über 18 Jahre alte Personen freigeben hat, aber bis 1. Juli noch nicht einmal theoretisch legale Bezugsquellen in größerem Umfang zur Verfügung standen. Erst seit Anfang des Monats dürfen die sogenannten Anbauvereine gegründet werden. Bis die aber überhaupt erst mal gegründet und genehmigt sind und dann liefern können, wird noch viel Zeit vergehen. Da aber seit dem 1. April auch viele bisherige Nichtkonsumenten unbedingt ihr neues Recht nutzen wollten, egal woher der Stoff kommt, scheint die Nachfrage stark zugenommen zu haben. Diese 300 Kilogramm allein für den Großraum Köln machen das klar. Die Ampel hatte behauptet, mit ihrem großartigen Gesetz würde der Schwarzmarkt ausgetrocknet. Alle Fachleute haben immer gesagt, dass das Unsinn ist. Man muss bitterböse festhalten: Köln ist der „schö-

Versteckte Drogen im zweiten Boden eines Lastwagens
Foto Zollfahndungsamt Essen/
Picture Alliance

ne Gruß“ vom angeblich ausgetrockneten Schwarzmarkt. Wir erleben eine Cannabischwemme. Die Drogenmafia lacht sich aber nicht nur deshalb ins Fäustchen.

Worauf spielen Sie an?

Das Gesetz ist eine Mischung aus Strafverfolgungsbehinderung und Ressourcenbindung. Weil die neuen Strafbarkeitsgrenzen – weiß der Kuckuck, warum – auch rückwirkend gelten, sind in den Bundesländern ganze Heerscharen von Staatsanwälten damit befasst, Tausende von Ermittlungsakten durchzugehen und den Cannabis-„Anteil“ aus der Strafe herauszurechnen. Das führt zu einem riesigen Wirrwarr und dazu, dass auch die Verfolgung anderer Straftaten liegen bleibt. Auf Konsumentenebene ist es nicht besser, weil jetzt jeder über 18 Jahre mit 25 Gramm Cannabis in der Tasche herumlaufen und zu Hause sogar 50 Gramm lagern darf. Das sind erhebliche Mengen, für die man vor dem Gesetz heftige Strafen bekommen hat.

Ist es bei Kontrollen angesichts solcher Freimengen überhaupt noch möglich, zwischen bloßen Konsumenten und Dealern zu unterscheiden?

Das ist genau der Punkt: Es ist nicht im Ansatz möglich. Es werden immer weniger Kontrollen stattfinden. Und weil es auf absehbare Zeit kaum legalen Stoff gibt, funktioniert das Gesetz wie ein Konjunkturprogramm für den Schwarzmarkt.

Muss man der Ampel nicht zugutehalten, dass sie es besser als die Niederländer machen will? In Holland ist Cannabis gar nicht legalisiert, sondern nur toleriert. Der Anbau und die Belieferung der Coffeeshops sind weiter illegal, was den enormen Schwarzmarkt erst geschaffen hat. Gibt es nicht Anlass zur Annahme, dass in Deutschland der Schwarzmarkt durch die Cannabisclubs und den Selbstanbau drastisch einbricht, wie es aus der Ampel heißt?

Das ist eine völlig naive, weltfremde Sicht. Die organisierte Kriminalität wird immer alles daran setzen, noch größere Mengen zu günstigen Preisen zu liefern. Für viele Konsumenten wird der Schwarzmarkt die bequemste Bezugsquelle bleiben. Hinzu kommt: Auch unter den Konsumenten gibt es genügend, denen der im Cannabisgesetz erlaubte Grenzwert des Cannabiswirkstoffs Tetrahydrocannabinol (THC) zu niedrig ist. Wer Cannabis will, das – wie es in der Konsumentensprache heißt – „richtig klingelt“, der geht zu seinem Dealer. Viele werden zudem keine Lust haben, sich in einem Verein zu organisieren. Sie wollen lieber weiter anonym kiffen. Und die organisierte Kriminalität wird sich ihr Geschäft sowieso nicht kaputt machen lassen.

Befürchten Sie, dass die Clubs von der organisierten Kriminalität unterwandert werden könnten?

Als Ermittler kann man nichts ausschließen. Kriminelle machen alles, was großen Profit verspricht. Aus Spanien hört man, dass in die dortigen Clubs gezielt Touristen von Kriminellen eingeschleust werden. Man kann sicher sein, dass die organisierte Kriminalität auch die deutschen Anbauvereine fest im Auge hat. Wir müssen damit rechnen, dass die Clubs von Kriminellen unter Druck gesetzt werden, in der einen oder anderen Weise zu kooperieren. Weil die Banden



Oliver Huth, Landesvorsitzender Nordrhein-Westfalen des Bundes Deutscher Kriminalbeamter
Foto BDK

vor wirklich nichts zurückschrecken, müssen wir uns mit allen Szenarien auseinandersetzen. Dazu gehören auch Brandstiftungen, um legale Konkurrenz zumindest vorübergehend auszuschalten. Und ob die Anbauvereine nach den vorgesehenen Regeln funktionieren, steht sowieso in den Sternen. Sind die zuständigen Behörden überhaupt in der Lage, effektiv zu kontrollieren? Gibt es in den Vereinen ein internes Netz von Funktionären, die auch mit den Aufsichtsbehörden und der Polizei kooperieren, wenn Unregelmäßigkeiten auftreten? Ich will nicht generalisieren, aber daran habe ich doch erhebliche Zweifel, weil es sich ja vor allem um Leute handeln dürfte, die wegen ihres bisherigen illegalen Drogenkonsums und ihrer bisherigen Erfahrungen die Polizei gerade nicht als Freund und Helfer wahrnehmen.

Die verkorkte Cannabispolitik in den Niederlanden führte dazu, dass Rauschgiftbanden ein gut organisiertes Vertriebsnetz über die großen Seehäfen in Holland und Belgien aufgebaut haben, das auch längst für andere Drogen wie Kokain genutzt wird. Droht Deutschland nicht nur eine Cannabis-, sondern eine Kokainschwemme?

Die erleben wir längst. Erst kürzlich konnten Ermittler aus sieben Bundesländern unter der Führung der Düsseldorfer Staatsanwaltschaft die bisherige Rekordmenge von mehr als 35 Tonnen Kokain sicherstellen, den größten Teil davon im Hamburger Hafen. Ein riesiges Problem ist, dass in den südamerikanischen Produktions- oder Transitstaaten so gut wie keine Strafverfolgung mehr stattfindet. Teilweise müssen wir von „failed states“ reden, die organisierte Kriminalität hat dort das Heft in die Hand genommen. Die Strafverfolgungsbehörden in Deutschland sind auch personell nicht ausreichend auf die Herausforderung vorbereitet. Der Druck auf die Tätergruppen ist viel zu gering, weshalb es ziemlich einfach ist, die Häfen mit Kokain zu überfluten. Und es gibt ein hohes Konfliktpotential zwischen den Drogenbanden. Das nimmt nach solch einer spektakulären Sicherstellung noch einmal enorm zu.

Warum?

Die Lieferanten werden es nicht hinnehmen, einfach so 35 Tonnen Kokain mit 2,6 Milliarden Euro Marktwert zu verlieren. Da werden Schuldige gesucht, da werden Rachepläne geschmiedet. Im Kölner Fall reichen ja schon 300 Kilogramm Cannabis, um einen in Deutschland so noch nie gesehenen Bandenkrieg auszulösen.

Im Hauptberuf sind Sie Kriminalhauptkommissar in der Abteilung für Organisierte Kriminalität im Landes-kriminalamt Nordrhein-Westfalen. Zuletzt waren Sie der deutsche Chef-ermittler gegen die kalabrische Mafia 'Ndrangheta im Zuge der internationalen Operation „Eureka“, bei der es mehr als 130 Festnahmen gab. Was machen die Italiener bei der OK-Bekämpfung besser als wir Deutschen? Deutschland muss sein Licht gar nicht unter den Scheffel stellen. Die deutschen Strafverfolgungsbehörden in Bund und Ländern machen einen guten Job und genießen international hohes Ansehen. Italien hat einen langen Leidensweg im Kampf mit Mafia und organisierter Kriminalität. Dort gab es in den vergangenen Jahrzehnten Tausende von Toten. Auch hohe Staatsdiener wurden brutal ermordet, denken Sie an die Mafiajäger Falcone und Borsellino. Unsere italienischen Kollegen haben einen großen Instrumentenkasten. Sie können viel niederschwelliger Lausangriffe fahren, sie können Bargeld und Vermögenswerte auch schon präventiv sicherstellen. Der Schlüssel zum Erfolg lautet: Follow the money. Nimmt man der organisierten Kriminalität das Geld weg, schwächt man ihre Strukturen. Wenn ich mit italienischen Kollegen spreche, sind die immer erstaunt, wie hoch bei uns die Hürden sind. Sie warnen uns, im Umgang mit Mafiastrukturen nicht naiv zu sein. Wir können von den italienischen Strafverfolgern viel lernen. Wir sollten keinesfalls warten bis zum zweiten oder dritten Fall Köln.

Die Fragen stellte Reiner Burger.



Illustration: Marc Klein und Miriam Mighazzi

Amerikas Blutbad

Sie hassen Andersdenkende, glauben an Verschwörungstheorien und sind schwer bewaffnet. Nähern sich die Amerikaner einem zweiten Bürgerkrieg?

Von Sofia Dreisbach

Jeder Amerikaner weiß, wie Schüsse klingen. Als Donald Trump sich auf der Bühne in Butler, Pennsylvania, hinter das Rednerpult duckte und Fernsehsender die Liveübertragung unterbrachen, hörte man mehrere.

Es war klar, dass jemand auf den früheren Präsidenten geschossen hatte. Tags darauf stand Präsident Joe Biden im Weißen Haus und appellierte an die Amerikaner: Politische Gewalt habe keinen Platz in der Gesellschaft. Ein Mordanschlag stehe im Widerspruch zu allem, wofür man als Nation stehe. Dann ging Biden noch einen Schritt weiter: „So sind wir nicht.“

In einem Land, in dem seit 2021 nicht einmal mehr die friedliche Machtübergabe sicher ist, ist das eine kühne Behauptung. Die Vereinigten Staaten waren in der Nachkriegszeit immer gewalttätiger als andere westliche Demokratien. Anschläge auf Präsidenten hat es immer gegeben. Von 45 Männern, die das Land in seiner Geschichte anführten, wurden vier ermordet. Ronald Reagan soll nach dem Attentat auf ihn 1981 mit seinen Chirurgen gescherzt haben: Sie seien hoffentlich alle Republikaner.

Doch es war erst Trump, der gewaltvolle Rhetorik, Hass und Hetze als politische Mittel salonfähig machte. Der Zweifel an den politischen Institutionen des Landes säte und den politischen Gegner als Feind darstellte. In seiner Antrittsrede im Januar 2017 sprach er vom „amerikanischen Gemetzel“, das aufhören müsse. Sieben Jahre später nennt Trump Migranten „Tiere“ und politische Gegner „Ungeziefer“. Das erinnert an die Rhetorik der Nazis. Doch die amerikanische Gesellschaft hat sich daran gewöhnt, dass politische Identität dieser Tage weniger aus einem Gemeinschaftsgefühl, sondern aus Ablehnung des Anderen entsteht.

Vor einer Woche reckte Trump unmittelbar nach dem Anschlag auf sein Leben die Faust und rief mehrfach das Wort „Fight!“. Gerade erst hatte eine Kugel aus einem AR-15-Gewehr seinen Schädel um Zentimeter verfehlt und sein rechtes Ohr durchlöchert. Doch der politische Kampf ist ihm offenbar in Fleisch und Blut übergegangen. Schon vorher war Trump Sinnbild einer Normalisierung von Gewalt, die nicht einfach wieder aus der amerikanischen Gesellschaft verschwinden wird.

Im Juni 2017 traf es einen Abgeordneten aus Trumps eigener Partei. Der Republikaner Steve Scalise wurde bei einem Baseballtraining der Republikaner in Virginia angeschossen. Der Angreifer feuerte mehrere Schüsse auf die Gruppe ab, Scalise wurde in die Hüfte getroffen, musste mehrfach operiert werden. Der Angreifer war ein Kritiker des Präsidenten, seine sozialen Netzwerke voll mit Anti-Trump-Beiträgen. Dieser äußerte sich in einer Fernsehansprache damals bestürzt und besuchte Scalise im Krankenhaus.

In anderen Fällen hat Trump sich wesentlich zurückhaltender gezeigt. Im Falle der Aufrührer des 6. Januar 2021 etwa, die randalierend durchs Kapitol zogen. Bis heute stellte er sie als Helden dar, die zu Unrecht verurteilt worden seien. Als seine Anhänger damals „Hängt Mike Pence auf“ riefen und den Kongress verwüsteten, schaute Trump stundenlang schweigend zu.

Ein anderer Fall war die vereitelte Entführung der Gouverneurin von Michigan, Gretchen Whitmer, im Oktober 2020. Sie hatte in der Corona-Pandemie mit die strengsten Lockdowns im Lande verhängt und war so zum Ziel Trumps geworden. Die festgenommenen Milizionäre beklagten damals ihren Frust über die Maßnahmen; Whitmer sei eine „tyrannische Schlampe“. Trump spielte den Angriff herunter und griff die Gouverneurin weiter für ihre Corona-Politik an.

Im Oktober 2022, kurz vor den Kongresswahlen, erschütterte der Angriff auf Nancy Pelosis Ehemann Paul die Vereinigten Staaten. Ein Mann drang in das Haus der Demokratin in San Francisco ein, brach ihrem Ehemann mit einem Hammer den Schädel und äußerte später, er habe eigentlich Nancy entführen wollen. Er habe geplant, ihr „die Kniescheiben zu zertrümmern“, sollte sie ihre angeblichen Lügen über eine russische Einmischung in den Präsidentenwahlkampf 2016 nicht gestehen. Trump machte sich ein Jahr später über die Attacke lustig. Wie gehe es im Übrigen dem Mann der „verrückten Nancy Pelosi“, fragte er in einer Rede in Kalifornien. Die „Mauer um ihr Haus“ habe ihn ja nicht gut vor Eindringlingen geschützt.

Eine Umfrage der University of California aus dem Jahr 2022 hat ergeben, dass die

Amerikaner sich mit der Idee politischer Gewalt anfreunden. Ein Fünftel ist darin der Meinung, politische Gewalt sei zumindest manchmal gerechtfertigt. Wenn Trump dann noch sagt, wenn er die Wahl verliere, könne es „Chaos im Land“ geben, flammt die Debatte über einen neuen Bürgerkrieg wieder auf.

Die Politikwissenschaftlerin Barbara Walter erneuerte jüngst ihre Warnung, Amerika sei einem Bürgerkrieg näher, „als jeder von uns glauben möchte“. Sie befürchtet ein oder zwei Jahrzehnte politischer Instabilität oder Gewalt in den Vereinigten Staaten, die mit der Ermordung von Politikern und Richtern und dem Aufstieg von Milizen einhergehen könnten. Grund seien die politische Polarisierung, der kulturelle Tribalismus, die Akzeptanz von Verschwörungstheorien und die Verfügbarkeit von Waffen in den Vereinigten Staaten. Im Falle Trumps war der Attentäter ein schwächlicher Zwanzigjähriger, der mit einem Sturmgewehr schoss, das auf seinen Vater zugelassen war, ebenso wie 19 weitere Waffen im Haus der Familie.

Es muss nicht so kommen wie im dystopischen Actionfilm „Civil War“, der in diesem Jahr erschien und in dem Sezessionisten eine autoritäre amerikanische Regierung stürzen wollen. Da fallen am Ende Bomben auf Washington, und Panzer rollen auf das Kapitol zu. Doch auch ein konstantes, niedriges Niveau an Gewalt reicht für Chaos. Die Politikwissenschaftlerin Walter macht in der amerikanischen Gesellschaft ein Gefühl der Naivität und Unschuld aus. Man mache sich vor, die Vereinigten Staaten seien „zu gut“ für so etwas. Das ist es auch, was Biden nach dem Anschlag auf Trump suggerierte. Doch einen Bürgerkrieg hat es schon einmal gegeben.

Der Verlust der politischen Mitte und die heftigen Grabenkämpfe haben viele Amerikaner politikverdrossen gemacht. Über Politik zu reden bringt Ärger, das gilt schon für den Nachbarn. Das Prinzip „agree to disagree“ gibt es nicht mehr, andere Meinungen werden nicht ausgehalten, sondern ausgebuht.

Als Brandbeschleuniger fungieren die sozialen Medien. Noch nie waren Inhalte und Verschwörungstheorien anonym schneller verbreitet, noch nie waren die

etablierten Medien so verschrien. In den Augen vieler Amerikaner gibt es keine glaubwürdigen Nachrichten mehr. Fehler sind nicht mehr nur Fehler, sondern gleich Anzeichen dafür, dass etwas faul ist. Jüngstes Beispiel ist das Attentat auf Trump. Mit jedem Tag mehren sich die Hinweise darauf, dass der Secret Service beim Schutz des früheren Präsidenten in vielem versagt hat.

Unter Trump-Anhängern aber ist das Teil einer größeren Verschwörung: der Höhepunkt einer Hetzjagd, ein Auftrag der Biden-Regierung. Als „Beweise“ kursieren Hunderte Videos im Netz, in denen Winkel vermessen, Details eingekreist und Unschärfen ausgemacht werden. Skepsis ist in der amerikanischen Politik heute der erste Impuls vieler Amerikaner – nicht nur für die Anhänger Trumps. Eine Gallup-Umfrage sah das Vertrauen in die Medien vor einem halben Jahr als so gering an wie noch nie. Nur ein Drittel der Befragten gab an, sehr viel oder „ziemlich viel“ Vertrauen darin zu haben, dass Medien vollständig, fair und genau berichten. So wenige waren es zuletzt 2016.

Unter diesen Vorzeichen ist es schwer, die amerikanische Demokratie auf Kurs zu halten. In ungewohnter Einigkeit rufen Trump und Biden seit dem Attentat in Pennsylvania zur rhetorischen Mäßigung auf. Der Präsident hatte seinen Widersacher noch am selben Abend angerufen und kurz gesprochen, eine Seltenheit in den vergangenen Jahren.

Bisweilen klingt es, als müsse der Aufruf zur Zurückhaltung für beide Seiten gleichermaßen gelten. Die Demokraten haben ihre Angriffe auf Trump und die Republikaner verschärft. Mit Michelle Obamas „When they go low, we go high“ kommen sie schon seit einer Weile nicht mehr weiter. Doch zwischen der demokratischen und der trumpischen Rhetorik liegen Welten. Biden entschuldigte sich in dieser Woche für seine Aussage, man müsse Trump jetzt „ins Visier nehmen“.

Der wiederum hat in diesem Jahr schon gesagt, Migranten vergifteten „das Blut unseres Landes“, er werde „nur an Tag eins“ einer weiteren Präsidentschaft Diktator sein und er werde die „Kommunisten, Marxisten, Faschisten und die linksradikalen Schläger ausrotten, die wie Ungeziefer in den Gren-

zen unseres Landes leben“. Er entschuldigte sich für keine dieser Aussagen.

Es war außerdem Trumps Vizepräsident J. D. Vance, der nach Pennsylvania als einer der ersten Öl ins Feuer goss und Biden die Schuld am Mordanschlag gab. Es sei die zentrale Prämisse der Biden-Kampagne, dass Trump ein „autoritärer Faschist“ sei, der „um jeden Preis gestoppt“ werden müsse, schrieb Vance auf der Plattform X. Dann behauptete er, diese Rhetorik habe „direkt zum Attentat“ auf Trump geführt.

Dessen Auftritt in Milwaukee war Beweis genug dafür, dass man auf sein Wort nicht allzu viel geben sollte. Nach dem Mordanschlag tat Trump kund, er habe seine Rede für den Parteitag grundsätzlich überarbeitet. Statt Angriffe auf Biden sei nun Versöhnung die Botschaft. Auf der Bühne begann er denn auch mit der Botschaft, er wolle Präsident für alle Amerikaner sein, nicht nur für eine Hälfte des Landes. Schließlich gebe es „keinen Sieg, wenn man für halb Amerika gewinnt“.

Doch den gemäßigten Ton hielt Trump am Donnerstagabend kaum eine Viertelstunde seiner gut eineinhalb Stunden langen Rede durch. Erst sagte er: „Die Zwietracht und Spaltung in unserer Gesellschaft muss geheilt werden.“ Wenig später dann sprach er von der „Invasion“ durch Migranten, die man verhindern müsse, indem man die Grenze dicht mache und die Mauer weiterbaue, die unter ihm ja schon fast fertig geworden sei. Das sind keine neuen Parolen, aber auch keine gemäßigten.

Amerikanischen Politikern gelingt es kaum noch, Debatten von Ideologien wieder auf konkrete Themen zu lenken. Es gibt keine gesitteten Auseinandersetzungen mehr. Der kulturelle Tribalismus, wie die Politikwissenschaftlerin Walter ihn nennt, ist zu stark. Und wenn auf dem Parteitag in Milwaukee die Besucher auf einmal weiße Wundauflagen am Ohr tragen, wie Trump nach seiner Verletzung, dann hat das etwas von einem religiösen Kult.

Niemand weiß, was in fünfzig Jahren in den Geschichtsbüchern stehen wird neben dem Bild des angeschossenen Trump, der die Faust kämpferisch in den Himmel reckt. Oder ob der amerikanische „Held“, der Trump für seine Anhänger ist, die Wahl im November gewinnt. Sicher ist nur, dass das Land gefährliche Zeiten durchlebt.



Springerstiefel eines Neonazis bei einer Demonstration in Dortmund im Jahr 2000
Foto Picture Alliance

Sie sind wieder da

Mittlerweile haben die meisten Menschen mitbekommen, dass Rechtsextreme nicht mehr so herumlaufen wie in den Neunzigerjahren, mit Springerstiefeln, Baseballschlägern, Bomberjacken und Glatzen. Stattdessen sind sie ordentlich gescheitelt und ordentlich angezogen. Sie wollen Schwiegersöhne sein und nicht dumpfe Schläger – so glauben sie, erfolgreicher zu sein und nicht so schnell geächtet zu werden. Doch stimmt das noch? Es gibt Anzeichen, dass sich da gerade etwas verändert.

In Grevesmühlen zum Beispiel. Die Kleinstadt in Mecklenburg-Vorpommern sorgte im Juni einige Tage lang für bundesweite Aufregung, weil zwei schwarze Mädchen und deren Vater von Jugendlichen rassistisch beleidigt und angegriffen wurden. Auf Videos, die im Internet kursieren, sind die Angreifer zu sehen. Einer trägt Bomberjacke, Tarnhose und Springerstiefel, ein anderer Hosenträger und einen Pullover der Marke Lonsdale London, die früher bei Neonazis beliebt war. Eine Reporterin der „Süddeutschen Zeitung“, die den Ort besuchte, beschrieb „die kahl geschorenen jungen Männer, die auf den Bänken vor dem Bahnhof sitzen und aussehen wie die Skinheads in den Neunzigern“.

Oder Arnstadt. Die Gruppe rechtsextremer Jugendlicher, die in der thüringischen Kleinstadt von sich reden macht, hat es nicht in die bundesweiten Schlagzeilen geschafft. Nur die Lokalzeitung berichtete, als im März eine „Initiative für Demokratie“ eine Gedenkveranstaltung für Karl Sidon ausrichtete, den Wächter des Arnstädter Schlossparks. Der hatte 1993 Skinheads ermahnt, weil sie randalierten, daraufhin prügeln sie ihn bewusstlos und legten ihn auf eine Straße. Sidon wurde überfahren und starb. Und gerade als Arnstädter jetzt am Ort seines Todes an ihn erinnern wollten, erschienen wieder Neonazis, eine Gruppe, die sich „Neue Hitlerjugend“ nennt. Sie riefen „linkes Pack“ und „Lüge“ und wollten einschüchtern. Auf Fotos tragen sie Springerstiefel, Alpha-Industries-Bomberjacken und Lonsdale-Pullover, aber keine Glatzen. Wird da der Stil der Neunzigerjahre zitiert? Eine Teilnehmerin beschreibt die „Neue Hitlerjugend“ eher als „ein bisschen schick angezogen“, mit längeren Haaren und Seitenscheitel. Ein Mann, der sich mit Extremisten in Arnstadt gut auskennt, sagt über Skinheads: „Ich beobachte das so noch nicht.“ Also ein Irrtum, ein falsches Gerücht?

Eine Stunde später ruft die Frau noch mal an. „So ein Zufall“, sagt sie. Eine Bekannte habe ihr gerade ein Foto aus der Tram 1 in Erfurt in Richtung Rieth geschickt. Darauf: ein Neonazi mit Glatze und Bomberjacke, neben ihm einer mit Springerstiefeln und weißen Schnürsenkeln. Manchmal, sagt sie, sehe man so was auch in Arnstadt. „Das ist schon so ein Retro-Ding, was die fahren.“

Ein ähnliches Erlebnis hat man, wenn man mit der thüringischen Grünen-Abgeordneten Madeleine Henfling telefoniert. Eigentlich kennt sie das nur sehr vereinzelt, dass Rechtsextreme als Skinheads herumlaufen. „Aber – witziger Zufall – ich bin heute durch Erfurt gelaufen, und mir kam ein Typ in Springerstiefeln und weißen Schnürsenkeln entgegen. Das habe ich lange nicht mehr gesehen.“

Also doch ein Trend? Und, weniger modisch gefragt: Ist das womöglich nur der

sichtbare Teil einer neuen rechtsradikalen, gewaltbereiten Jugendkultur?

Für rechtsextreme Gewalt gibt es Statistiken: Die Zahl der Taten steigt. Zur Mentalität der Jugendlichen aber gibt es keine offiziellen Zahlen, keine „Zentralstelle Jugendkultur“, die man einfach anrufen könnte. Wer es genauer wissen möchte, muss an vielen Orten Eindrücke sammeln und dann schauen, ob sich diese zu einem Bild fügen.

Ein guter Ort dafür ist Tiktok. Spätestens, seit die AfD auf der Videoplattform im großen Stil für sich wirbt, ist allgemein bekannt, welch großen Einfluss sie auf Jugendliche hat. Mareike Stürenburg beobachtet die rechtsextreme Szene dort. Sie macht das für die Amadeu Antonio Stiftung, die nach einem Vertragsarbeiter aus Angola benannt ist, der im November 1990 in Eberswalde von Neonazis getötet wurde. Und seit ein paar Monaten sieht Stürenburg plötzlich Videos von Skinheads. „Das hat mich verwundert, eigentlich hat sich die Szene davon ja entfernt“, sagt sie. „Ich würde das noch als Randerscheinung betiteln, das heißt aber nicht, dass das nicht groß werden kann – meiner Einschätzung nach entwickelt sich das gerade.“

Tiktok ist voll mit Leuten, die aussehen, als wären sie 1992 in Rostock-Lichtenhagen in eine Zeitmaschine gestiegen. „user00337405247“ zeigt seine Springerstiefel, spielt Skinhead-Musik und sagt, er sei Single und suche ein „wunderschönes deutsches Mädchen“. Er könnte sich mit „all.eyes.on.odine“ vernetzen, das junge Mädchen zeigt sich in Springerstiefeln, Militärhosen und Bomberjacke. „Fit Checks“ nennt man das in der Szene, der einzige Sinn der Videos besteht darin, die provokante Kleidung an einem öffentlichen Ort zu tragen, wie eine Mutprobe. Also läuft „Bonehead_88“ mit einer Reichsfahne über eine Ackerstraße, mit Springerstiefeln, Glatze und Bomberjacke. Seine Follower schicken ihm Herzen, einer schreibt „für die AfD“, ein anderer „Macht weiter so“.

Der Bezug zur AfD fällt auf in den Kreisen der neuen Skinheads auf Tiktok. In den Neunzigerjahren machten viele Neonazis einen Bogen um Parteien wie die NPD, weil ihnen das demokratische Parteiensystem insgesamt verkommen schien. Lieber organisierten sie sich in Kameradschaften. Heute folgen viele der neuen Skinheads AfD-Parteiverbänden oder Politikern wie Maximilian Kraus. Die AfD mobilisiert das rechtsextreme Lager bis in den letzten Winkel.

Die Behörden haben das Phänomen auch schon wahrgenommen. In Sicherheitskreisen heißt es, dass kleine Teile der rechtsextremen Szene die alte Mode wieder zitieren. Die Zahlencodes, 88 und 18, gibt es wieder, und auch die Buchstaben-codes, HH oder AH. Auch die alten Marken sind wieder da, die Bomberjacke, die Lonsdale-Klamotten, die Glatzen. Ein Teil des Trends kommt aus dem Ausland, aus Amerika und Russland, und schwappet über das Internet nach Deutschland.

Im März luden Rechtsextreme zur „Glatzenparty“ nach „Mitteldeutschland“. Der Flyer ist noch im Internet zu finden. An dem Rechtsrockkonzert, das in Zeulenroda-Triebes stattfand, sollen 150 Personen teilgenommen haben. Es diente nach Erkenntnissen des Thüringer Verfassungsschutzes „der Wiederbelebung der regionalen Skinheadszene“, blieb bislang aber „ohne entsprechende Resonanz“. Ein „all-

Einige Rechtsextreme sehen wieder aus wie früher: Springerstiefel, Hosenträger, Bomberjacke, Glatze. Was soll das?

Von Justus Bender und Andreas Neßger

gemeiner Trend“ in diese Richtung sei „zumindest derzeit“ nicht auszumachen. Was Glatzen und Stiefel angeht, äußern sich die Verfassungsschützer in Sachsen ähnlich. Sie registrieren aber durchaus, dass im Freistaat rechtsextremistische Gruppierungen „gezielt junge Menschen ansprechen“. Und dass diese Strategie verfolge und zu neuem Nachwuchs führe.

Zwei Gruppen, die der Verfassungsschutz dabei im Auge hat, sind die „Jungen Nationalisten“ und die „Nationalrevolutionäre Jugend“. Das sind die Jugendorganisationen der früheren NPD, die sich inzwischen „Heimat“ nennt, und des „Dritten Wegs“. Vor zwei Wochen wurde am Berliner Bahnhof Ostkreuz eine Gruppe von Leuten, die zu einer Demonstration gegen Rechtsextreme anreisten, von verummten Männern überfallen, teils waren sie mit Schlagstöcken und Schlagringen bewaffnet. Die Polizei ermittelt noch, aber linke Aktivisten wollen einen bekannten Neonazi der „Nationalrevolutionären Jugend“ erkannt haben. Eine Woche später trainierte die Partei Jugend im Stadtpark Lichtenberg am helllichten Tag Kampfsport.

In Dresden wiederum gründete sich vor einigen Monaten unter dem Namen „Elblandrevolte“ eine Ortsgruppe der „Jungen Nationalisten“. Die Gruppe wird mit dem Angriff auf den SPD-Politiker Matthias Ecke in Verbindung gebracht, der im Mai krankenhausrreif geprügelt wurde. Im Juni mobilisierte die „Elblandrevolte“ rund neunzig Personen, um die Parade zum Christopher Street Day in Dresden zu stören. Aufnahmen von „Spiegel TV“ zeigen ordentlich gescheitete junge Männer in Schwarz, aber auch rasierte Schädel.

Rechtsextreme, die sich in Vereinen und Parteien organisieren und die Öffentlichkeit suchen, lassen sich vergleichsweise leicht beobachten. Bei irgendwelchen Jugendlichen in Grevesmühlen oder Arnstadt oder sonst wo ist das schwerer. Es gibt in allen Bundesländern Vereine und Initiativen, die ein Auge auf die rechtsextreme Szene haben. Die F.A.S. hat einige davon gefragt, ob da gerade eine breitere rechtsradikale Jugendkultur entsteht. Manche winken ab: Dazu lasse sich kaum Belastbares sagen. Viele sehen es im Kern aber wie der Verfassungsschutz: Stramm rechts zu sein ist bisweilen wieder angesagt, die Gewalt gegen Andersdenkende nimmt zu; Springerstiefel und Bomberjacke sieht man wieder, aber nur vereinzelt. Also ein bisschen wie in den Neunzigern? Felix Steiner, der für den Verein „Möbit“ die Szene in Thüringen beobachtet, hält nichts von solchen Vergleichen: „Das hatte damals eine viel breitere Dimension, da gab es weite Landesteile, da waren die Skinheads die dominante Jugendkultur – davon sind wir weit entfernt.“

Wie alltäglich rechtsextreme Vorfälle aber schon sind, gerade unter Heranwachsenden, zeigen Chroniken wie die der Opferberatungsstelle RAA Sachsen. Eine Auswahl:

Am 19. Mai warfen nach Presseberichten Unbekannte in Limbach-Oberfrohna das Fenster einer Linken-Stadträtin ein. Tags darauf beobachtete die Politikerin Jugendliche, die vor ihrem Haus Kieselsteine sammelten und „Sieg Heil“ riefen.

Am 9. Juni schmierte nach Polizeiangaben am Bahnhof Lugau ein Fünfzehnjähriger mit Flüssigkeit ein Hakenkreuz auf die Straße.

Am 18. Juni sollen in Bautzen fünf Vermummte die Scheibe der Eingangstür

zum Jugendklub „Kurti“ eingeworfen und Nazi-Parolen skandiert haben.

Am 12. Juli rief laut der „Freien Presse“ auf einem Platz in Chemnitz eine Gruppe von Personen zwischen 16 und 21 Jahren mehrfach „Sieg Heil“.

Aus solchen Meldungen geht meist nicht hervor, wie die Jugendlichen frisiert waren. Auf den ersten Blick mag das nicht so wichtig sein. Aber genau genommen ist es das schon. Es macht nämlich einen Unterschied, ob Jugendliche ihre Gesinnung offen zur Schau stellen oder nicht. Wenn sie sich das trauen, sagt das etwas über die Gesellschaft, in der sie leben. Und darüber, wie ernst sie es meinen.

Stiefel oder Bomberjacke sind nicht der einzige Look, mit dem Jugendliche sich als rechtsextrem zu erkennen geben. Beate Wesenberg, die viel an sächsischen Schulen unterwegs ist, sieht verschiedene Stile. Jugendliche, die angezogen sind, als seien sie gerade bei einer Demo im Schwarzen Block mitgelaufen. Oder solche, die Klamotten wie aus einem anderen Jahrhundert tragen, braune Pullunder, darunter weiße Hemden. Und bisweilen auch solche, die wie klassische Skinheads aussehen.

Wesenberg arbeitet für die Amadeu Antonio Stiftung. Sie hilft Schulen im Umgang mit antidemokratischen Einstellungen, „Starke Lehrer – starke Schüler“ heißt das Projekt. Wenn sie gerufen wird, ist meist schon etwas passiert: Ein Schüler hat beim Ausflug in die Gedenkstätte Buchenwald den Hitlergruß gezeigt, ein Jugendliche haben einem Mitschüler ein Hakenkreuz in die Haare rasiert.

Mehr Sorgen als die „oft unreflektierte Reproduktion rechter Symbole“ macht ihr die Gewalt. Dass rechtsextreme Gruppen gezielt andere Schüler angreifen. Dass sie mancherorts „Dominanzräume“ schaffen, in denen sich andere Schüler nicht trauen, etwas zu sagen, obwohl sie in der Mehrheit sind. Wesenberg ist Jahrgang 1980, die sogenannten „Baseballschlägerjahre“ hat sie in einer sächsischen Kleinstadt selbst erlebt. Am Baggersee musste man da fürchten, dass Skinheads kommen und wahllos auf Leute eintreten. Sie sagt: „Diese Entwertung der Gewalt, das erinnert schon an damals.“

Rechtsextreme Mode können Schulen mit der Hausordnung und strengen Sanktionen untersagen. Wesenberg kennt Fälle, in denen es so gelungen ist, Springerstiefel vom Schulhof zu verbannen. Aber was ist mit der Einstellung? Da müsse man pädagogisch arbeiten, sagt Wesenberg und erzählt eine Geschichte, die darauf hinausläuft, dass die Dinge manchmal Zeit brauchen. Vor bald zwanzig Jahren betreute sie an einer Berufsschule einen jungen Neonazi, engagiert bei den „Jungen Nationalisten“, mit Glatze und allem, was dazugehört. Als sie sich am Ende des Schuljahres voneinander verabschiedeten, sagte er, dass ihm die Diskussionen mit ihr geholfen hätten – er fühle sich in seinem Weltbild jetzt noch gefestigter. Wesenberg dachte: Ziel verfehlt.

Sieben Jahre später sah sie ihn zufällig am Leipziger Hauptbahnhof wieder – geläutert und mit Haaren auf dem Kopf. Er erzählte ihr, dass die Gespräche damals doch etwas in ihm in Gang gesetzt hätten. Bei den „Jungen Nationalisten“ hätten nur seine Taten gezählt, sie habe ihn als Person wertgeschätzt. Wesenberg sagt: „Manchmal bleibt uns nur, zu warten und zu hoffen, dass unsere Arbeit Früchte tragen wird.“

SO ISST POLITIK

Ach, Brandenburg

Ein bittersüßer Saure-Gurken-Abend

Von Friederike Haupt

Saure-Gurken-Zeit nennt man die Hochsommerwochen, in denen politisch wenig los ist. Also so was wie das Sommerloch. Bekanntlich stirbt diese herrliche Zeit leider aus, weil andauernd was los ist. Gerade zum Beispiel Donald Trump, Bundeshaushalt, Wahlkampf im Osten. Trotzdem hat die Staatskanzlei des Landes Brandenburg zu ihrem Saure-Gurken-Abend geladen. Das ist ein Gartenfest mit Grill, es gibt Würstchen, Steaks und spanischen Wein, übrigens auch saure Gurken aus dem Spreewald. Es gab auch mal ein Jahr ohne Gurken, aber da fragten alle, was ein Saure-Gurken-Abend ohne saure Gurken soll, also kehrten sie zurück. An Bierischen sitzen Politiker und Journalisten und reden über alles Mögliche. Allerdings: Ministerpräsident Dietmar Woidke, SPD, weit mit Frau und Dackel Justus an der Ostsee. Sommerloche sich, wer kann!

Aber sein Sprecher ist da. Er ist am Vortag vom Ammersee nach Potsdam gereist, elf Stunden mit dem Deutschlandticket, um einfach mal ohne Ablenkung zu lesen. In der Politik gilt das schon als Erholung. In diesem Jahr sind die Politiker wehmütig. Fünf Jahre haben sie zusammen regiert, im September wählt Brandenburg neu. Die Chefin der Staatskanzlei, Kathrin Schneider, ebenfalls SPD, Spreewälderin („Saure Gurken sind was Gutes“), lädt die Gäste ein zum Austausch über die vergangenen Jahre. Dann der Satz gewordene knallende Korken: Das Büfett ist eröffnet!

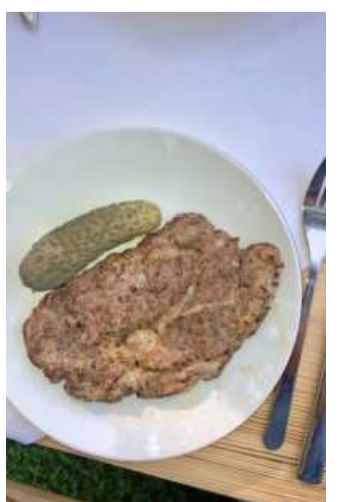
Das Catering kommt zwar von Profis, wirkt aber familiär. Salate in großen Glasschüsseln – Garnitur: geschnittene Gemüserose –, Grillfleisch, Halloumi in Alufolientüchchen. Dazu saure Gurken, Senfgurken. Die Kombination von Kammersteak und einer sauren Gurke auf dem Teller wird am Tisch „Märkisches Menü“ getauft; es findet Nachahmer. Frage an die Tischrunde: Was ist, neben Gurken, eine typische brandenburgische Spezialität? Genannt wird sogleich Knieperkohl, ein Sauergeremise aus der Prignitz, das gern mit deftiger Wurst aufgetischt wird. Mehrere Herren bekunden jedoch offensiv ihre Ablehnung der Traditionsspeise; zu sauer, boah, nee, „das muss man wollen“. Lieber noch ein „Märkisches Menü“. Leitkultur ist, was man draus macht.

Es sind etwa 60 Leute da, das ist wenig, verglichen mit Berliner Politikfesten. In Potsdam geht es einfach beschaulicher zu. Ein großes Gesprächsthema: Der Landesvorsitzende der CDU ist betrunken E-Roller gefahren. Alle sind sich einig, dass er



Saure Gurken sind was Gutes.
Fotos Friederike Haupt

die Sache politisch überstehen wird. Top Krisenmanagement. Andere fragen sich, wo eigentlich die AfD sei. Letztes Jahr habe sie sich hier im Garten noch „vollgestopft“. Vermissten tue man sie nicht. Noch eine Flasche Wein auf den Tisch, volle, golden flimmernde Gläser im Abendsonnenschein: Im Herbst wird der Landtag ein anderer sein.



„Märkisches Menü“

Als am 9. Juli ein russisches Geschoss die Kiewer Kinderklinik Ochmadyt zerstörte, waren viele in der Ukraine nicht überrascht. Wladimir Putins Luftwaffe tut so etwas oft. Genau zwei Jahre und vier Monate vorher zum Beispiel, am 9. März 2022, hatte sie mit einer 500-Kilo-Bombe die Geburtsklinik der ostukrainischen Hafenstadt Mariupol zerstört. Bilder verzweifelter Frauen und ihrer Babys gingen damals um die Welt – zum Beispiel ein Foto der schwer verletzten, hochschwangeren Anna Kalinina auf einer Trage in der Trümmerwüste. Als das Bild entstand, lebte sie noch. Dann brachte sie ihr Kind zur Welt. Es starb, und kurz danach starb auch sie. Der russische Botschafter in den Niederlanden behauptete später, das alles sei von Schauspielern gestellt worden.

Die Belagerung von Mariupol, einer Industriestadt mit vor dem Krieg 425.000 Einwohnern, ist in den vergangenen Monaten von mehreren Menschenrechtsorganisationen untersucht worden. Das erste Team kam von „Human Rights Watch“ und der ukrainischen Partnerorganisation „Truth Hounds“. Das zweite wurde von „Global Rights Compliance“ gestellt, einer Gruppe von Juristen und Ermittlern, die im Auftrag der EU, der USA und Großbritanniens Kriegsverbrechen untersuchen. Beide sagen: Am Ende der 85 Tage währenden Belagerung von Mariupol zwischen Februar und Mai 2022 hatten die Russen alle 19 Krankenhäuser der Stadt zerstört oder unbrauchbar gemacht. Allein beim Angriff auf das Krankenhaus Nummer 1 seien 50 Menschen lebendig verbrannt.

wie in der Ukraine sei dabei zugleich ein „Muster von Angriffen gegen Krankenhäuser“ sichtbar geworden. In Aleppo hätten russische und syrische Flugzeuge zum Beispiel immer wieder einen Platz bombardiert, an dem das einzige erreichbare Kinderkrankenhaus und eine Frauenklinik gestanden hätten.

Wie so ein Krieg gegen die Bevölkerung aus Sicht der Opfer aussieht, hat Halyna Balabanowa der F.A.S. erzählt. Vor dem Krieg arbeitete sie im Bildungszentrum „Halabuda“ in Mariupol, und als die Belagerung begann, machte sie zusammen mit ein paar Mitstreitern ihr Haus zu einer der größten Ausgabestellen für humanitäre Hilfe in der Stadt. An manchen Tagen verteilte Halabuda Essen, Medikamente und vor allem Wasser an bis zu 2000 Menschen.

Halyna Balabanowa hat damals alle Leiden von Mariupol miterlebt. Die Wohnung ihrer Eltern (die Mutter war bettlägerig und konnte nicht in den Bombenkeller) hatte wegen der Explosionen keine Fenster mehr. In der Küche lag Schnee, die Fenster der übrigen Räume stellten sie mit Schränken zu, um Schutz vor Splintern zu haben. Weil schon in den ersten Tagen der Belagerung, im Februar und März 2022, Strom und Fernheizung ausgefallen waren, wurde es an manchen Tagen im Haus nicht wärmer als zwei Grad. Wasser hatten sie zum Glück genug, denn in den ersten Kriegstagen waren sie klug genug gewesen, die Badewanne volllaufen zu lassen.

Wasser war überhaupt das größte Problem der Leute. Bei „Halabuda“ hatten sie genug davon, denn nebenan gab es einen Speicher von „technischem



Neben der Zerstörung von Wohnvierteln („Global Rights Compliance“, „Human Rights Watch“ und „Truth Hounds“ haben aus Satellitenaufnahmen geschlossen, dass mehr als 90 Prozent der Wohnblocks in Mariupol zerstört oder beschädigt wurden) spielte die Ausschaltung der Strom-, Wasser- und Fernwärmenetze eine zentrale Rolle in Putins Aushungerungskrieg. Gleich in den ersten Tagen der Belagerung bombardierte Russland die wichtigsten Strom- und Gasleitungen in die Stadt und schaltete die Pumpwerke für die Wasserversorgung aus.

Die Bewohner brachte das alles an die Grenze ihrer Belastbarkeit. In Halyna Balabanowas Team zum Beispiel konnten nach dem Angriff auf das Geburtskrankenhaus mehrere Freiwillige tagelang nicht mehr arbeiten – so sehr hatten die Bilder sie mitgenommen.

Das zweite Element dieses Krieges gegen die Bevölkerung war das Aushungern im wörtlichen Sinn. „Global Rights Compliance“ stellt fest, die Russen hätten regelmäßig Konvois mit Hilfsgütern von außen gestoppt und beschlagnahmt, oft seien die Fahrer festgenommen worden.

Das führt zur dritten Methode: Die Russen stoppten nicht nur alles, was an humanitären Gütern nach Mariupol kommen sollte, sondern auch alle Menschen, die hinaus strebten. Sie bombardierten spontane Sammelpunkte in der Stadt und Kolonnen unterwegs, um die Bevölkerung zu zwingen, sich bei der Flucht einer sogenannten „Filtration“ zu unterwerfen. „Global Rights Compliance“ schreibt, wer aus russischer Sicht besonders gefährlich erschienen sei, den hätten die Besatzer festgenommen. Wer ihnen nur mäßig unzuverlässig vorkam, sei in andere Teile Russlands deportiert worden, und wer seine Treue zu Putin glaubhaft machen konnte, durfte in den besetzten Gebieten der Ukraine bleiben. Insgesamt haben mehrere Schätzungen zufolge etwa 400.000 Bürger Mariupols ihre Stadt während der Belagerung verlassen. 200.000 von ihnen soll es dabei gelungen sein, trotz russischen Beschusses unkontrolliert zu fliehen.

Die vierte Methode des Kampfes gegen die Menschen war nach Überzeugung von „Global Rights Compliance“ die systematische Festnahme und Missbehandlung humanitärer Helfer. Auch mehrere von Halyna Balabanowas Mitstreitern haben das erlebt. Ihre Freundin Anna Woroschyna, die bei „Halabuda“ Medikamente sortierte, wurde bei einem Fluchtversuch festgenommen und für mehrere Monate eingesperrt; ein anderer Kollege, Ihor Ilwutschenko, wurde geschlagen und durch Schreckschüsse terrorisiert. Ein dritter Mitstreiter, Dmytro Tschytschera, ist spurlos verschwunden. Eines Tages, berichtet Halyna Balabanowa, sei er von einem Erkundungsgang durch die umkämpfte Stadt nicht mehr zurückgekommen. Keiner weiß heute, ob er tot ist oder irgendwo in Gefangenschaft noch am Leben.

Wie viele Menschen in den 85 Tagen dieses Terrors starben, kann man nur schätzen. Im Bericht von „Human Rights Watch“ und „Truth Hounds“ heißt es, Satellitenbilder zeigten, dass in der Zeit der Belagerung und danach mehr als 10.000 neue Gräber rund um Mariupol entstanden seien. Diese Zahl sei aber „signifikant“ niedriger als die der wirklichen Opfer, weil in manchen Gräbern mehrere Menschen lagen, und weil viele Tote entweder in Hinterhöfen verscharrt oder unter Trümmern liegen geblieben

seien. Die Stadtverwaltung von Mariupol schätzt deshalb aus dem Exil, dass die Belagerung insgesamt 25.000 Leben gekostet hat. „Global Rights Compliance“ gibt zwar keine Zahlen an. Intern heißt es aber, diese Schätzung sei plausibel.

Halyna Balabanowa hat ihre Stadt am 16. März verlassen, dem Tag, als die Russen das Theater zerstörten. Früh am Morgen hatte sie erfahren, dass die Besatzer ein Team der Caritas verschleppt hatten, und von den Männern ihrer Gruppe hörte sie, dass die Russen jetzt nur noch

wenige Blocks entfernt stünden. So ging sie schnell heim, verabschiedete sich von ihrem Vater und ihrer Mutter, packte einen kleinen Rucksack und quetschte sich mit mehreren Freunden und zwei Hunden in das Auto, das sie, wenn sie Glück haben würden, trotz Minen und Sperrfeuer in die unbesetzte Ukraine bringen sollte. Sie hatte Glück, und es gelang. Unterwegs auf der Küstenstraße, die aus Mariupol hinausführt, blickte sie immer nur nach links. „Ich wollte keine Ruinen sehen. Nur das Meer.“

Die Geburtsklinik von Mariupol nach dem Angriff vom 9. März 2022. Die Frau im Bild brachte kurz danach ein gesundes Mädchen zur Welt. Foto dpa

Putins Hungerkrieg

Russland hat in seinen jüngsten Kriegen immer wieder blutigen Terror gegen die Bevölkerung als Strategie eingesetzt. Ein bevorzugtes Ziel sind dabei Kinderkliniken. *Von Konrad Schuller*

Eine Untersuchung der Vereinten Nationen kommt zum selben Ergebnis.

Einige Kliniken wurden dabei mehrmals angegriffen. Schlussfolgerung der Experten von „Global Rights Compliance“: Der „absichtliche Beschuss von medizinischer Infrastruktur“ ist ein Teil einer übergreifenden russischen „Strategie zur Erzwingung der Kapitulation“.

Und zwar tatsächlich nur ein „Teil“, denn das Gesamtbild ist größer. Aus der Auswertung unzähliger Bilder und Zeugenaussagen haben die Ermittler nämlich eine schlimme Anklage abgeleitet: In Mariupol, schreiben sie, habe Russland das „bewusste Aushungern von Zivilisten“ zur absichtsvollen „Methode der Kriegsführung“ gemacht. Ihr Mittel war demnach, die „Lebensmöglichkeiten“ der zivilen Bewohner zu zerstören, um so die „Kapitulation der ukrainischen Streitkräfte“ zu erzwingen. Als Zeugen rufen die Forscher Putins Sprecher Dmitrij Peskow auf. Der antwortete damals auf eine Frage nach Russlands Bombenkampagne, die Führung der Ukraine könne „die Situation in Ordnung bringen“, indem sie „die Forderungen der russischen Seite erfüllt“ und damit die „Leiden der örtlichen Bevölkerung“ verkürzt. Damit wurde klar: Moskau hatte die Menschen von Mariupol als Geiseln genommen.

Mit der Feststellung einer russischen „Strategie des Aushungerns“ steht „Global Rights Compliance“ nicht allein. Schon im April 2022 hatte der Chef des UN-Welternährungsprogramms David Beasley festgestellt, durch die Belagerung von Mariupol würden „Menschen dem Hungertod ausgeliefert“.

Mehrere Berichte der UN-Menschenrechtskommission zeigen außerdem, dass Terror gegen die Bevölkerung auch jenseits der Ukraine zu den Standardmethoden der russischen Streitkräfte gehört. Am klarsten hat sich das bisher in Syrien gezeigt, wo Russland an der Seite des Diktators Baschar al-Assad in den Bürgerkrieg eingegriffen hat. Den UN zufolge ist das „bewusste Aushungern der Zivilbevölkerung als Methode der Kriegsführung“ vor allem bei der Belagerung von Aleppo und Ost-Ghouta sichtbar geworden, wo die syrische und die russische Luftwaffe zusammen Wohngebiete bombardierten. Die Taktik sei dem Prinzip „Gib auf oder verhungere“ gefolgt, und

Wasser“ für die Feuerwehr. Das konnte man trinken, wenn man es kochte. Später schneite es, und die Menschen schmolzen Schnee für die Suppe.

Allerdings war auch das Schneeschmelzen gefährlich. Weil kein Mensch in seiner Wohnung offenes Feuer macht, schmolzen die Leute draußen, und viele Feuerstellen wurden von mehreren Familien gleichzeitig benutzt. Solche Schmelzgemeinschaften aber wurden immer wieder zu Zielen russischer Flugzeuge, genau wie die Warteschlangen an den wenigen Brunnen der Stadt. Halyna Balabanowa hat so einen Angriff auf eine Feuerstelle in der Nachbarschaft selbst erlebt. Zwei Menschen starben, drei wurden verletzt. Und bei einem Angriff auf einen Brunnen wurde eine ihrer Freundinnen getroffen.

„Global Rights Compliance“ hat am Beispiel von Mariupol vier zentrale Elemente der russischen Hungerstrategie identifiziert. Zuerst sind da die Angriffe auf lebenswichtige Objekte. Hier gehört die Zerstörung der Geburtsklinik dazu, aber auch der verheerende Angriff auf das Schauspielhaus am 16. März 2022. Dieses Gebäude hatte gleich mehrere Funktionen. In seinen Kellern lag der größte Schutzraum der Stadt, und gleichzeitig war es Ausgabestelle für Hilfsgüter sowie Sammelpunkt für Konvois, falls wieder einmal Gruppen von Bürgern ihre meist vergeblichen Versuche unternahmen, die Stadt im Bombenhagel zu verlassen. Wie die Stimmung in dieser überfüllten Rettungsinsel kurz vor dem Ende gewesen sein mag, hat Halyna Balabanowa verstanden, als eines Tages ein Schauspieler aus dem Theater sich bei „Halabuda“ erkundigte, ob denn in den Vorräten ein paar Beruhigungsmittel übrig seien. „Es gab unglaubliche Angst in diesem Theater“, sagt Halyna Balabanowa. „Das war ein Schutzraum voll Menschen, die ihre Balance verloren hatten. Sie hofften auf Rettung, aber stattdessen wurden sie ermordet.“ Wie viele Menschen bei dem Angriff starben, ist nicht bekannt. Die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa schätzt, dass am Tag des Bombardements etwa 1300 Menschen im Schauspielhaus waren. Vor und hinter dem Gebäude hatten die Leute vorher in metergroßen Buchstaben das Wort „Kinder“ aufs Pflaster gemalt.



Wir starten die Generalsanierung. Ihr kommt weiter ans Ziel.

„Mein Name ist Gerd-Dietrich Bolte und ich verantworte als Leiter Infrastrukturprojekte Mitte die Generalsanierung der Riedbahn. Damit die Bahn wieder zuverlässiger wird, sanieren wir nach und nach hochbelastete Strecken. Los geht's mit der Riedbahn zwischen Frankfurt/Main und Mannheim. Hier packen wir alles parallel an: Gleise, Weichen, Oberleitungen, Signaltechnik, Bahnsteige – alles neu und weniger störanfällig. In nur fünf Monaten. Wir bringen euch selbstverständlich auch weiter ans Ziel.“

Im Güter- und Fernverkehr auf Umleitungsstrecken. Im Regionalverkehr mit modernen, barrierefreien Bussen. Die Riedbahn ist unser erster Schritt zu pünktlicheren Zügen und attraktiveren Bahnhöfen. Wir geben weiter alles auf unserem Weg zu einem echten Hochleistungsnetz. Für ganz Deutschland und natürlich fürs Klima.“

Wenn ihr mehr über das Team Riedbahn erfahren möchtet: jetzt die Video-Doku „Bahnsinn Riedbahn“ ansehen.

Mehr Bahn für alle. [db.de/generalsanierung](https://www.db.de/generalsanierung)

* Mehr zum Klimaschutz bei der Deutschen Bahn, zum Beispiel durch Einsatz von 100% Ökostrom im Fernverkehr, unter [deutschebahn.com/gruen](https://www.deutschebahn.com/gruen)

Die Generation Z schlägt zurück

Proteste gegen die Regierung gab es in Kenia immer wieder. Doch diese sind anders: Jetzt begehren vor allem die Jungen auf – und sie organisieren den Widerstand selbst. *Von Claudia Bröll*

Dichterlesungen sind beliebt in Kenia. Es geht um Politik, um Missstände, um die großen und kleinen Probleme auf der Welt. Manche „Poet-Shows“ haben eine Anziehungskraft wie andernorts Rockkonzerte. „Artivists“ nennen sich die jungen Frauen und Männer auf der Bühne. Sie sind Künstler, und sie wollen wie Aktivistinnen etwas verändern.

Als Isaac Huru, Künstlername HURU, kürzlich in der All Saints Cathedral in Nairobi eine Lesung moderierte, war der



Poetin Rachel Stephanie Akinyi, Künstlername: Spontaneous Poet Foto privat

Saal voll. „Diese Veranstaltungen sind derzeit Plattformen, um das Bewusstsein zu schärfen, um zu erfahren, was passiert, wie viele Menschen getötet und entführt wurden, und um Hoffnung zu geben“, sagt der 30 Jahre alte Musiker und Dichter in einem Videogespräch. In normalen Zeiten setzt er sich mit seinen Werken und Auftritten unter anderem für den Anbau von Millionen Obstbäumen ein. Doch jetzt treibt ihn viel mehr um.

Kenia befindet sich seit mehreren Wochen im Ausnahmezustand. Junge Kenianer, also Mitglieder der Generation Z, gehen gegen Präsident William Ruto und seine Regierung auf die Straße. Es ist ein Aufbegehren, ein Sturm der Entrüstung gegen immer höhere Lebenshaltungskosten, gegen fehlende Jobs und Armut auf der einen und gegen Korruption und maßlose Bereicherung der politischen Elite auf der anderen Seite.

„Wir wollen nicht, dass unsere Kinder später in einem Staat wie diesem aufwachsen“, sagt Huru und spricht von einer „arroganten Regierung“, die sich nicht für die Interessen der Bürger interessiert. „Wir haben ein Recht auf eine ordentliche Gesundheitsversorgung, wir haben ein Recht auf sauberes Wasser, wir haben ein Recht auf Bildung, wir haben ein Recht auf Leben in diesem Land“, sagt er. Sein jüngstes Gedicht heißt „I'm Fighting“. „Ich kämpfe, und es tut weh. Aber ich kämpfe, bis ich nicht mehr kann. Ich kämpfe, bis wir das erreichen, was wir wollen“, lautet eine Strophe.

Proteste gab es in der Vergangenheit in Kenia immer wieder. Doch diese sind anders. Erstmals steckt kein Oppositionspolitiker dahinter, keine Partei, keine Organisation, keine bestimmte Volksgruppe, niemand koordiniert die Proteste. Die Gen Z koordiniert sich selbst, über die sozialen Medien, vor allem über die Plattform X und über Whatsapp. Das Resultat sind nicht nur Protestmärsche mit Transparenten und gereckten Fäusten, wie man sie aus allen Ecken der Welt kennt. Bei den Demonstrationen sind auch Skulpturen, Kunstwerke und Verkleidungen zu sehen. Als die Proteste begannen, wurde in Nachtclubs überall im Land die „Reject Hour“ um Mitternacht ausgerufen und eine zehn Minuten lange „Protestpause“ eingelegt. Die Musik stoppte, die DJs griffen zum Mikrofon und riefen zum Widerstand gegen ein umstrittenes Finanzgesetz auf. Protestsongs und „Ruto must go“-Rufe folgten. In manchen Clubs sangen alle Besucher gemeinsam die Nationalhymne.

Die Protestwelle hatte sich an dem besagten, mittlerweile zurückgezogenen Finanzgesetz entzündet. Es sollte maßgeblich dazu beitragen, den Staatshaushalt zu sanieren, und einen Staatsbankrott verhindern. In dem Paket waren höhere Steuern auf Brot, Speiseöl, Hygieneprodukte für Frauen und Fahrzeuge enthalten, aber zugleich auch Steuererleichterungen auf Hubschrauber und Privatflugzeuge. Das wirkte explosiv auf die Stimmung der Bevölkerung, bei der sich die Wut über die immer höheren Lebenshaltungskosten ohnehin schon lange angestaut hatte.

Kenias Regierung steht tatsächlich wegen einer drastisch gestiegenen Staatsverschuldung unter Druck. Dazu beigetragen haben nicht zuletzt teure Infrastrukturprojekte aus der Amtszeit des früheren Präsidenten Uhuru Kenyatta. In Nairobi

wurde eine 27 Kilometer lange Mautstraße auf hohen Stützpfählen zum Flughafen gebaut. Die Maut können sich aber nur Besserverdiener und Touristen leisten. Während sich der Rest der Bevölkerung also durch das tagtägliche Verkehrschaos quält, ist der „Nairobi Expressway“ meist leer.

Der jetzige Präsident Ruto kann sich nicht ganz aus der Verantwortung ziehen, denn er war über mehr als zehn Jahre hinweg Vizepräsident. Noch gut in Erinnerung haben die Kenianer zudem seine Versprechen im Wahlkampf, der ärmeren Bevölkerung zu helfen und ihr mehr Chancen zu eröffnen. Schubkarren wurden zum Symbol seiner „Hustler“-Kampagne. Ruto, einer der reichsten Männer des Landes, bezeichnete sich damals selbst als „Hustler“, also als emsigen Menschen, der den Aufstieg geschafft habe. Anekdoten, er sei barfuß zur Schule gegangen und habe Hühner am Straßennord verkauft, spickten den Wahlkampf.

Die Wucht der Proteste und die Kraft der sozialen Medien hat er jedoch offenkundig unterschätzt. Am 25. Juni versuchten junge Kenianer das Parlament zu stürmen. Schon einen Tag später teilte Ruto mit, er werde das Finanzgesetz nicht unterzeichnen. Eine Woche später kündigte er die Streichung der Budgets für die First Lady und die Second Lady – die Gattin des Vizepräsidenten – sowie die Auflösung von 47 Behörden an. Nicht dringend erforderliche Reisen für Regie-

When a young blood bleeds till the trenches are filled, in your silence!

Their goes a torn family quenched in the stench that is wrath, Their goes a ticking bomb waiting to explode, Here comes a generation ready for justice, in your silence, Their goes a youth like you and I carry a heavy cross in loss! So, when a young blood bleeds by the sword, Let your hearts be so disturbed, that your sleeping equates to the pain of a rob! Let your souls become so perturbed that your rising appeases their spirits throb, Let your cries be so loud until justice is found!

Wenn junges Blut blutet, bis die Schützengräben gefüllt sind, in deinem Schweigen!

Das war es dann wohl mit der zerrissenen Familie, abgeschreckt durch den Gestank, den man Zorn nennt. Das war es dann wohl mit der tickenden Zeitbombe, die auf ihre Explosion wartet. Hier kommt eine Generation, bereit für Gerechtigkeit, in deinem Schweigen. Das war es dann wohl mit einer Jugend, die dir ähnelt, und ich trage das schwere Kreuz in der Niederlage! Wenn junges Blut blutet durch das Schwert, lass deine Herzen so unruhig sein, als ob du im Schlaf ausgeraubt wurdest. Lass deine Seelen so verstört werden, dass dein Aufstand deine pochenden Lebensgeister besänftigt. Lass deine Schreie so laut sein, bis Gerechtigkeit gefunden ist!

Übersetzung F.A.S.



Wütend protestierten viele Kenianer Anfang Juli in Nairobi gegen die Regierung und gegen politische Eliten, die sich bereichern. Foto AFP

I'm fighting, I'm fighting with my pen, I'm fighting with my paper, I'm painting the despair that was created by my government, I'm fighting with the words. Cutting deeper than the guns. I'm fighting for my destiny, I only want the best for me, I'm fighting and it hurts, but I'm fighting 'till I can't, I'm fighting 'till we get to the place that we want, I'm fighting all my doubts, Yeah, I'm fighting for my life, I'm fighting for my better days, I'm grinding late at night, I'm fighting for my plight Yes, I'm fighting for my right. I'm fighting so that people in my line won't have to fight. I'm fighting for the life, Yes, I'm fighting with my gut, And even if I die tonight, I know I fought for love.

Ich kämpfe. Ich kämpfe mit meinem Stift, ich kämpfe mit meinem Papier. Ich male die Verzweiflung, die meine Regierung geschaffen hat, ich kämpfe mit den Worten. Schneide tiefer als Pistolen. Ich kämpfe für meine Bestimmung, ich will nur das Beste für mich, ich kämpfe, und es schmerzt, aber ich kämpfe, bis ich nicht mehr kann, ich kämpfe, bis wir dort sind, wo wir sein wollen, ich bekämpfe all meine Zweifel, ja, ich kämpfe für bessere Zeiten, ich schufte bis spät in die Nacht, ja, ich kämpfe für mein Recht. Ich kämpfe, damit meine Nachfahren nicht mehr kämpfen müssen. Ich kämpfe für das Leben, ja, ich kämpfe mit meinen Eingeweiden, und selbst wenn ich heute Abend sterbe, weiß ich, dass ich für die Liebe gekämpft habe.

Übersetzung F.A.S.

verheiratet, hat in der Gesellschaft normalerweise kaum etwas zu sagen. In der Vergangenheit seien junge Menschen von Politikern oder Parteien bezahlt worden, um für sie Wahlkampf zu betreiben oder gegen die jeweiligen Gegner auf den Straßen zu demonstrieren. Wenige hätten sich mit politischen Entscheidungen oder Gesetzesentwürfen im Detail befasst. Jetzt nutze diese Generation die sozialen Medien, um sich zu informieren und andere zu mobilisieren, häufig in den lokalen Sprachen für ein besseres Verständnis. „Es ist eine unglaubliche Entwicklung.“

Gleichzeitig seien die aktuellen Proteste ein völlig neues Phänomen mit Folgen, die sich nicht vorhersehen ließen. Kenyatta glaubt, dass sich ein Konflikt zwischen den Generationen anbahnt. „Viele junge Nutzer in den sozialen Medien beschuldigen ihre Eltern, nicht genug gegen korrupte Politiker unternommen zu haben. Manche wollen die eigenen Eltern hindern, in den nächsten Präsidentenwahlen ihre Stimme abzugeben.“ Dabei werde aber vergessen, dass es diese Generation gewesen ist, die in den Neunzigerjahren in Kenia erfolgreich für ein Ende der Ein-Parteien-Demokratie gekämpft hatte. Vergessen werde von einigen auch, dass Ruto demokratisch zum Präsidenten gewählt wurde. Die Forderung nach seinem Rücktritt hält Kenyatta daher für extrem.

Die vom Präsidenten erhoffte Wirkung haben die Zugeständnisse bisher nicht gezeigt. Im Gegenteil, das Misstrauen gegenüber der Staatsgewalt scheint noch zugenommen zu haben, weil die Polizei und die Sicherheitskräfte weiter mit scharfer Munition auf die Proteste reagierten. Nach einem Bericht der Kommission für Menschenrechte sind bisher mindestens 50 Personen getötet worden, mehrere Hundert wurden verletzt oder verhaftet. In den sozialen Medien mehren sich die Aufrufe, Vermisste zu suchen, die womöglich entführt wurden.

Auch der junge Poet Isaac Huru sucht einen Freund, der am 25. Juni, als das Parlament gestürmt wurde, verschwunden ist. Bisher ist die Suche in Krankenhäusern, Polizeistationen und Leichenhäusern erfolglos geblieben. „Die Demonstranten sind friedlich, die Polizei ist es nicht“, sagt er wütend, „wir haben nur Wasser, unsere Gesichtsmasken, Colgate und unsere Beine.“ Die Masken gegen das Tränengas, die Zahnpasta im Gesicht gegen Verätzungen der Haut – und die Beine, um vor der Polizei zu flüchten.

Rachel Stephanie Akinyi, eine Kollegin mit dem Künstlernamen „The Spontaneous Poet“, hat ein schwermetallisches Lied über die Brutalität der Polizei geschrieben mit dem Titel „When a young blood bleeds“. Es drücke ihre derzeitigen Empfindungen aus, sagt die 33 Jahre alte „Artivistin“. Gleichzeitig sei sie „unglaublich stolz darauf“, genau in dieser Zeit Kenianerin zu sein, in der sich junge Menschen im ganzen Land engagierten, um einen „positiven Wandel“ herbeizuführen, und zwar ohne einen „Anführer, der die Massen kommandiert“. Doch sie hat auch Angst, zur Zielscheibe zu werden. So viele Menschen seien ums Leben gekommen und verschwunden. Ein Interview, das sie dem Fernsehsender Al Jazeera gegeben



Der Poet Isaac Huru sucht im Netz nach einem vermissten Freund. Foto privat

hatte, verbreitete sich rasend schnell im Netz. Mit einem Mal hatte die namenlose Schar der Gen-Z-Protestierenden ein Gesicht.

Aufhören will Akinyi nicht. „Wenn ich jetzt sterbe, für diese Sache, dann wenigstens aus einem gutem Grund“, sagt die junge Frau. Auch ihr Dichterkollege Isaac Huru will weiter protestieren. Die Zugeständnisse des Präsidenten reichten nicht, auch ein Rücktritt werde nicht reichen. Für eine „besseres Kenia“ will er kämpfen, mit einer Regierung, die sich an die Verfassung hält und das Wohl der Bürger im Blick hat. Die Gewalt gegen die Demonstranten schüchtert ihn nicht ein. „Die Regierung kann nicht die gesamte Bevölkerung entführen.“

IMPRESSUM

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH

Politik: Dr. Richard Wagner (verantwortlich); Wilke Becker, Justus Bender, Oliver Georgi, Livia Gerster, Andreas Netzer; Büro Berlin: Jochen Buchsteiner, Konrad Schuller.

Leben: Bertram Eisenhauer (verantwortlich); Katrin Hummel, Julia Schaaß, Anke Schipp, Eva Schäfer, Dr. Lucia Schmidt, Jörg Thomann, Jennifer Wiebking.

Wirtschaft, Wert & Wohnen: Dr. Patrick Bernau (verantwortlich); Birgit Ochs (verantwortlich für Wohnen); in Berlin für Wirtschaftspolitik: Ralph Bollmann (stellv.); Sebastian Balzer, Stefanie Diamond, Sarah Huemer, Dennis Kremer, Anna Sophie Kühne, Anna-Lena Niemann, Dyrk Scheriff, Florian Siebeck, Anne-Christin Sievers, Marcus Theurer, Dr. Alexander Wulfers.

Faunisten: Dr. Julia Encke (verantwortlich); Peter Kürte, Karen Krüger, Tobias Röhler (Literatur), Mark Siemens, Harald Staun (Medien), Anna Vollmer, Elena Witteck.

Reise: Barbara Liepert (verantwortlich); Andreas Lestl.

Sport: Anno Hecker (verantwortlich); Michael Wittershagen (zuständig).

Technik & Motor: Holger Appel (verantwortlich); Boris Schmidt, Dr. Michael Spehr.

Beruf & Chance: Britta Beeger (verantwortlich); Benjamin Fischer, Dr. Ursula Kals, Uwe Marx.

Wissenschaft: Dr. Pia Heinemann und Joachim Müller-Jung (verantwortlich); Hinrek Feldwisch-Drentrup, Piotr Heller, Johanna Kuroczik, Dr. Manfred Lindinger, Dr. Ulf von Rauchhaupt, Dr. Frauke Zibkowsky.

Rhein-Main: Ralf Euler und Katharina Iskandar (verantwortlich); Eva-Maria Magel (Kultur).

Bildredaktion: Henner Flohr (verantwortlich); Thorsten Gerke (zuständig).

Chefin vom Dienst: Dr. Elena Geus.

Grafische Gestaltung: Holger Windfuhr (Art Director), Nina Simon (stellv.), Susanne Pfeiffer, Sabine Wolf.

Informationsgrafik: Nina Hewelt (verantwortlich); Felix Brocker, Nicole Gomes Rodrigues, Christine Sieber, Stephen-John Swierczyna, Stefan Walter.

Archiv: Olivera Kijacic.

Geschäftsführung: Thomas Lindner (Vorsitzender); Dr. Volker Breid.

Digitale Produktion und Vertrieb: Stefan Buhr, Nico Willer.

Anzeigen: Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauker, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de. Für Rhein-Main-Ausgabe: Achim Pflüger, RheinMainMedia GmbH, Waldstraße 226, 63071 Offenbach, Telefon (0 69) 75 01-33 36, Telefax (0 69) 75 01-33 37, E-Mail: service@rmm.de. Anzeigenpreise laut RMM-Preisliste Nr. 29, gültig vom 1. Januar 2024 an.

Hersteller: Andreas Gierth.

Monatsbezugspreis: Inland: Abonnement Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 27,90 € (inkl. FAZ 29,90€), einschließlich Frankfurter Allgemeine Zeitung 05,90 €. Abonnenten der gedruckten FAZ lesen für einen Aufpreis von 3,00 € zusätzlich die digitalen Ausgaben der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Darin enthalten ist außerdem der vollständige Zugang zur Website FAZ.NET (FAZ*). Mehr Informationen zu allen Angeboten und Preisen (z. B. für junge Leser, Geschäftskunden, Digital- und Auslandsabonnements) im Internet unter abo.faz.net. Ihre Daten werden zum Zweck der Zeitungszustellung an Zustellpartner und an die Medienservice GmbH & Co. KG, Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main, übermittelt. Gerichtsstand ist Frankfurt am Main.

Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG, Kurhusenstraße 4-6, 60456 Mörfelden-Walldorf; Pressedruck Potsdam GmbH, Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam; Süddeutscher Verlag Zeitungsdruck GmbH, Zamdorfer Straße 40, 81677 München.

Für die Herstellung der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung wird ausschließlich Papier mit einem hohen Recyclinganteil verwendet. An allen Druckereistandorten in Deutschland lässt die FAZ mit Ökostrom produzieren.

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitung oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urhebergesetz nicht anderes ergibt. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Zeitungsinhalten in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieser Zeitung nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder Ihr Intranet übernehmen oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der FAZ GmbH online erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (0 69) 75 91-29 01. Für die Übernahme von Artikeln in Ihren internen elektronischen Pressespiegel erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter www.presse-monitor.de oder unter Telefon (0 30) 28 49 30, PMG Presse-Monitor GmbH.

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH behält sich eine Nutzung ihrer Inhalte für kommerzielles Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor. Für den Erwerb einer entsprechenden Nutzungslizenz wenden Sie sich bitte an nutzungsrechte@faz.de.

© Copyright Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main, ISSN 1611-3993 (Ausgabe D)

Anschrift der Redaktion und des Verlags: Postanschrift: 60267 Frankfurt am Main, Hausanschrift: Pariser Straße 1, 60486 Frankfurt am Main; zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

Telefon (0 69) 75 91-0; Kundenservice: (0 69) 75 91-10 00 E-Mail: aboservice@faz.de Online: www.faz.net/meinabo

Anzeigenservice: (0 69) 75 91-33 44, Prospektwerbung: (0 69) 75 91-12 24.

Büro Berlin: Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, Telefon (0 30) 2 06 18-0.

E-Mail Redaktion: sonntagszeitung@faz.de

Abos-Bestellung: www.faz.net/abo

Orbán moderner Feudalismus

Pfründen gegen Loyalität, dazu Gespür für Macht und Themen: Wie Ungarns Ministerpräsident sich sein Herrschaftssystem gebaut hat – und wo die Schwachstelle liegt.

Von Stephan Löwenstein



Viktor Orbán im Dämmerlicht des Feudalismus
Illustration: Mart Klein und Miriam Migluzzi

Erst seit der vergangenen Woche darf sich Gergely Karácsony sicher sein, dass er der ungarischen Hauptstadt Budapest weitere fünf Jahre als Bürgermeister vorstehen darf. Dabei liegt seine Wahl schon sechs Wochen zurück. Aber das Ergebnis war dermaßen knapp, dass es dreier Nachzählungen bedurfte, bis es amtlich war. Zwischenzeitlich wurden für ihn in der Millionenstadt nur 40 Stimmen Vorsprung gezählt, am Ende wurde festgestellt: Es waren satte 293.

Am Beispiel Budapest lassen sich ein paar der Mechanismen der Machtausübung in Viktor Orbáns Ungarn zeigen, wenn auch nur indirekt. Karácsony nämlich zählt nicht zu Orbáns national-konservativer Partei Fidesz, sondern ist ein linksliberaler Gegenspieler. In der Hauptstadt hat sich der Fidesz schon immer schwergetan. Der von Orbán unterstützte vormalige Bürgermeister István Tarlos, den Karácsony bei der Kommunalwahl 2019 besiegte, war parteilos. Und auch dieses Jahr kam der Fidesz nicht einmal in die Stichwahl. David Vitézy, der so dramatisch knapp unterlag, gehört zur grün-liberalen Partei LMP.

Warum das trotzdem ein Mittel der Machtausübung Orbáns illustriert? Weil er hier zwei Oppositionskräfte aufeinandergehetzt hat und beinahe einen verhassten linken Bürgermeister losgeworden wäre. Zunächst war im Kommunalwahlkampf Orbáns bisherige Regierungssprecherin Alexandra Szentkirály als Fidesz-Kandidatin angetreten. Wenige Tage vor dem ersten Wahlgang stieg sie aus und rief die Fidesz-Anhänger zur Wahl Vitézys auf. War er nun von vornherein ein U-Boot Orbáns? Vitézy bestreitet das. Wie dem auch sei: Der Fidesz hat in einer Wahl, in der es für ihn selbst nichts zu gewinnen gab, einen Teil in die Opposition getrieben. Zu teilen und zu herrschen ist eine der ältesten Machttechniken der Welt, und Orbán beherrscht sie perfekt.

Divide et impera ist auch das Prinzip des Wahlrechts, das der Fidesz mit seinen Zweidrittelmehrheiten seit Orbáns Erdrutschwahlsieg 2010 auf die eigenen Bedürfnisse zurechtgeschnitten hat. Es beruht auf einer beinahe hälftigen Anwendung des Verhältnis- und des Mehrheitswahlrechts. Gut die Hälfte der Parlamentssitze wird über die Wahlkreise vergeben. Wer dort die meisten Stimmen hat, bekommt das Mandat.

Das Prinzip gab es schon vor Orbáns Regierungsantritt. Aber er hat es zugespitzt, indem es nunmehr keine Stichwahl um das Direktmandat mehr gab. Um eine Chance gegen den starken Fidesz zu haben, müssen die Oppositionsparteien sich von vornherein einigen. Als sie das schließlich zugebracht und sich verständigten, dass man nur mehr einen Oppositionskandidaten pro Wahlkreis gegen den Fidesz-Kandidaten in Stellung bringt, änderte Orbáns Zweidrittelkoalition flugs abermals das Wahlrecht. Die Änderung zwang das heterogene Bündnis faktisch dazu, auch mit einer gemeinsamen Liste anzutreten. Ein bürgerlich-konservativer Wähler musste sich folglich überwinden, eine Liste anzukreuzen, auf der auch mögli-

cherweise aus früheren Linksregierungen verhasste Kandidaten standen. Das Oppositionsbündnis fiel denn auch bei der Wahl 2022 schmerzhaft auf die Nase.

Es lässt sich der Vorwurf begründen, dass Orbáns Macht zum Vorteil seines Fidesz missbraucht wird. Das sollte allerdings nicht zu dem Fehlschluss verleiten, der gerne gezogen wird, nicht zuletzt auch von Orbáns Kritikern im Europaparlament: dass Orbán demokratisch nicht legitimiert sei. Mögen die Zweidrittelmehrheiten im Parlament auch nicht die Zustimmung zu ihm widerspiegeln und ihm eine unangemessene Machtverleihe: Dass er der mit großem Abstand beliebteste Politiker in Ungarn ist und seine Partei die bei Weitem stärkste Kraft, steht außer Zweifel.

Orbán hat seine Siege in vier Parlamentswahlen in Folge nicht gestohlen. Der erste – 2010 – beruhte darauf, dass die linke Vorgängerregierung sich unmöglich gemacht hatte und das Land in einer schweren Wirtschaftskrise war. Die Krise war nicht vollständig selbst verschuldet, aber durch Fehler verschärft worden. Orbán verabschiedete sich vom alten Austeritätskurs und den Auflagen des IWF für Kredite an Ungarn. Und seine stolz verkündete „unorthodoxe“ Wirtschaftspolitik hatte Erfolg. Ob der Aufschwung wegen oder trotz Orbán kam, darüber streiten Ökonomen. Aber die Wähler schrieben die Erleichterungen ihm gut. Kommunikation und ein paar Tricks halfen dem nach. So wurden die Energieversorger gesetzlich verpflichtet, auf die Rechnungen zu schreiben, wie viel Ersparnis dank der Regierungspolitik zu verzeichnen sei. In der Mittelschicht sind viele Orbán dafür dankbar, dass er sie durch ruppigen Einsatz gegen internationale Banken aus erwürgenden Fremdwährungskrediten herausgepaukt hat.

Nach 2015 kam das Thema Migration hinzu. Orbán spielte es mit voller Härte aus. Der Grenzzaun war kein schöner Anblick, aber es war legitim, ihn zu bauen. Die Ungarn wollen keine Einwanderung wie in den westlichen EU-Ländern, und Orbán hat das frühzeitig gespürt. Übrigens sagte er in einem Interview mit der F.A.Z. schon vor dem eigentlichen Ausbruch der sogenannten Flüchtlingskrise voraus, dass auch die Deutschen der unkontrollierten Migration bald überdrüssig sein würden. Er lag damit nicht falsch.

Wenn Orbán europaweit für seine Politik angegriffen wird, führt das in Ungarn nicht dazu, dass seine Anhänger sich von ihm abgrenzen, sondern dazu, dass sie sich um ihn scharen. Für nationalbewusste Töne ist ein großer Teil der Ungarn empfänglich. Vielleicht hat das mit der sprachlichen Insellage zu tun. Orbán erzählte einmal beiläufig, wenn er auf EU-Gipfeln sei, dann habe jeder der Kollegen mindestens einen, mit dem er sich in der Muttersprache unterhalten könne: Der Deutsche den Österreicher, der Niederländer den Belgier, der Este den Finnen, der Zypriener den Griechen und so weiter – nur Ungarisch ist eben ziemlich einzigartig. Orbán weiß das zu bedienen. Die komplizierte Frage der ungarischen Minderheiten in den Nach-

barländern, ein Erbe der Friedensverträge nach dem Ersten Weltkrieg, spielt hinein. Manche werfen Orbán vor, er verschärfe das Trauma, wenn er ständig über den Vertrag von Trianon spreche. Aber die ungarischen Minderheiten in den Nachbarländern und damit die nationale Frage sind da. Wenn er sie nicht adressierte, täten es andere. Freilich könnte man sie auch anders adressieren – das Friedensprojekt EU sei nur als Stichwort gestreift.

Ein Pfeiler seiner Macht ist etwas, was man als modernen Feudalismus bezeichnen könnte. Die Regierung Orbán zog Pfründen ein und vergab sie neu. Das war dann populär, wenn es als Rückgewinnung ungarischen Eigentums aus ausländischen in ungarische Hände dargestellt werden konnte. Beispielsweise bei Agrarland, das teilweise über Strohmänner von Bürgern westlicher Länder gepachtet worden war. Die Regierung ließ solche „Taschenverträge“ kassieren und vergab, auch darüber hinaus, Land neu. Wer davon profitierte, war Orbán dankbar.

Kaum mit Ausländern zu tun hatte eine Neuverteilung der Lizenzen für Tabakläden. Dass nur autorisierte Händler solche betreiben dürfen, ist ein auch in Nachbarländern existierendes Relikt aus der k. u. k. Monarchie, die damit Veteranen versorgte. Nun wurden – so ein verbreiteter Vorwurf, der von Regierungsseite bestritten wurde – vorzugsweise Parteigänger des Fidesz bedient. Jedenfalls wurden neue Loyalitäten geschaffen.

Auch im Verhältnis zu den Kommunen gibt es Elemente von Vasallenwirtschaft. Fidesz-Kandidaten werben vor Kommunalwahlen offen damit, dass sie ihrer Stadt den Zugang zu Geldflüssen öffnen könnten – und dass die Hähne austrocknen würden, wenn die Bürger „falsch“ wählten. 2023 machte die linke Zeitung „Népszava“ eine Umfrage unter „oppositionellen“ Bürgermeistern. Die Stadtoberhäupter von Pécs, Miskolc, Hódmezővásárhely, Baja, Eger und Erd bezeichneten ihre Gemeinden durchwegs als unterfinanziert im Vergleich zu den Kommunen mit Fidesz-Bürgermeistern. Natürlich könnte das auch politische Rhetorik sein. Aber nehmen wir wieder das Beispiel Budapest. Bürgermeister Karácsony nannte dort vor einem Jahr konkrete Zahlen für eine Abgabe, die Kommunen an das Land abführen müssen. Sein Vorgänger Tarlos habe fünf Milliarden Forint (13 Millionen Euro) zahlen müssen, er zahle nun fast zwölfmal so viel.

Eingriffsmöglichkeiten schuf die Regierung auch durch die Einführung von Sonderwirtschaftszonen. Steuern, die dort erzielt werden, gehen dann nicht mehr an die Kommune, sondern an die Komitatsverwaltung. Ein prominentes Beispiel ist Göd, wo ein großes Samsung-Werk errichtet wurde, wovon die Gemeinde aber kaum profitierte. Der liberale Bürgermeister kämpfte gegen Windmühlen und ist inzwischen unter Quereulen zurückgetreten.

Was da im Kleinen und in der Fläche geschah, gibt es auch im Großen. Durch Druck, Steuern oder Auflagen wurden

ausländische Investoren dazu gebracht, sich zurückzuziehen und ihre Aktiva an ungarische Oligarchen oder den Staat zu verkaufen. Zurzeit beklagt die österreichische „Spar“-Gruppe solche Praktiken im Einzelhandel. Früher geschah das im

Bereich von Bau und Infrastruktur, auch bei Banken. Fidesz-Vordenker sprechen von der Bildung einer gehobenen Mittelschicht und „nationaler Champions“. Warum sollten sich ausländische Investoren in Ungarn bereichern? Das Schlag-

wort heißt „Nationales System der Zusammenarbeit“, kurz NER.

Der bekannteste Profiteur der NER ist ein Schulfreund Orbáns, Lőrinc Mészáros. Er ist vom Gasinstallateur binnen weniger Jahre zu einem der reichsten Ungarn aufgestiegen. Seine Geschäftsfelder sind unter anderem Bau, Infrastruktur, Medien. Auch Orbáns Familie ist immer wieder im Gerede. Sein Schwiegersohn István Tiborcz war einmal mit einer Unternehmung, bei der es um die Straßenbeleuchtung in einer Stadt am Plattensee ging, Gegenstand eines Berichts der EU-Antibetrugsbehörde OLAF. Der Staat zahlte das EU-Geld zurück, womit OLAF aus dem Spiel war. Vorwürfe, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, wies Tiborcz zurück. Heute ist er ebenfalls einer der reichsten Ungarn.

Toxisch für Orbán kann es werden, wenn NER zu einem Synonym für Korruption wird. Das ist die Behauptung, mit der Péter Magyar zum neuen Stern am Himmel der Regierungskritiker geworden ist. Magyar war lange selbst ein kleines Rädchen im NER. Jetzt thematisiert er das Problem sozusagen in intimer Kenntnis – und erfährt damit große Resonanz. Bei der Europawahl erhielt seine Partei Tisza aus dem Stand 30 Prozent der Stimmen. Bis zur nächsten Parlamentswahl dauert es noch knapp zwei Jahre, in denen viel passieren kann. Aber so viel ist offensichtlich: Orbáns Feudalismus könnte von einem Stabilitätsanker zum Unsicherheitsfaktor werden.

BUCHERER 1888

SWISS WATCH & FINE JEWELLERY
EXPERTS SINCE 1888

AM SALZHAUS 4 60311 FRANKFURT GERMANY



Die Jagd nach den Bio-Daten

Von Piotr Heller

Kaum war mit ChatGPT die sogenannte „generative Künstliche Intelligenz“ zu einem Massenprodukt geworden, wurden Warnungen laut. Die Technologie, die scheinbar Texte schreiben und Unterhaltungen führen konnte wie wir Menschen, könne sich zur existenziellen Bedrohung für die Menschheit entwickeln. Wenn das so weitergehe, werden wir nicht mehr die intelligentesten Wesen auf der Erde sein.

Längst erscheinen diese schrillen Warnungen wie ein gezieltes Ablenkungsmanöver, wenn man den Größen der KI-Industrie, die zu den lautesten Mahnern gehörten, böse Absicht unterstellt. Denn während sich der Staub dieser Debatte legt, treten die Konturen des gigantischen Raubzugs zutage, der hinter dem Erfolg der generativen KI steckt.

Die Systeme haben mit den Werken von Menschen gelernt. Sie können schreiben, weil sie Bücher und soziale Medien aufgesogen haben. Indem sie Gemälde, Fotos, Filme und Musik analysieren, können sie Bilder, Videos und Songs erstellen. Wenige KI-Giganten verdienen damit riesige Summen und bedrohen gleichzeitig die Zukunft der vielen Menschen, deren Werke sie meist ungefragt verwendet haben.

Derweil jagen sie immer erbitterter nach Inhalten. Vor gut einem Jahr machten britische Informatiker eine Beobachtung: Wenn die Sprachmodelle, also die grundlegenden Systeme hinter den Chatbots, mit zu vielen Texten lernen, die ihrerseits von KI geschrieben wurden, funktionieren sie immer schlechter und kollabieren.

Was die Modelle brauchen, ist mit den Worten der Forscher „organische Data“ – man könnte sagen: Daten aus Bio-Produktion, Texte von Menschenhand. In ihnen steckt irgendwas, das den KI-generierten Texten fehlt, irgendwas Menschliches, ohne das es nicht geht. Wie groß das Problem des „Kollaps“ tatsächlich ist, darüber streiten Experten. Tatsache ist: Im Internet werden die wertvollen Bio-Daten immer seltener, denn die KIs fluten das Netz mit ihren Texten, schreiben ganze Bücher, generieren Bilder, spucken Lieder aus. Aber es gibt noch sichere Häfen.

Das sind zum Beispiel die Archive von Zeitungsverlagen mit ihren (zum größten Teil) menschengemachten Inhalten. Dort lagern zudem überprüfte Fakten, die die KI-Firmen brauchen, damit ihre Chatbots nicht nur gut formulierten Quatsch schreiben. Das alles sind plötzlich wertvolle Datenschätze.

Vor diesem Hintergrund muss man zwei aktuelle Entwicklungen betrachten. Da wären zum einen die Deals. Das *Time Magazine*, die Nachrichtenagentur Associated Press, der Axel Springer Verlag – sie alle gewähren OpenAI, der Firma hinter ChatGPT, gegen Geld Zugang zu ihren Texten. Es wird aber auch weiterhin geklaut. *Forbes* beschuldigt das erfolgreiche KI-Startup „Perplexity“, investigative Inhalte zu plagieren. Reuters berichtet von mehreren automatischen „Agenten“, die das Internet im Auftrag von KI-Firmen durchforsten und dabei Protokolle umgehen, die dafür gedacht sind, Computerprogramme genau davon abzuhalten. Die Schauspielerin Scarlett Johansson warf OpenAI kürzlich vor, ihre Stimme für eine sprechende Variante von ChatGPT missbraucht zu haben. Das Unternehmen stellte es als Missverständnis dar, doch der Fall zeigt: Keiner ist mehr sicher.

Das führt naturgemäß zur zweiten Entwicklung: Den Rechtsstreitigkeiten. Die *New York Times* geht gegen OpenAI vor, die Plattenlabels Sony, Warner und Universal verklagen zwei KI-Firmen, die automatisch Musik generieren, hierzulande begann Anfang des Monats vor dem Landgericht Hamburg der Prozess des Fotografen Robert Kneschke gegen einen Verein, der Datenbanken über Bilder aus dem Internet für KI-Firmen erstellt. Vom Ausgang dieser Prozesse hängt mehr als die Zukunft der KI ab. Es geht um die Frage, ob die Früchte kreativer Arbeit den Kreativen gehören oder nach Belieben zu einer statistischen KI-Suppe verarbeitet werden, die die Kreativen zu ersetzen droht. KI ist keine existenzielle Bedrohung für die Menschheit, sehr wohl aber für unsere gesellschaftliche Normen, die besagen, dass menschliche Werke keine freie Beute sind, über die jeder verfügen kann, wie er will.

Oft ist aber gar nicht klar, womit die KI trainiert wurde. Die Unternehmen halten das geheim, die Jagd nach Bio-Daten findet im Verborgenen statt. Das könnte sich durch die europäische KI-Verordnung ändern. Sie verlangt Transparenz. Wie weit die gehen soll, wird das europäische KI-Büro bis Anfang 2025 ausarbeiten. Hier wird sich entscheiden, ob der Klau der Daten beendet werden kann oder ob die Transparenzpflicht zum Papiertiger wird. Erst im Mai warnte die französische Regierung vor Überregulierung. Dahinter könnte die naive Hoffnung stecken, etwas vom KI-Boom abzubehalten. Den Preis dafür werden aber die zahlen, auf deren Rücken der Boom entstanden ist.



Keine braven Bürger

Von Konrad Schuller

Brandenburg, Sachsen und Thüringen wählen im Herbst neue Landtage, und die AfD setzt Akzente. In Sachsen will der Landesvorsitzende Jörg Urban dem Europaabgeordneten Maximilian Kraus eine wichtige Rolle geben, und in Brandenburg ist der Spitzenkandidat Hans-Christoph Berndt zum Haus des rechtsradikalen Verlegers und Aktivisten Jürgen Elsässer gepilgert, nachdem das Innenministerium dessen Zeitschrift „Compact“ verboten hatte. Die AfD-Vorsitzenden Tino Chrupalla und Alice Weidel nannten das Verbot einen „schweren Schlag gegen die Pressefreiheit“.

Kraus und Elsässer, für die sich die Führung der AfD jetzt ins Zeug wirft, sind ganz eigene Gestalten. Kraus scheiterte als Spitzenkandidat in der Europawahl, nachdem er in einem Interview dermaßen verständnisvoll über die Angehörigen der verbrecherischen Organisation SS gesprochen hatte, dass es selbst Marine Le Pen zu viel wurde. Elsässer hat dem Innenministerium zufolge ge-

sagt, er wolle in Deutschland den „Sturz des Regimes“.

Und jetzt springen die AfD-Spitzen in Sachsen und Brandenburg für solche Leute in die Bresche. Die herausgehobene Rolle von Kraus und Elsässer zeigt damit wieder einmal, dass diese Partei anders als viele ihrer Wähler nicht einfach nur eine Ansammlung ordentlicher Bürger ist, denen unregelte Einwanderung und Islamismus mehr Sorgen machen als den anderen. Man kann zu viel Migration nämlich auch bedenklich finden, ohne die SS zu verherrlichen, und man kann militanten Islamismus ablehnen, ohne gleich die Bundesrepublik abschaffen zu wollen.

Diese Partei will eben nicht nur ein paar dringende Sorgen der Bürger aufgreifen. Sie will nicht nur Probleme bei

Staatsvolks in seiner heutigen vielfältigen Gestalt.

Vor allem aber ist die AfD die einzige wichtige Partei der neuen europäischen Rechten, die kaum verhohlen mit Sympathien für Hitlers Mordstaat spielt. Das zeigt sich nicht nur, wenn Kraus die SS, die Vollstreckerin des Holocausts, verharmlost. Es zeigt sich auch, wo Alexander Gauland die Nazizeit als „Vogelschiss“ der deutschen Geschichte beschreibt oder wo Höcke sein Gefolge ermuntert, seine SA-Lösungen zu brüllen, weil er selbst sich nicht traut.

Um diese Kraft zu stoppen, werden die demokratischen Parteien im Herbst vielleicht Bündnisse erwägen müssen, vor denen ihnen in normalen Zeiten graust hätte. Die Versuchung wird groß sein, die vielen ordentlichen Bürger, die sich um Migration und Islamismus Sorgen machen, dadurch zu gewinnen, dass man die AfD zwar an der Macht beteiligt, aber durch „Einrahmung“ im Zaum hält. So ein Versuch ist in Deutschland allerdings schon einmal sehr schiefgegangen.

Harte Cookies

Von Justus Bender

Wären Computer nicht so mysteriöse Apparaturen, gäbe es wahrscheinlich längst einen Volksaufstand. Jeder kennt die Cookie-Abfragen auf Internetseiten. Sie sind das größte Verkehrshindernis im deutschsprachigen Internet und fragen jeden, ob und welche Cookies gespeichert werden dürfen. Es ist ein bisschen so, als würden Leute beim Betreten eines Einkaufszentrums erst einmal gefragt werden, ob sie mit den Datenschutzregeln des Unternehmens einverstanden sind. Das wäre natürlich abstrus, jeder Politiker, der eine solche Abfrage forcieren würde, würde ausgelacht werden. Im Internet aber geht das. Die Menschen wissen vielleicht nicht so genau, was eine technische Notwendigkeit ist und was nicht. Sie unterscheiden vielleicht nicht genau, wann sich ein Fenster öffnet, weil sie etwas falsch gemacht haben, und wann ein Fenster aufgeht, weil jemand eine sinnlose Schikane verursacht hat.

Im Fall der Cookie-Aufforderungen gibt es nicht den einen Bösewicht. EU-Politiker zwingen Internetkonzerne, Cookies nur nach Zustimmung zu verwenden, weil sie nicht wollen, dass Amazon oder Ebay irgendwann mehr über die Bürger wissen als deren nächste Angehörige. Das ist natürlich ein hehres Ziel. Der Gedanke ist, dass Cookies durch die nervigen Abfragen irgendwann so unattraktiv werden, dass die Konzerne auf sie verzichten und nicht mehr massenhaft Daten sammeln über ihre Kunden. Die Unternehmen aber sind in einer ganz anderen Zwickmühle. Sie haben es mit Menschen zu tun, die eine Gratskultur gewohnt sind, deshalb müssen sie sich über Werbung finanzieren, und Werbung ist lukrativer, wenn man weiß, wem man sie zeigt, dafür braucht es Cookies. Außerdem

haben sie es mit Kunden zu tun, die trotz allem Datenschutz nicht auf Bequemlichkeit verzichten wollen. Es ist schon praktisch, wenn der Lieblingsladen erahnt, welche Schuhe einem gefallen könnten, weil er weiß, was man neulich gegogelt hat. Bei so einem Laden kauft man dann lieber als bei einem anderen, der völlig ahnungslos scheint.

Man könnte sich also darauf einig sein, dass die Cookie-Banner das Ergebnis einer misslichen Lage sind, in die Datenschutz und Werbefinanzierung uns alle getrieben haben. Das ändert aber nichts daran, dass Bürger nicht diejenigen sein sollten, auf deren Handrücken der Streit ausgetragen wird.

Selbst Internetbürger, die Datenschutz sinnvoll finden, haben längst kapituliert. Lieber nehmen sie in Kauf, dass ein Unternehmen weiß, dass sie weiße Turnschuhe lieber mögen als grüne, als dass sie sich bei jedem aufploppenden Fenster Gedanken machen wollen, ob und welchen Cookies sie zustimmen. Also klicken sie nur noch Ja – Ja – Ja. Als Kapitulation.

Technische Lösungen wären möglich. Zum Beispiel solche, bei denen sich alle Beteiligten für längere Zeit merken, welchen Cookies jemand zugestimmt hat. Dann käme die Abfrage einmal und nie wieder. Momentan löschen viele Browser die Cookies nach jeder Sitzung, woraufhin die Internetseiten wieder nachfragen müssen. Vielleicht könnten sich Datenschützer auch fragen, ob ihre Zukunftsängste manchmal übertrieben sind. Der gläserne Mensch, dessen Innerstes bloßgestellt wird vor der Weltöffentlichkeit, ist in der Realität oft nur einer, bei dem ein Internetladen weiß, dass er sich für Angelhaken interessiert. Es gibt Schlimmeres. Zum Beispiel Cookie-Abfragen.

Britischer Krampf

Von Johannes Leitbauer

Der neue britische Premierminister Keir Starmer hat den Willen, einen Krampf zu lösen. Er will die politische Starre seines Landes gegenüber der Europäischen Union wegmassieren, die vom einstigen Premierminister Boris Johnson verursacht wurde, um den Austritt aus der EU durchzusetzen, und die dessen Nachfolger Rishi Sunak kaum lockern konnte. Die Verspannungen von Starmers konservativem Vorgänger hatten ein Stadium erreicht, in dem die Bezeichnung EU nicht mehr verwendet wurde, selbst wenn die Union gemeint war, stattdessen war dann von „vielen europäischen Ländern“ die Rede, oft folgte eine Aufzählung der wichtigsten.

Das hat jetzt ein einziger schöner Sommertag geändert. Starmer hat es der Terminplanung seines Vorgängers Sunak zu danken, dass er genau zwei Wochen nach seinem Wahlsieg ein Gipfeltreffen mit rund 45 europäischen Staats- und Regierungschefs im Regierungskalender vorfand. Auch die Kulisse von Schloss Blenheim half, dem barocken Stammsitz des Duke of Marlborough, der vor mehr als 300 Jahren auf deutschen Schlachtfeldern entscheidende Siege gegen Frankreich errang und dessen Nachfahre Winston Churchill vor 150 Jahren dortselbst das Licht der Welt erblickte. Das Schloss bot den passenden Rahmen für das Gipfeltreffen der Europäischen Politischen Gemeinschaft, die neben der EU fast alle europäischen Staaten (außer Belarus und Russland) umfasst und die vor zwei Jahren unter dem Eindruck des Angriffs auf die Ukraine gegründet wurde.

So versteht sich von selbst, dass Verteidigung und Sicherheit die dringlichsten Politikfelder sind, auf denen das

Vereinigte Königreich stärker mit der EU zusammenwirken will. Die britische Regierung strebt sowohl ein Abkommen mit Brüssel als auch eine enge Kooperation mit Berlin an. Die EU hat schon in der Vorausschau auf mögliche amerikanische Unsicherheiten im Bedrohungsfall ein Interesse daran, sich enger mit der Nuklearmacht Großbritannien zu verbinden. Die Briten wiederum denken an ihre Rüstungsindustrie, die bislang nicht von den großen Munitionsaufträgen profitiert, die von der EU vergeben werden, um der Ukraine zu helfen.

So wird ein weiteres Motiv für den neuen britischen Kooperationswillen sichtbar. Wirtschaftswachstum ist die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg von Starmers Regierungsprogramm, für die Reparatur des staatlichen Gesundheitsdienstes, für bessere Bildung und höhere Verteidigungsausgaben.

Eine Quelle dafür kann die Wiederbelebung des Handels mit der EU werden. Auch da bemüht sie die neue Labour-Regierung um einen offenen, kooperationsbereiten Eindruck und schlägt ein neues Abkommen zur gegenseitigen Anerkennung von Berufsqualifikationen vor. Gleichzeitig aber gelten die Selbstbeschränkungen der Brexit-Wortführer nach. Solange sie anhält, wird das Verhältnis Großbritannien zur EU zwar freundlicher und entspannter, aber kaum kräftiger und enger werden.

Wollen wir alle 120 werden?

Ihre Meinung ist gefragt.

Viele träumen von einem langen, gesunden Leben – ohne Demenz und körperliche Gebrechen. Und manche ordnen diesem Ziel inzwischen fast alles unter. Zum Beispiel die Anhänger der Longevity-Bewegung. Sie verändern ihr Leben grundlegend, um so ein hohes Alter zu erreichen. Können Sie das nachvollziehen – denken auch Sie, wir sollten alle 120 werden?

Nehmen Sie an unserer Umfrage teil, und sichern Sie sich die aktuelle Ausgabe gratis als Dankeschön!

Jetzt teilnehmen: faz.net/faq-umfrage



Mitmachen und Dankeschön sichern

AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER



Illustration Ryan Gajda

„Der Sex wird überfrachtet“

Es sind scheinbar ewige Fragen: Haben wir zu wenig? Die falsche Art? Lässt die Liebe nach, wenn das Begehren schwindet? Hier gibt eine Paar- und Sexualtherapeutin Entwarnung. Denn Veränderung ist ganz normal.

Wie viel Sex muss sein, Frau Bellabarba?

Nichts muss. Es gibt liebevolle Paare mit einer guten Bindung, die gar keinen Sex für sich wunderbar finden. Und es gibt Paare, die finden, Sex muss täglich sein. Die Varianz ist groß. Kaum Varianz gibt es allerdings in dem, was Paare für normal halten.

Nämlich?

Paare denken, einmal die Woche wäre normal. Wenn sie mehr oder weniger oft miteinander schlafen, notieren sie mental die Differenz. Und aus dem Gefühl, im Minus zu sein, entsteht Druck. Ich finde das erstaunlich. Selbst wenn beide ein erfülltes Leben haben und einmal im Monat den Sex, der ihnen gefällt, stellen sie sich die Frage: Ist das normal? Müsstest du mir mehr haben?

Was wissen Sie über die tatsächliche Häufigkeit?

Die liegt aktuellen Studien zufolge bei durchschnittlich zwei-, dreimal im Monat. Die Frequenz ist in den vergangenen 20 Jahren gesunken.

Woran liegt das?

Da gibt es viele Theorien. Wollen Sie wissen, was ich denke?

Unbedingt.

Die Leute fragen immer: Warum haben wir keinen Sex mehr? Als hätten sie den irgendwo hingelegt und fänden ihn nicht wieder. Dabei könnte man auch fragen: Warum haben wir überhaupt noch Sex? Wir glauben, dass Sex erstens etwas Natürliches und zweitens ein Zeichen von Liebe ist. Ja, der Beweis für Liebe schlechthin. Dabei ist das einzig Natürliche daran die Fortpflanzung. Alles andere ist eine Frage der kulturellen Rahmung. Und da hat sich etwas verändert in unserer Gesellschaft. Lange Zeit war ein Konzept von Trieb weit verbreitet, vor allem von männlichem Trieb. Heute begreifen wir Sexualität und Begehren eher als *commodity* – als etwas, das man hat, das uns zusteht. Mein Begehren steht mir zu. Und in einer Liebesbeziehung steht mir im Grunde auch

dein Begehren zu: deine Erektion, deine Lust. Aber so funktioniert das nicht. Das Begehren entzieht sich diesem Anspruchsdenken. Zum Glück.

Und das trägt dazu bei, dass wir weniger Sex haben?

Ja. Die Lust auf Sex ist alles andere als verfügbar.

Wenn Menschen sich verlieben, ist es einfach: Man fällt förmlich übereinander her und kann die Finger nicht voneinander lassen. Das macht die Chemie, oder?

Genau. Für diese stürmische, leidenschaftlich positiv erlebte Lust sind vor allem Hormone verantwortlich. In diesem Zustand können wir sehr viel geben und bekommen sehr viel. Wir halten das für Liebe und denken, das sei der Normalfall. Dabei entsteht diese extreme Anziehungskraft vermutlich aus einem Bedürfnis nach Bindung in einer Situation, in der es keinerlei Sicherheit gibt. Man hat eben noch keinen Bausparvertrag und noch keine Kinder. Das erzeugt eine Spannung, die sich erotisch nutzen lässt.

Und längerfristig? Was passiert dann?

In langjährigen Beziehungen wollen wir beides gleichzeitig: maximale Sicherheit und maximale Leidenschaft. Das ist ein Anspruch, der sich nicht automatisch erfüllt. Wir erwarten das aber. Das meine ich mit Verfügbarkeit. Ich sage den Paaren: „Ich verstehe zwar Ihren Wunsch. Und auch Ihre Kränkung. Aber Sie werden das nicht bekommen, wenn Sie sich nicht aktiv dafür einsetzen.“

Sagt die sexuelle Frequenz etwas über die Qualität der Partnerschaft aus?

Nein, da gibt es keinen Zusammenhang.

Ist sie ein Indikator für die Qualität des Sex?

Ich spreche mit meinen Paaren grundsätzlich über „sex worth wanting“, um eine Formulierung der kanadischen Psychologin Peggy Kleinplatz zu verwenden: Sex, der es wert ist, gewollt zu werden. Und wenn der Sex, den wir haben,

es wert ist, gewollt zu werden – dann werden wir „es“ häufiger haben wollen.

In vielen Beziehungen wird Sex mit der Zeit ein schwieriges Thema, weil sich ein Ungleichgewicht einstellt.

Eine Divergenz im Hinblick auf sexuelle Bedürfnisse ist völlig normal, alles andere wäre ein Sechser im Lotto. Die meisten Paare kriegen das gut hin, auch wenn nicht immer beide hundertprozentig zufrieden sind. Aber diese Paare kommen nicht zu mir. Paare, die zu mir kommen, definieren teilweise normale Differenzen als Problem, weil das Nichtwollen als Ablehnung erlebt wird. Das Nein gilt entweder als Zurückweisung oder als pathologisch. Daraus ergibt sich allerdings nie ein konstruktives Gespräch. Entweder heißt es: „Du liebst mich nicht mehr.“ Oder: „Du bist sexsüchtig.“

Wer hat mehr Lust? Männer oder Frauen?

In meiner Praxis hält sich das die Waage. Wir denken ja typischerweise, dass es vor allem die Frauen wären, die keine Lust haben. Das stimmt so nicht. Vielleicht hat sich das verändert.



Julia Bellabarba ist Diplompsychologin, Paar- und Sexualtherapeutin mit eigener Praxis in Berlin
Foto privat

Ist das auch ein Generationending? Haben jüngere Paare andere Probleme als ältere, weil sie besser über Sex reden können und Frauen selbstbewusster mit ihrem Begehren umgehen?

Die Tatsache, dass Frauen heute Gott sei Dank mit einem besseren Verständnis für die eigenen erotischen Belange unterwegs sind, macht es nicht einfacher. Die Komplexität erhöht sich, und verstehen Sie mich nicht falsch: Das ist gut so. Früher war es nicht besser. Aber es macht Abstimmungsprozesse nötig. Solange wir weiter der Idee anhängen, Sexualität wäre etwas ganz Natürliches, funktioniert das nur bedingt, denn: Es ist nicht natürlich, dass zwei erwachsene Menschen, die in einer längeren Liebesbeziehung sind, immer synchron und kompatibel begehren.

Und was ist nun das „Geheimnis des Begehrens“, wie Esther Perel es nennt?

Unser Konstrukt von Ehe oder langjähriger Partnerschaft geht davon aus, dass das Begehren begehrenswert bleibt. Wir könnten ja auch fragen: Wozu brauchen wir das noch? Die Kinder sind schließlich auf der Welt, andere Kulturen lagern Leidenschaft und Sexualität anschließend aus. Wir aber wollen Lust und Begehren in der Beziehung erhalten.

Und wie entsteht dann Lust?

Indem wir sie wollen. Die Britin Karen Gurney beschreibt das Begehren nicht als Trieb, sondern als Motivation. Wir müssen uns auf den Weg machen und Aktivistinnen unserer Lust werden. Gerade für Frauen in langjährigen Beziehungen ist das nicht selbstverständlich. Sie sagen: „Ich muss doch Lust auf meinen Mann haben. Ich liebe ihn, ich finde ihn auch noch attraktiv. Trotzdem habe ich nie Lust auf Sex.“ Da ist die Lust auf Sex die *conditio sine qua non*, damit Sex stattfindet. Dabei müssen wir unterscheiden zwischen Lust auf Sex und Lust am Sex.

Wie meinen Sie das?

Wenn die Lust auf Sex nachlässt, ist das nichts Schlimmes. Die Betroffenen sa-

gen zwar: „Ich habe keine Lust auf Sex.“ Aber wenn sie Sex haben, erleben sie Lust bei dem, was sie tun. Diese Klienten und Klientinnen könnte man dazu einladen, sich hinzugeben. Ihnen steht das Skript im Weg, sie müssten zuerst Lust haben.

Und der ewige Mythos, guter Sex wäre spontan.

Wer den Quatsch erfunden hat, hat uns alle reingeritten.

Diesen Paaren könnte es vermutlich helfen, sich zum Sex zu verabreden, nach dem Motto: Der Appetit kommt beim Essen.

Gurney spricht von der Motivation, sich auf etwas einzulassen. Es muss nicht jedes Mal ein absolutes Feuerwerk sein. Ich weiß aber, dass es dir und mir Spaß macht und uns guttut.

Es gibt viele gute Gründe, den Kopf nicht frei zu haben für Sex: Stress im Job, kleine Kinder, der allgemeine Perfektionsdruck ...

Ich mache in meiner Praxis die Erfahrung: Je höher der Anspruch von Frauen an ihre Mutterrolle, desto eher geben sie den Sex auf. Wie will man sich als erotisches Subjekt wiederfinden, wenn man ständig den Nuckel, den Hasen und die Brotbüchse suchen muss? Dann heißt es abends im Bett: „Sorry, lass mich in Ruhe.“ Und wenn Menschen einen hohen Anspruch an sich und ihren Partner haben und der Sex immer überdurchschnittlich sein muss, gehört auch der entsprechende Körper dazu – Stichwort Vaginalplastiken. Der Pornokonsum hat einschlägige Erwartungen geschaffen. Von den jungen Frauen, die ich an der Uni unterrichtete, denken viele tatsächlich, ihre Vulva sehe komisch aus.

Weniger hohe Ansprüche täten uns allen gut?

Stress ist – mit Angst – der größte Antagonist der Lust. Wobei ich Paaren in der berühmten Rushhour auch sage: Sex

Fortsetzung auf der folgenden Seite



Mit Klokabinen fing es an

Von Deutschland aus organisieren eine Israeli und eine Palästinenserin Trinkwasser, Obdach und sanitäre Anlagen für Flüchtlingscamps in Gaza. Die Politik lassen sie erst mal außen vor.

Von Laurens Greschat



„Wir sind Nachbarn, wir sind Teil desselben Landes“: Seba Abudaqa (links) und Tom Kellner, Mitgründerinnen
Fotos Simon Koy, Jens Gyarmaty

Pötzlich sind sie geteilter Meinung. Zum ersten Mal an diesem Vormittag. Auf die meisten Fragen haben sie ähnlich geantwortet, bei vielen gegenseitig ihre Sätze ergänzt, nur beim Thema Hoffnung sind sich die Israeli Tom Kellner und die Palästinenserin Seba Abudaqa uneins. Haben sie Hoffnung auf eine Zukunft, in der Palästinenser und Israelis friedlich koexistieren können? „Ohne Hoffnung könnte ich nicht weitermachen“, sagt Kellner. Abudaqa meint: „Früher hatte ich noch Hoffnung. Aber ich lebe mit dieser Situation, seit ich ein Kind bin, und es wird immer schlimmer.“

Die Frauen, die in einer Zoom-Schleife so offen miteinander sprechen, waren vor wenigen Monaten noch Fremde. Heute telefonieren und schreiben sie täglich. Gemeinsam organisieren sie von Deutschland aus das Hilfsprojekt „Clean Shelter“ im Gazastreifen, das Trinkwasser, Obdach und Toiletten für Binnenflüchtlinge bereitstellt. Über 900 solcher Anlagen konnten sie schon errichten. Mehr sollen folgen.

Seba Abudaqa ist erst vor rund 20 Monaten nach München gezogen, Tom Kellner lebt seit etwas weniger als einem Jahrzehnt in Berlin. Heute sagt Kellner: „Ich denke, in Deutschland zu sein und als zwei Einwanderer aus dem Nahen Osten eine Menge ähnlicher Lebenserfahrungen zu haben, betonte für uns die gemeinsamen Faktoren.“ Sie teilen den Kampf mit der deutschen Bürokratie und die Sehnsucht nach Essen, das sie aus der Kindheit kennen, erzählt Abudaqa. Kennengelernt haben sie sich erst in Deutschland, in einer Dialoggruppe für im Ausland lebende Palästinenser und Israelis.

Initiiert wurde die virtuelle Begegnung von einem Palästinenser mit israelischer Staatsbürgerschaft, wie die Deutsche Welle berichtete. Er hatte das Dorf Neve Shalom/Wahat al-Salam in Israel besucht und wollte ein ähnliches Projekt aufbauen; in dem Dorf leben seit den Siebzigerjahren Palästinenser und Israelis zusammen, teilen sich Land und Verwaltung. Der Name bedeutet „Oase des Friedens“. Durch Dialog soll Verständ-

nis für die andere Seite genährt werden. Das war auch das Ziel der Gruppe, zu der Abudaqa und Kellner gehören wollten. „Ich dachte mir, dass es interessant sein könnte, beizutreten, weil hier Menschen zusammenkommen, die eine Außenperspektive einnehmen: Israelis und Palästinenser, die von außen auf ihr Heimatland schauen“, sagt Kellner. Die Zoom-Schleife war für den 8. Oktober angesetzt.

Einen Tag vor dem Treffen überwand den Kämpfer der palästinensischen Hamas die Sperranlage zu Israel und verübte das schlimmste Massaker in der Geschichte des israelischen Staates. Mehr als 250 Geiseln wurden in den Gazastreifen verschleppt, mehr als 1200 Menschen starben bei dem Angriff, viele von ihnen Zivilisten. „Was passiert ist, hat alle verändert. Es hat mich verändert, es hat Tom verändert“, sagt Abudaqa.

Unabhängig voneinander überlegten beide, ob sie zu dem Treffen der Dialoggruppe kommen sollten. „Ich dachte, das wird schwer, weil die Emotionen so unverarbeitet waren“, sagt Kellner. Trotzdem nahmen sie teil. Aber der Krieg wei-

tete sich aus. Israel hatte mit Bombardements und einer Bodenoffensive geantwortet. Seither gab es viele Tote, in Gaza verloren Zehntausende ihre Wohnungen, wurden zu Flüchtlingen. In beiden Frauen regte sich das Gefühl, sie müssten mehr machen als nur reden. Sie wollten helfen.

„Wir haben mit dem begonnen, was am dringendsten benötigt wurde: Toiletten“, sagt Kellner. Ein Meter auf einen Meter: die Maße der provisorischen Klokabinen. Es sind einfache Konstruktionen aus Holzlatten und Plastikplanen, die rudimentäre Privatsphäre spenden. Etwas weniger als drei Dutzend dieser Kabinen errichteten Kellners und Abudaqas Helfer im Januar in einem Camp für Flüchtlinge im Dorf Al-Mawasi, nahe dem Übergang Rafah an der Grenze zu Ägypten.

Auch Zelte fehlten. Die beiden weiteten ihr Hilfsprojekt aus und finanzierten große Teile eines neuen Camps: das „Zomi-Camp“. Benannt ist es nach der Australierin Lalzawmi Frankcom, Rufname Zomi, die während ihrer Arbeit als Frei-



Erst mal helfen: Clean-Shelter-Leute bringen Wasser in ein Lager.

Foto privat

willige für die Hilfsorganisation World Central Kitchen bei einem Luftangriff getötet wurde. „Wir haben früher eng zusammengearbeitet und waren auch befreundet“, sagt Abudaqa. Rund 100 Familien haben in dem Camp Zuflucht gefunden; sie hätten den Namen mit vorgeschlagen.

Obwohl Kellner und Abudaqa in Deutschland leben, ist der Krieg nah. Beide Frauen haben Familie und Freunde in Gebieten, die beschossen werden. Abudaqa hat im letzten Jahr zwei ihrer Cousins verloren, sagt sie. Während sie erzählt, sacken ihre Hände, die sonst immer in Bewegung sind, in den Schoß und liegen still. Kellner hat bisher keine Verwandten verloren, Angst hat sie trotzdem. Aber sie sagt auch: „Ich glaube nicht daran, dass man das Leid vergleichen sollte. Es ist kein Wettbewerb.“

Dieses Verständnis für die Gefühle der anderen scheint die zwei Frauen auszuzeichnen. Sie stellen ihre Emotionen hinten an und konzentrieren sich stattdessen darauf, anderen zu helfen. Vielleicht zeigt ihre Geschichte auch, dass Zusammenarbeit zwischen Israelis und Palästinensern möglich ist – trotz des Krieges und der vergifteten Beziehung zwischen den Bevölkerungsgruppen.

Abudaqa und Kellner wurden im selben Jahr geboren, 1982, 177 Kilometer Luftlinie voneinander entfernt. Ihre Kindheit hätte aber nicht unterschiedlicher sein können. „Unsere Leben sind der Stoff, aus dem Filme gemacht sind“, sagt Abudaqa.

Kellner wuchs in Kfar Vradim auf, einem Dorf an der Grenze zu Libanon. Ihr Kinderarzt sei Palästinenser gewesen, man habe bei Palästinensern auf dem Markt eingekauft, aber Freundschaften seien nicht entstanden. Die Palästinenser gingen auf andere Schulen, lebten in anderen Vierteln. Rückblickend sagt sie: „Es war keine Apartheid, aber es war Segregation.“ Beziehungen auf Augenhöhe seien unmöglich gewesen, sagt sie: „Ich habe Palästinenser nie als Gleichgestellte kennengelernt.“

Abudaqas Leben spielte sich lange hinter einem Zaun ab. Sie kam im Gazastreifen zur Welt, in der Stadt Abasan al-Kabira nahe der Grenze zu Israel. In ihrer Kindheit waren Israelis für sie vor allem eins: Soldaten. Dann begegnete sie einer israelischen Hilfsarbeiterin. „Ich kannte nur Israelis in Armeeeuniform, bis ich diese Frau traf und erfuhr, dass es auch israelische Zivilisten gibt“, sagt sie. Und Abudaqa war ein neugieriges Kind. Sie wollte mehr erfahren über die Menschen auf der anderen Seite des Grenzzaunes. „Ich habe mich oft nach Israel geschmuggelt. Das habe ich getan, um Israelis zu treffen und ihre Geschichte zu verstehen und um zu verstehen, warum sie so handeln“, sagt sie.

Diese Erfahrungen prägen die beiden Frauen bis heute und helfen ihnen, ihr humanitäres Projekt zu organisieren. „Seba hat eher eine Vision, Ideen für die Zukunft, und sie hat einen starken

Drang, immer wieder neue Dinge zu tun“, sagt Kellner. „Ich bin eher methodisch veranlagt. Ich mag es, wenn die Dinge geplant sind.“ Und Abudaqa sagt: „Wir ergänzen uns gegenseitig in unserer Arbeit. Wir sind das perfekte Match füreinander.“ Eben weil Kellner Hebräisch spricht und die israelische Gesellschaft kennt, kann sie effizient um Spenden werben – und eben weil Abudaqa im Gazastreifen aufwuchs, kann sie heute von Deutschland aus die Arbeiten koordinieren.

Denn viele von ihren Familienmitgliedern und Freunden leben noch immer im Gazastreifen. Sie nutzt diese Verbindungen, um Helfer für das Projekt zu engagieren und Materialien zu beschaffen. Das Baumaterial kaufen sie bei Händlern oder lassen es aus den Trümmern eingestürzter Häuser bergen. Importe in den Gazastreifen – insbesondere von Baumaterialien wie Zement, Stahl – unterliegen seit Anfang der Neunzigerjahre strengen Auflagen. „Es ist ein bürokratischer Prozess, der Wochen dauert, und die meisten Materialien, die wir benötigen, sind verboten“, sagt Kellner.

Für Pressearbeit und Spendenaufrufe nutzt sie ihr Netzwerk an Freunden, Bekannten und Familienmitgliedern in Israel. „Ich habe ein paar Beiträge auf Hebräisch verfasst, die sich an israelische Facebook-Gruppen richteten. Die haben eine riesige Reichweite bekommen“, sagt sie. Mehr als 30.000 Euro an Spenden konnte sie für „Clean Shelter“ bisher sammeln. Auch viele Israelis spendeten Geld. „Das war herzerwärmend.“

Die Politik trennen sie von ihrer humanitären Arbeit. „Es ist nicht so, dass wir die Politik nicht wichtig finden, sie ist entscheidend – aber nicht für unsere Arbeit als humanitäre Organisation“, sagt Kellner. Auseinandersetzungen hätten sie bisher keine gehabt, nur andere Perspektiven: „Ich kann weder für Seba noch für die Palästinenser sprechen. Wenn ich über die Zukunft nachdenke, dann denke ich als Israeli. Das ist unvermeidlich, ich bin kein Palästinenser. Ich habe also meine eigene Position und Seba hat ihre, und sie ergänzen sich“, sagt sie. Wichtig sei, dass sie sich in entscheidenden Punkten einig seien. „Der Kern unserer Beziehung sind ein gegenseitiges Verständnis und gemeinsame Werte. Und wir haben eine sehr ähnliche politische Position, auch wenn sie nicht die gleiche ist“, sagt Kellner. Von der Terrororganisation Hamas distanzieren sich beide im Gespräch explizit. Mehrmals.

Und noch etwas ist ihnen wichtig: „Der Krieg ist kein Krieg zwischen zwei Völkern, sondern ein Krieg zwischen Anführern. Wir sind Nachbarn, wir sind Teil desselben Landes. Wenn ich an die Menschen in Gaza und den 7. Oktober denke, habe ich das Gefühl, dass alles Teil einer einzigen Tragödie ist“, sagt Kellner. Und auch, wenn sie nicht in gleichem Maße hoffnungsvoll sind, sind sie sich einig, dass nichts unversucht bleiben darf, um Frieden herzustellen. „Es gibt keine Zukunft ohne Zusammenarbeit“, sagt Kellner. Die kann nur gelingen, wenn Menschen miteinander sprechen und einander zuhören. So wie Seba Abudaqa und Tom Kellner es täglich tun.

FORTSETZUNG VON SEITE 9

„Der Sex wird überfrachtet“

kann zwar eine Ressource sein, wenn alles aus dem Ruder läuft. Es kann aber auch entlasten, das Thema eine Weile zu parken.

Wenn es um Sex geht, ist heutzutage alles erlaubt. Nur wenn man keinen Sex will, wird einem schnell vermittelt, mit einem stimmt etwas nicht. Das finde ich schade. Denn wenn man sich für etwas entscheiden darf – und das ist der Anspruch, den wir seit den Sechziger-, Siebzigerjahren vor uns her tragen –, darf man sich auch dagegen entscheiden. Das ist ein guter Gedanke des Sexualtherapeuten Ulrich Clement: Ein Ja zur Sexualität ist nur dann ein richtiges Ja, wenn ein Nein möglich ist. Insofern ist dieses Nein eine Leistung. Es ist vielleicht keine Lösung, aber es darf nicht pathologisiert werden, weil es zum Ausdruck bringt, was für diese Per-

son in diesem Moment angemessen ist. Lustlosigkeit kann eine Kompetenz sein.

Wie gehen Sie in Ihrer Praxis damit um? Weil wir alle so sozialisiert sind, dass Sexualität etwas ist, das dazugehört, empfindet sich die Person, die weniger Lust hat, typischerweise als ungenügend. Also normalisiere ich ganz viel und arbeite mit Wertschätzung. Danach können wir erarbeiten, wozu konkret Nein gesagt wird. Ist es Sex mit diesem Partner? In dieser Beziehung, in diesem Bett, in diesem Pyjama? Oder welche Art von Sex wird nicht gewollt? Das ist ja auch ein mutiger Schritt, nach 20 Jahren zu sagen, ich hätte jetzt mal andere Bedürfnisse. Und irgendwann frage ich: Wozu würden Sie denn Ja sagen? Manchmal sind das ganz kleine

Schritte. Aber darüber kann man erst sprechen, wenn die Verknüpfung der Lustlosigkeit mit der Kränkung gelöst ist. Gerade Frauen sagen: „Ich glaube, du liebst nicht mehr. Weil du keinen hochkriegst.“ Als wäre seine Erektion der Beweis für seine Liebe. Mir tut der arme Penis leid.

Ist Sexlosigkeit nicht eine Gefahr für die Beziehung? Das ist ein Missverständnis. Viele Menschen haben Affären aus Beziehungen heraus, in denen eine erfüllte Sexualität stattfindet und die Beziehung insgesamt als zufriedenstellend empfunden wird. Und bei vielen Paaren, bei denen gar kein Sex oder schlechter Sex stattfindet, geht keiner fremd.

Muss sich Sexualität immer neu erfinden, damit es nicht langweilig wird? Der Sexualwissenschaftler Peer Briken hat mal zu mir gesagt: „Sex muss nicht spektakulär sein, um gut zu sein.“ Das kann ich hundertprozentig unterschreiben. Das sind Paare, denen es gut

miteinander geht. Was aber, wenn jemand sagt: Den guten Standardsex, den wir immer hatten, den möchte ich nicht mehr? Begehren kann dynamisch sein, und wenn wir viele Jahre mit demselben Partner zusammen sind, dürfen wir davon ausgehen, dass wir uns erotisch und sexuell verändern. Wir verändern uns ja auch körperlich. Weil aber das Thema so aufgeladen ist, besteht die Gefahr, dass wir alle neuen Bedürfnisse und Phantasien ausklammern – sie werden als Angriff auf den Hausfrieden erlebt.



Illustration Ryan Galpin

Als Therapeutin sagen Sie: Wenn die Lust weg ist, ist Sex erst mal verboten. Warum?

Die Verordnung „Sie dürfen jetzt nicht“ schafft einen druckfreien Raum und unterbricht den ewigen Teufelskreis aus Vorwurf und Zurückweisung.

Und dann? Empfehlen Sie Selbstbefriedigung? Das ist möglicherweise eine sehr gute Idee. Aber auch bei diesem Thema gibt es den Mechanismus, dass der Partner alles auf sich bezieht. Männer sagen vorwurfsvoll: „Siehste, du mit deinem Vibrator, da machste rum.“ Und Frauen beschweren sich: „Auf mich hast du keine Lust, aber beim Pornogucken holst du dir einen runter, weil die Frauen da immer so gut aussehen.“ Sie merken: Nichts ist einfach nur das, was es vordergründig ist. Beim Thema Sexualität wird alles mit zusätzlichen Bedeutungen überfrachtet. Und ich will das hier auch nicht zu rosig darstellen. Es gibt Paare, die sexuell auf keinen grünen Zweig mehr miteinander kommen.

Was können Paare tun, damit ihnen die Lust gar nicht erst abhandenkommt?

Sie ernst nehmen. Wer denkt, er habe seine Lust zur Verfügung als etwas, das zu ihm gehört und bei ihm bleibt, für immer, ohne etwas dafür zu tun, der nimmt sich und sein Begehren nicht ernst. Unser Begehren ist nicht nur eine Motivation, sondern will auch als Auftrag verstanden werden. Es ist normal, dass es Schwankungen gibt, das gilt es zu akzeptieren. Aber man sollte sich immer wieder daran erinnern: Die Lust ist ein Schatz, eine riesige Ressource, die man hoffentlich nicht aufgeben will.

Und dann ist es eine Entscheidung, sie lebendig halten zu wollen? Es ist immer eine Entscheidung. Wenn wir Entscheidungen treffen, kommen wir in die Verantwortung. Ich glaube, dass Liebe auch eine Entscheidung ist. Ein anderes Thema, aber auch schön.

Die Fragen stellte Julia Schauf.

Sie gilt als kühl und kann in Interviews gern mal kurz angebunden sein: Spätestens seit ihrem Triumph in „Elle“ 2016 samt Oscarnominierung wird Isabelle Huppert weltweit als Inbegriff von Schauspielkunst gehandelt, sie vereint Coolness mit Fragilität und kämpferischer Würde. In „Madame Sidonie in Japan“ (gerade aktuell im Kino) offenbart die 71-Jährige verletzte Seiten.

Jetzt sitzt sie etwas abgekämpft im abgedunkelten Raum eines Venezianer Art-Déco-Palastes, draußen auf der Veranda flirrt die Sonne. Die Hitze hat ihre Haare in leichte Wellen gelegt, und aus der Entfernung sieht sie mit ihrer zarten Statur im geblühten Sommerkleid aus wie ein junges Mädchen. Sobald wir anfangen zu reden, tanzt der rot geschminkte Mund und beherrscht das blasse Gesicht mit den zarten Sommersprossen. Pause macht er nie – für ihre Verhältnisse ist die französische Schauspielerin geradezu aufgeschlossen. Und am Ende des Gesprächs beantwortet sie sogar die vielleicht persönlichste aller Fragen.

Frau Huppert, zu Beginn dieses Films tun Sie als berühmte Schriftstellerin genau das, was Sie jetzt tun: Interviews geben. Langweilt Sie das ebenso sehr wie Ihre Figur?

Gelangweilt bin ich nicht, im Gegenteil. Ich finde solche Gespräche oft sehr interessant, weil sie dich oft zum Nachdenken anregen und dich mit Ideen konfrontieren, auf die du selbst nicht kommst. Im Kino sind Intuition und Instinkt wichtig, daher stellen sich unterschiedlichen Menschen völlig andere Fragen. Es ist immer interessant zu sehen, wo Filme in den Gedanken der Leute hinreisen.

Gefällt es Ihnen sogar, wenn man lieber etwas über Isabelle Huppert erfahren möchte als über Ihre Figuren? Wenn ich Interviews gebe, dann natürlich, um über den Film zu sprechen.

Natürlich. Sind Sie je Geistern begegnet?

Nein, leider nicht. Obwohl ich durchaus nach ihnen Ausschau gehalten habe.

Nach der japanischen Mythologie sind die Verstorbenen immer präsent, ihre Geister sind konstant unterwegs. Finden Sie das befremdlich? Gar nicht. Jeder hat seine eigene Vorstellung vom Leben nach dem Tod und darüber, wie oder wo Verstorbene existieren und wie sie dargestellt werden können. Das ist weniger kulturell als individuell bestimmt. Schon wenn man sich an Verstorbene erinnert, ist es doch so, als wohne ein kleiner Geist in dir.

Hier ist es eine sehr handfeste Vorstellung: Sidonie, die verwitwete Schriftstellerin, wird immer wieder von ihrem verstorbenen Gatten heimgesucht.

Was mir am meisten gefiel, war, dass der Geist viel lebendiger ist als sie. Das macht die Geschichte stellenweise sehr komisch, auf jedem Fall sehr ungewöhnlich. Der Geist ist so munter, was uns zeigt, wie viel Präsenz der Verbliebene im Leben von Sidonie noch besitzt. Sie muss ihn loswerden, selbst wieder lebendig werden und Inspirationen finden.

Wie war es, mit dem Schauspieler August Diehl zu drehen?

Ganz großartig. Ich hätte gewünscht, wir hätten mehr zusammenarbeiten können, aber wir waren halt auf ein paar Szenen begrenzt. Aber die waren so nett! August Diehl war gar nicht mit uns in Japan, sondern hat seine Szenen in Berlin vor dem Greenscreen gedreht. Mir gefiel die Art, wie er als Geist Sidonie mit seinen Überraschungsbesuchen nervte und wie viel Temperament er mitbrachte. Das war das Herz der Story. Und eine echte Herausforderung.

Wie sehr liegt Ihnen die japanische Kultur, haben Sie eine Affinität zu ihr oder bleibt sie Ihnen sogar nach mehreren Reisen fremd?

Da geht es mir so wie den meisten: Ich finde die Mischung aus Fortschritt und Vermächtnis jedes Mal faszinierend. Das sehr zivilisierte, das aus der Tradition herrührt und für uns oft befremdlich ist – dieses Klischee trifft definitiv zu. Als Cineastin begeistere ich mich für die



Cool, fragil und von kämpferischer Würde: Isabelle Huppert bei den Filmfestspielen in Cannes in diesem Jahr

Foto Luc Braquet/Madame Figaro/Laif

„Im Angesicht des Todes fühlen wir uns alle nackt“

Schauspielkone Isabelle Huppert gilt als wortkarg. Hier redet sie – über Geister, Japan, ihr eigenes Kino und das Sterben.

Filmkunst von Mizoguchi, Kitano, Hamaguchi. Mir gefallen die sehr traditionellen Arten der Kunst wie die der Tempelbauten, aber auch ein Museum mit zeitgenössischer Kunst auf Oshima Island, wo exquisiteste Kunstformen der Gegenwart zu entdecken sind.

Was würden Sie als Ihren Lieblingsort bezeichnen?

Natürlich Kyoto, es ist klein, wundervoll und definitiv die beste Einstimmung auf Japan. Dort ist alles so beschaulich, einfach entzückend. Aber ich liebe auch Naoshima oder die Stadt Nara. Dort denkt man, man sei in der Schweiz, schon wegen der Berge dort und der vielen Rehe, die man sogar streicheln kann. Was für freundliche Tiere. In den Achtzigern war ich zum ersten Mal in Japan. Ich erinnere mich noch gut daran, dass ich nur ganz selten Frauen in Restaurants sah. Die Gesellschaft war auffallend männlich dominiert. Das hat sich sehr verändert.

Was reizt Sie an unbekanntem Destinationen am meisten: Sehenswürdigkeiten? Restaurants? Andere Sitten? Ich liebe das Erkunden an sich. Was ich an Auslandsreisen sehr mag, ist: Es ist ganz anders und überhaupt nicht anders. Denn der Vorgang des Filmens ist überall gleich. Daher fühlt sich auch die Fremde immer sehr vertraut an. Man ist nie wirklich „lost in translation“.

In „Sidonie“ gibt es eine ungewöhnliche, aber magische Bettszene, arrangiert wie Stilleben in einem Fotroman. Oder wollten Sie sich nur vor einer Nachtszene drücken? Ich war mit dieser Version sehr einverstanden. Denn das war eine perfekte Art, um den Moment der körperlichen Liebe zu zeigen und dann auch wieder nicht – und sie der Vorstellungskraft des Einzelnen zu überlassen.

Sind Sie noch nervös, bevor ein Dreh beginnt? Meryl Streep sagt, sie sei

vor Angst so unleidlich wie ein Tiger im Käfig.

So geht es mir nie. Das hängt immer auch davon ab, mit wem man dreht und ob man demjenigen vertraut. Furchtbar wäre es, wenn ich mit jemandem nicht klarkomme, aber dann klarkommen muss. Ist mir aber zum Glück noch nie passiert. Es hängt also alles davon ab, sich für die Richtigen zu entscheiden. Das heißt nicht, dass dann alles glattginge und es keine Komplikationen gäbe. Aber ich bin davon überzeugt, dass das Kino genau das auch benötigt. Im Film geht es immer um das erste Mal, um etwas Neues. Du kannst nicht alles antizipieren. Und das ist großartig. Filme brauchen keine geraden Wege, sondern unterwegs auch Unfälle und Brüche.

Können Sie das Faszinosum Film in Worte fassen?

In einem Brief kannst du einen Satz wiederholen, und er bleibt immer gleich. Aber beim Spielen, vor der Kamera oder auch auf der Bühne, da passiert bei jedem Mal etwas anderes, etwas Neues. Da fließt etwas von dem jeweiligen Moment ein. Es ist nie dasselbe, da ist immer ein Hauch einer neuen Empfindung dabei, der Hauch einer anderen Gegenwart. Und genau das ist die Magie daran. Das fühlt jeder am Set, jeder Techniker, jeder Schauspieler, der Regisseur, alle. Das empfinde ich immer noch als aufregend. Es verleiht dir das Gefühl von Macht und Zerbrechlichkeit zugleich.

Sie gelten als Workaholic: Sie haben noch sechs Filme in der Pipeline, drehen unaufhörlich. Ihr Arbeitshungrer wurde sogar bei Ihrem Gastauftritt in der französischen Serie „Call My Agent!“ durch den Kakao gezogen ... Dafür war ich selbst verantwortlich: Ich habe dem Autor gesagt, er soll das Thema aufnehmen und es gnadenlos überziehen, bis es völlig absurd ist. Daher ist diese Episode auch besonders lustig geworden.

Waren Sie des Filmens nie überdrüssig in den mehr als 50 Jahren Ihres Schaffens seit Ihrem Debüt 1972 in „Faustine et le bel été“?

Nein. Nie.

Nie?

Ich denke jeden Tag daran, was ich für ein Privileg habe. Wie viele Menschen müssen Dinge tun, die sie gar nicht lieben, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen? Ich aber bin mit dem, was ich tue, vollkommen zufrieden.

Trotz Ihrer Routine?

Jedes Mal ist so viel Neues dabei: andere Leute, andere Situationen. Die einzige Konstante ist der Wechsel. Beim Kino kommt dazu, dass jemand auf dem Regiestuhl sitzt, der eine echte Vision hat. Das macht noch immer den Unterschied zu TV-Serien aus. Nur Kino kann so eine persönliche Vision übertragen.

■ ZUR PERSON

Geboren 1953 in Paris als Tochter einer Englischlehrerin und des Chefs eines Safeherstellers; drei Schwestern, ein Bruder.

Hat Schauspielunterricht, seit sie 14 ist, zunächst fürs Theater.

In den Siebziger- und Achtzigerjahren Durchbruch als Star des Kinos, u. a. in „Der Richter und der Mörder“, „Die Spitzenklöpplerin“, „Die Kameliendame“, „Der Loulou“, „Malina“, „Madame Bovary“, „8 Frauen“, „Meine Mutter“, „Eine Frau mit berauschenden Talenten“.

Diverse Preise, u. a. in Cannes als beste Schauspielerin für „Die Klavierspielerin“; Golden Globe und Oscarnominierung für „Elle“.

Verheiratet mit dem Regisseur Ronald Chammah; drei Kinder; das Paar lebt in Paris.

Aktuell: „Madame Sidonie in Japan“ läuft seit 11. in den Kinos.

Empfinden Sie Serien als minderwertig?

Ich selbst würde sehr gerne mal in einer Serie mitspielen. Es würde mich schon wegen des Plus an Zeit reizen, die man hat, um eine Geschichte zu erzählen. Aber ein Leben ohne Kino kann ich mir nicht vorstellen. Dazu reicht meine Vorstellungskraft nicht aus.

Sie betreiben ja sogar selbst zwei Kinos in Paris.

Ja, unserer Familie gehören das „Christine Cinéma Club“ und das „Ecoles Cinéma Club“ im Quartier Latin, das mein Sohn betreibt. Jeder Filmliebhaber der Stadt kennt sie, sogar von außerhalb kommen Fans. Paris ist bekannt für diese Art von kleinen Kinos, wo ausschließlich ein Repertoire alter Filme gezeigt wird. Blockbuster gibt's bei uns keine.

Können Sie also jederzeit spontan und unangemeldet dort auftauchen?

Klar, ist ja mein Kino. Ich finde es auch cool, dass ich das kann. Plus: Das Programm ist richtig gut. Neulich sah ich mal wieder den „Paten“ zusammen mit vielen jungen Leuten.

Dann sind Sie optimistisch, was die Zukunft von klassischen Kinoteatern angeht?

Unbedingt. Ich merke, dass es unter den jungen Zuschauern ein großes Bedürfnis gibt, die Klassiker ganz komfortabel im Kino anzugucken. Kinosäle, die große Leinwand, sind doch etwas Magisches. Sie kurbeln meine Phantasie an. Unvorstellbar, dasselbe zu empfinden, wenn man auf sein Handy starrt.

Schauen Sie sich Ihre eigenen Filme an, wenn sie im Fernsehen laufen?

Wenn ich zufällig drauf stoße. Es ist meist kurios, weil mein Gedächtnis etwas ganz anderes gespeichert hat als das, was in der Szene zu sehen ist. Meist erinnere ich mich noch genau ans Wetter. Am Set geht es erstaunlich oft darum, dass es zu heiß oder zu kalt war.

Was waren die extremsten Wetterbedingungen, unter denen Sie je litten?

Mit Guillaume Nicloux in „Valley of Love“, der im Death Valley gedreht wurde, dem wohl heißesten Ort dieser Welt. Und es war so heiß dort – 50 Grad, und zwar am Tag und in der Nacht. Das Wasser aus dem Hahn: heiß. Das Wasser im Swimmingpool abends: brüllend heiß. Drei Wochen mussten wir das aushalten.

Seit Cannes ist #MeToo wieder in den Fokus geraten, einige französische Regisseure stehen unter Beschuss. Erstaunt Sie das?

Was auch immer dazu beiträgt, dass Frauen ihren Willen durchsetzen und ihre Wünsche realisieren können, sind für mich gute Nachrichten.

Im September werden Sie Jurypräsidentin in Venedig sein. Was gefällt Ihnen daran?

Ich freue mich darauf, in Filmen und vor Ort Menschen aus völlig unterschiedlichen Welten zu begegnen, die versuchen, eine Verbindung zueinander zu finden. Das bringt uns näher und verbessert etwas auf dieser Welt.

Glauben Sie daran, dass das geht?

Zumindest für eine kurze Zeit, wenn man sich über Filme seine eigene Blase erschafft. Filme sind ein Fenster in die Welt. Darum ist Kino noch immer so lebendig und wird es hoffentlich auch noch lange sein. Früher sollte Kino uns nur unterhalten, heute zeigt es die Welt in all ihrer Komplexität und mit all ihren Facetten. Das ist jetzt zu seiner Funktion und seiner Notwendigkeit geworden.

Haben Sie Angst vor dem Tod? Oder tröstet es, durch Filme unsterblich zu sein?

Nein. Ich glaube, im Angesicht des Todes – ob des eigenen oder dessen deiner Liebsten – fühlen wir alle uns gleich ungeschützt und nackt. Filme führen uns auf die eine oder andere Weise zu uns selbst zurück. Dieser besonders, er ist verstörend und tröstlich zugleich, weil Leben, Tod und Trauer die universellsten menschlichen Konditionen sind.

Die Fragen stellte Mariam Schagbaghi.

Ganz schön viel heiße Luft

Davon reden sie jetzt alle: Der „Airfryer“ produziert bestes Fast Food, ganz ohne Fett. Aber schmeckt das auch? *Maïke von Galen* hat es ausprobiert.



Hühnerbeine aus dem Airfryer
Foto: Stocky

Vor einigen Monaten ist ein neues Küchengerät bei uns eingezogen: Meine Schwester hat uns ihre alte Heißluftfritteuse geschenkt. Ihr Mann hatte ein neues, moderneres Gerät gekauft, und nun war der wichtige weiße Kasten übrig – voll funktionsfähig, aber schon mit einer leichten Patina vom häufigen Gebrauch. Ich habe eine Schwäche für Küchengeräte aller Art, ob Pasta-Maschine oder Pizza-Ofen – unser Fuhrpark an technischen Geräten wächst stetig. Auch über die Anschaffung eines Airfryers (Englisch für Heißluftfritteuse) hatte ich schon nachgedacht, nachdem eine Freundin mir begeistert erzählt hatte, dass sie darin sogar Frühstückseier kochte. Brötchen gelangen darin ganz hervorragend, selbst einen Sonntagsbraten könne man mit der heißen Luft zubereiten. Der Airfryer, so mein Eindruck, wird als der Thermomix der Generation Instagram vorgeführt: ein multifunktionales Küchengerät, mit dem alles ein bisschen einfacher und leckerer wird und dank dessen sich unendliche Möglichkeiten auftun. Scrollt man auf der Suche nach Rezepten durch soziale Medien, stößt man zum Beispiel auf Jamie Oliver, der (freilich gemeinsam mit einem Gerätehersteller) eine Frittier-Woche ausruft und Käsekuchen und Brathähnchen in der Heißluftfritteuse zubereitet. Über 1,7 Millionen Treffer findet man unter dem Hashtag „Airfryer“; fast alles scheint man in das Gerät werfen zu können – und es kommt knusprig und golden wieder heraus, so das Versprechen.

Für den Test starte ich mit einer Portion Tiefkühl-Pommes-frites, die ich bislang meist im Ofen gebacken habe: Eine klassische Fritteuse steht zwar auch in meiner Garage, den starken Geruch und die aufwendige Reinigung habe ich aber immer gescheut. Nun sind Pommes aus dem Ofen natürlich nicht vergleichbar mit dem, was man an einer guten Bude, die frisches Fett verwendet, bekommt: goldglänzende, knusprige Fritten, nach denen man sich die salzigen, fettigen Finger leckt. Genau das aber versprechen Heißluftfritteusen ihren Fans: Ein Ergebnis, als sei es in Fett gebacken – dafür aber deutlich kalorienärmer. Ich schütte also eine gute Portion Pommes in den Frittierkorb, der schnell voll ist: Für die fünf hungrigen Mäuler, die es an meinem Tisch zu stopfen gilt, ist der Einsatz zu klein, zumal immer darauf hingewiesen wird, dass ein optimales Ergebnis nur dann erzielt wird, wenn die Pommes auch Platz haben.

Mit lautem Gebläse beginnt das Gerät seine Arbeit – an einem Rädchen habe ich die Temperatur eingestellt (190 Grad), an dem anderen die Zeit (15 Minuten), das

ist denkbar einfach. Mit der heißen Luft steigt schnell auch verführerischer Pommes-Geruch in meine Küche. Es mag an der Patina des alten Geräts liegen, aber ich bereue sofort, den Airfryer nicht auf die Terrasse gestellt zu haben: Schon riecht es im halben Haus nach Frittenbude – und lockt immerhin die Kinder an den Tisch.

Beim ersten Blick in den Garkorb, der während des Frittierens öfter mal geschüttelt werden soll, ist das Ergebnis noch ernüchternd – die Fritten hellgelb und matschig. Als die Uhr dann aber schließlich klingelt und das Gebläse ausgeht, ziehe ich einen Korb mit goldenen, knusprigen Pommes aus der Maschine, die wirklich frittiert wirken. Für jeden gibt es zunächst nur eine winzige Portion, und während der Airfryer im Hintergrund laut pustend den Nachschub vorbereitet, probieren wir: Knusprig sind die Fritten, keine Frage – doch irgendwie auch reichlich trocken. Vor allem, wenn man sie nicht glühend heiß verspeist, kann ich den Hype ums Airfryen bislang nicht verstehen.

Für einen zweiten Versuch hole ich mir Hilfe, sozusagen: Nathan Anthony ist ein britischer Hobbykoch und hat gerade ein Kochbuch für den Airfryer veröffentlicht. 80 Rezepte für Fingerfood, Salate, Sattmacher und Süßes hat er darin gesammelt – auch er ist Fan der Heißluftfritteuse und nutzt sie für nahezu alles in der Küche. „Jeder, der mir bereits online folgt, weiß, wie sehr ich dieses Küchengerät liebe“, schreibt Anthony in seiner Einleitung: „Mit ihm kann man nicht nur fettreduzierte Versionen seiner Lieblings-

gerichte zubereiten, es geht damit auch viel schneller als im Ofen und spart oben-dreien noch kostspielige Energie.“

Auf einer Doppelseite sind Garzeiten und Temperaturen aufgelistet für alles, was man in die Heißluftfritteuse werfen kann. Und das ist eine Menge: Von Lachs und Jakobsmuscheln über Tomaten, Brokkoli und Spargel bis hin zu Würstchen, Lammkarree oder Steak – scheinbar alles lässt sich mit viel heißer Luft zu etwas Köstlichem verwandeln.

Ich blättere durch die Rezepte und bleibe als Erstes an den Krabben im Teigmantel hängen: Dünne Wantan-Blätter werden mit einer Creme aus Krabbenfleisch, Frischkäse und Dill zu hübschen kleinen Päckchen gefaltet, die an Windrädchen erinnern. Sieben Minuten soll man sie bei 170 Grad frittieren.

Da mein Airfryer nach dem ersten Einsatz auf die Terrasse umgezogen ist, habe ich in der Küche wieder Platz, die Wantan-Blätter auszubreiten und mit der schnell zusammengemischten Creme zu füllen. 25 Täschen ergibt das Rezept, und während ich die auf meiner Arbeitsplatte noch auslegen kann, erkenne ich beim Umzug in den Airfryer-Korb: Mehr als sechs, gedrängelt sieben Päckchen passen hier nicht auf einmal hinein. Ich muss also in Schichten frittieren.

Gut, dass ich früh angefangen habe – schließlich habe ich noch einiges vor mir: Neben den Krabben im Teigmantel soll es auch marinierte Hühnerbeine, panierte Feta und Champignons sowie frittierte Ravioli aus dem Airfryer geben. Ich werfe also den Ofen zum Warmhalten an.

Während auf der Terrasse die erste Frittierunde läuft, baue ich in der Küche eine kleine Panierstraße auf.

Ein Schälchen Mehl, eins mit Ei und eins mit Pankobröseln stelle ich hintereinander, dahinter viel Ablagefläche. Der Feta wird in grobe Würfel geschnitten und einmal in der Schale befördert, ebenso die Champignons und auch die Ravioli, die ich als Fertigprodukt aus dem Kühlregal gekauft habe. Die Hühnerbeine unter dem Schenkel habe ich schon am Vorabend in einer Marinade aus Paprikapulver, Kreuzkümmel, Zwiebel- und Knoblauchpulver, braunem Zucker und Öl eingelegt; sie sollen später 25 Minuten bei 200 Grad frittieren werden.

Erfunden wurde die Heißluftfritteuse übrigens vermutlich schon in den 1940er-Jahren; ein gewisser Chad Erickson ließ sich das Prinzip dann 1989 in den USA patentieren. Nach Europa kam der Airfryer erst 2005, als der Niederländer Fred van der Weij dafür warb, auch ohne Fett den Geschmack von Frittiertem erzeugen zu können – indem er Pommes frites in einem kleinen Garraum mit viel heißer Luft durchpustete.

Ein leises „Ping“ kündigt die erste Runde Krabbenbacken an, ich träufle etwas Chilisaucen in ein Schälchen und hole die kleinen Windrädchen aus der Fritteuse. Der Wantan-Teig ist knusprig gebacken, die Füllung duftet nach Krabbenfleisch, und ehe ich mich's versehen kann, sind die sechs kleinen Häppchen auch schon weggenascht – Zeit für Nachschub.

Ich befördere eine erste Portion Hühnerbeine in den Korb, drehe die Temperatur nach oben und stelle die Uhr ein – 25 Minuten kann ich jetzt erst mal nichts mehr machen. Wären doch noch Wantan-Täschchen da. Meine Arbeitsplatte hat sich inzwischen mit allerlei Paniertem gefüllt, ich bereite noch ein paar Dips zu und schneide ein bisschen Alibi-Rohkost.

Die fertigen duftenden Hühnerbeine parke ich schließlich im vorgeheizten Ofen, frittiere erst eine erste Runde Fetawürfel (9 Minuten, 190 Grad) Ravioli (10 Minuten, 190 Grad) und Champignons (17 Minuten, 180 Grad), ehe ich den Tisch decke und die Testesser zusammenrufe. Es ist einer der ersten warmen Tage im Jahr, wir sitzen auf der Terrasse, und während neben uns der Airfryer vor sich hinpustet, probieren wir uns einmal durch.

Die panierten Fetawürfel, auf die nach dem Frittieren noch ein bisschen Honig kommt, sind knusprig und cremig zugleich und würden jeden Salat wunderbar toppen. Auch die Champignons haben einen schönen Knusperereffekt und schmecken – wie Champignons es immer tun – nach dem Dip, in dem man sie taucht.

Sehr verlockend sehen die frittierten Ravioli aus, die durch den Airfryer zu goldenen kleinen Kissens aufgeblasen sind. Doch ein erster Biss lässt die Luft raus: Die Nudeltaschen sind ziemlich zäh und trocken, da hilft nur viel von der begleitenden Tomatensauce als Dip.

Oder aber – und das probiere ich in Frittierunde zwei – ein guter Spritzer Öl spray. Den Tipp habe ich mir auch bei Nathan Anthony geholt, in dessen Rezepten diese Geheimzutat immer wieder auftaucht. Durch Zufall stieß ich im Supermarkt auf ein Pflanzenöl zum Sprühen: ein Zaubertrick, wie mir scheint. Denn das Spray gibt den Speisen das, was in der Heißluftfritteuse sonst fehlt: Fett als Geschmackssträger. So wundert es nicht, dass auch die Hühnerbeine ganz köstlich gelingen – außen knusprig und innen zart –, hatte ich sie doch vorher in Öl mariniert.

Mir scheint, mit Frittiertem aus dem Airfryer ist es ein bisschen wie mit Wein ohne Alkohol: Sicherlich ist es gesünder, Pommes in heißer Luft zu rösten, als sie in fettiges Öl zu tauchen. Aber Fett ist und bleibt ein Geschmackssträger, ähnlich wie Alkohol im Wein. Darauf kann man verzichten, im direkten Vergleich fehlt dann aber doch häufig etwas. Und so wie man beim alkoholfreien Wein keinen Kater danach hat, entsteht beim Airfryer keine Sauerei durch heißes Öl. Wohl aber fehlen der Reiz und Geschmack des Ungesunden, den man von Zeit zu Zeit vielleicht auch mal braucht.

REINER WEIN



Beschwingt in den Sommer

Eine kleine Auswahl feinsten Sekte

Von Stephan Reinhardt

Nun wird es doch noch endlich Sommer. Allzu oft schlägt dann die Stunde banaler Weine, deren einzige Tugend es ist, leicht zu sein und nach nichts zu schmecken. Den Sommer kann man aber auch niveaull voll begießen, am besten mit feinem Schaumwein. Der passt immer, zu allen Launen und vielen Gerichten, auch dann, wenn Teile davon vom Grill kommen. Champagner lassen wir aus, denn für weniger als 30 Euro sind alle im Folgenden genannten deutschen Sekte weitaus feiner als jeder industriell erzeugte Markenchampagner.

In der Tat hat es wohl noch nie in der Geschichte des deutschen Weinbaus derart viele hochklassige deutsche Schaumweine gegeben wie heute. Hergestellt werden sie im traditionellen Flaschengärverfahren. Bei dem durchläuft der im Stahltank oder Holzfass ausgebaute Grundwein auf der dickwandigen Flasche eine zweite alkoholische Gärung. Während dieser verweilt er so lange auf der Hefe, bis er von ihr getrennt, also degorgiert, und zumeist als Brut dosiert wird oder aber als Brut Nature oder Zéro Dosage in den Handel kommt – also ohne jeden Zusatz von abrundender Süße. Das kann nach elf Monaten, aber auch nach zwölf Jahren sein. Grundsätzlich gilt: Je länger das Hefelager auf der Flasche („sur lattes“), desto komplexer der Geschmack.

Feine Schaumweine zu erzeugen ist eine Kunst für sich und unter Deutschlands Winzerinnen und Winzern eine wahre, also auch nachhaltige Leidenschaft geworden. Dass ein kleines, erst vor sieben Jahren gegründetes Weingut wie das Weinhäus Schöpflin in Binzen im Weindes Markgräflerland, für das Dina Burkhardt und Timo Schöpflin im Nebenerwerb 1,2 Hektar Reben nach ökologischen Kriterien bewirtschaften, aus Spätburgunder einen derart feinen, weiß gekelterten Sekt wie den Brut Blanc anbietet, ist Ausdruck dieser Passion.

Der Wein selbst? Ein schäumendes Gedicht für kleines Geld. Degorgiert im letzten Sommer nach 24 Monaten *sur lattes*, zeigt der Brut Blanc ein feines, aber auch intensives Bouquet von hellen Früchten, Nuancen von roten Johannisbeeren und Zitronenschalen wie auch Jod. Leicht und filigran, mit eleganter Textur und zarter Mousse, ist dies ein delikater und doch intensiver, perfekt balancierter Sekt, der ab Keller (schoepflin-wein.de) für 15,90 Euro verkauft wird. Kaum zu glauben!

Im Remstal nahe Stuttgart kann die Familie Aldinger auf eine weit längere Tradition zurückblicken. Der nach elf Monaten Hefelager ohne Dosage degorgierte 2022er Aldinger No. 530 Blanc basiert auf Trauben der 530. Ernte der Familie. Diese weiße Assemblage aus Sorten, die auch in der Champagne kultiviert werden, zeigt ein frisches Bouquet aus Apfel und Rosinen sowie zarten Vanillenoten. Am Gaumen rund und intensiv, dabei leicht und zart, mit herber Zitrusnote und salzigem Abgang sowie Noten von Rosinen, Brioche und Haselnüssen im Nachklang, ist dies ein feiner, strukturierter, ausdrucksstarker Winzersekt für 22,50 Euro (weingut-aldinger.de).

Neben dem Sekthaus Raumland (wo jetzt die formidablen 2015er zu haben sind) und Griesel (der munde-füllende 2021er Blanc de Noirs Brut zu 19 Euro ist hochfein und weinig) verdient der fast orangefarbene 2017er Brut Nature Margit Rosé von Bassermann-Jordan Applaus, weil er sich über 68 Monate auf der Hefe einen einzigartigen Sherry-, Jod- und Mandarinenton zugelegt hat, im Geschmack anregend fein und salzig ist und sich im Abgang als ausdrucksvoller Speisebegleiter empfiehlt (29,90 Euro, shop.bassermann-jordan.de).



Honig-Fetawürfel

Foto Maïke von Galen

HONIG-FETAWÜRFEL MIT ROSMARIN

2 Eier (verquirlt)
150 g Mehl
200 g Panko-Paniermehl oder Semmelbrösel (in der Küchenmaschine sehr fein gemahlen)
200 g fettreduzierter Feta (in Würfel geschnitten)
6 EL Honig
frischer Rosmarin (gehackt) zum Bestreuen
Sesamsamen zum Bestreuen

Verquirlte Eier, Mehl und Panko trennt in drei Schüsseln geben. Die Fetawürfel zunächst in dem Mehl, dann in den verquirl-

ten Eiern wenden. Überschüssiges Ei abtropfen lassen. Zum Schluss die Würfel in Panko wenden und dabei sicherstellen, dass alle gut mit dem Paniermehl bedeckt sind. Die panierten Fetawürfel 9 Minuten bei 190 °C in der Heißluftfritteuse frittieren. Die frittierten Fetawürfel in Honig wenden. Wer mag, kann den Honig vorher erwärmen. Die Honig-Fetawürfel mit gehacktem Rosmarin sowie Sesamsamen bestreuen. Cocktailspießchen in die Würfel stecken und servieren.

Es gibt zwei Dinge, für die die einstige italienische Königin Margherita von Savoyen unvergessen bleiben wird. Sie soll Ende des 19. Jahrhunderts während eines Aufenthalts in Neapel Gelüste nach einer dort typischen Pizza verspürt haben. Mehrere Pizzabäcker aus der Stadt lieferten ihre Versionen. Die mit Mozzarella, Tomate und Basilikum von Raffaele Esposito soll ihr am besten gefallen haben, womöglich weil der Belag die Farben Italiens repräsentierte. Seither trägt die Pizza den Namen Margherita, den die ganze Welt kennt.

Es gibt aber auch noch ein anderes, ungleich passenderes Produkt, das nach der Gattin von König Umberto I. benannt ist: die kleine kompakte Luxus-Handtasche von Franzi 1864. Die Königin hat sie zwar nie getragen, aber gäbe es in Italien noch Royals, dann wäre sie das passende Accessoire, denn Franzi 1864 steht wie kaum eine andere Marke für die Tradition des Landes und die italienische Handwerkskunst.

Franzi? Die Welt kennt Gucci, Prada und Fendi. Wer aber ist Franzi? Tatsächlich war das Label lange in der Versenkung verschwunden, und nur noch ältere Italiener konnten etwas mit der Marke anfangen, die 1864 gegründet wurde.

Der Mann, der sie wieder zum Leben erweckte und 2021 für einen Relaunch sorgte, sitzt an diesem Nachmittag auf einem grünen Sofa im Showroom am Corso Venezia, einer von Mailands Prachtstraßen. Marco Calzoni stammt aus einer alten Mailänder Familie. Der Showroom in der herrschaftlichen Wohnung, die seiner Familie gehört, strahlt eine gediegene Ruhe aus. An den hohen Wänden hängen Ölgemälde, die Decken sind mit Stuck verziert, ein alter Lederkoffer mit Holzrahmen steht in der Mitte des Raums und wird noch eine Rolle spielen.

Wenn Calzoni, ein gut gekleideter Unternehmer mit perfekten Manieren, in geschliffenem Englisch über Franzi redet, gerät er ins Schwärmen. Der Betriebswirt traf im Rahmen eines Consultingprojekts auf die alte Marke. „Ich erkannte sofort, dass dahinter eine unglaubliche Geschichte steckt, die erzählt werden muss“, sagt er heute.

Gegründet wurde die Marke als Lederwarenunternehmen von Felice Franzi, der das Geschäft vom Vater übernommen hatte und 1864 einen Laden in der Via Manzoni eröffnete, „eines der ersten Luxusgeschäfte, die es hier gab“, erzählt Calzoni. Franzi belieferte mit seinen Koffern bald Königshäuser in Italien, Österreich, Griechenland und Ägypten. Einen Namen machte sich das Unternehmen, als Felices Sohn Oreste nach China reiste, um sich das Handwerk der pflanzlichen Gerberei anzueignen. Als erster Lederwarenhersteller in Italien überhaupt konnte er so künftig auf teure Chemikalien verzichten. Ein weiteres Alleinstellungsmerkmal der Franzi-Koffer war ihre Leichtigkeit.

Wie zum Beweis steht Calzoni auf und bittet den Gast im Showroom, den alten Koffer mit Holzrahmen kurz hochzuheben. Tatsächlich wirkt er mindestens so leicht wie ein Hartschalenkoffer von heute. Franzi produziert schließlich alles, was mit Reise und Transport zu tun hatte. Auf der Weltausstellung in Paris im Jahr 1900 ge-



Die Margherita von Franzi ist nach der italienischen Königin benannt.
Foto Unternehmen

Die Tasche der Königin

Einst gehörte Franzi 1864 zu den bekanntesten italienischen Taschenmarken, bis sie in der Versenkung verschwand. Der Mailänder Unternehmer Marco Calzoni erweckte sie zu neuem Leben.

Von Anke Schipp

wann das Unternehmen zwei Medaillen. Franzi stellte auch die ersten Thermosflaschen her, die der italienische Luftschiffpionier Umberto Nobile 1926 kurz nach der Markteinführung auf seine Expedition zum Nordpol mitnahm.

In der heutigen Zeit verbindet man mit italienischem Reisegepäck eher die Marke Gucci, die ihre Erfolgsgeschichte ebenfalls mit der Fertigung von Koffern begann. Was aber nur wenige wissen: Ohne Franzi würde es Gucci nicht geben. Noch heute existiert eine Anzeige von 1921, in der explizit darauf hingewiesen wird, dass Unternehmensgründer Guccio Gucci sein Handwerk bei Franzi gelernt hatte – ganz offensichtlich eine Auszeichnung in der damaligen Zeit.

Neben Reisetaschen, Arztkoffern und Behältern für die Bart- und Haarpflege des Mannes brachte Franzi schließlich auch Damenhandtaschen auf den Markt und entwickelte sich zu einer mondänen Luxusmarke mit eigenen Läden nicht nur in Mailand, Rom und Florenz, sondern auch in London und Wien. Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete das Unternehmen darüber hinaus mit der italienischen Automobil- und Möbelindustrie. 1967 entwarf die Designerin Cini Boeri die futuristische Kofferserie ABS, die noch heute im Museum of Modern Art in New York ausgestellt ist. Auch Ferrari, Bugatti und Maserati nutzten für die Innenausstattung ihrer Modelle Leder von Franzi. Das alles täuschte nicht darüber hinweg, dass die Strahlkraft der Marke gegen Ende des Jahrhunderts zu verblassen begann. 1998 wurde die Produktion eingestellt, und niemand schien sich mehr für die einstige Luxusmarke der Könige und Königinnen zu interessieren.

Bis Marco Calzoni auf den Plan trat. Er brauchte viereinhalb Jahre, um die Marke wieder zum Leben zu erwecken. Er suchte nach Investoren und nach einer Manufaktur mit besonders hohen Qualitätsstandards. Heute hat er ein Team in Florenz, das sich auf die hochwertige Produktion von Luxustaschen versteht. Und er stieg hinab in die Archive des Mailänder Unternehmens, bevor er schließlich 2021 die Marke relaunchte.

Die erste Tasche, die er auf den Markt brachte, war die Reedition der Margherita, jener Tasche, die nach der Königin von Savoyen benannt ist, die als Tochter einer deutschen Mutter 1851 in Turin geboren wurde und von 1878 bis 1900 Königin von Italien war. Zwei wesentliche Merkmale hat er von dem alten Modell übernommen: die lederbezogene Nietenleiste – und die „zwei Gesichter“ der Tasche, wie Calzoni es ausdrückt. Die Schlaufe mit Verschluss gibt es auf beiden Seiten. Die Tasche ist in zwei Größen, vier verschiedenen Lederarten und 15 verschiedenen Farben erhältlich.

Die Franzi-Taschen sind aus seiner Sicht einerseits nostalgisch, weil sie an das Italien der Fünfzigerjahre erinnern, „andererseits sind sie zeitgemäß, weil sie an die Ansprüche der modernen Kundin angepasst sind“. Dazu gehören neben einem Handfach auch der Grad an Qualität. Eine Margherita bestehe aus 178 Teilen, und es brauche eine Woche, um sie ausschließlich in Handarbeit zu fertigen.

Mittlerweile hat die Margherita Zuwachs bekommen: Camilla, Fernanda und Luisa. Alle Taschen bei Franzi tragen Namen. „Die Namensgeberinnen sind starke Frauen, die uns inspirieren und die ihre Zeit geprägt haben“, sagt Calzoni. Dazu gehört zum Beispiel Camilla, eine etwas größere Tasche, die nichts mit der britischen Königin und

Gattin von Charles III. zu tun hat. Die Namensgeberin ist vielmehr Camilla Cederna, eine italienische Journalistin und Feministin, die in den Siebzigerjahren gegen die korrupte Männerpolitik kämpfte und nie ohne Perlenkette das Haus verließ. Die Italiener nannten sie „donna coraggio“, eine couragierte Frau. Im Gegensatz zur Margherita-Tasche ist das Camilla-Modell geräumiger und für die Businessfrau geeignet, denn auch ein Tablet fände darin seinen Platz. Und sie hat wie die anderen Taschen auch einen zusätzlichen Ledergurt, mit dem man sie über die Schulter oder diagonal über den Körper hängen kann.

Fernanda wiederum ist eine Tasche, die Fernanda Wittgens gewidmet ist, eine Kunsthistorikerin, die 1940 die Leitung des Mailänder Museums Pinacoteca di Brera übernahm und damit die erste weibliche Direktorin eines größeren Museums in Italien wurde. Das jüngste Produkt der Franzi-Familie ist Luisa, benannt nach Marquise Luisa Casati Stampa, deren exzentrischer Stil die italienische Mode in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts prägte und die als Muse für viele Künstler diente. Sie wird auch die Lady Gaga der Zwanzigerjahre genannt – und Lady Gaga wiederum trat in den vergangenen Jahren mehrfach in von Casati inspirierten Kleidern auf. Dazu hätte zum Beispiel



Der Mailänder Marco Calzoni ist Neugründer und CEO der italienischen Taschenmarke Franzi.
Foto Helmut Fricke

die Luisa-Tasche in Gold gepasst, eine Abendtasche, die sich die Trägerin mittels einer Kette umhängen kann.

Calzoni baut die Marke Schritt für Schritt auf. Es kommen neue Modelle und Accessoires dazu, wie die Seidentücher in typischen Franzi-Mustern, die auch als Innenfutter der Taschen dienen, unter anderem Muster aus den Vierzigerjahren, die bei Mantero am Comer See gefertigt werden, dem bekanntesten Stoffproduzenten Italiens. Mittlerweile werden die Franzi-Taschen auf der ganzen Welt in großen Luxushäusern vertrieben, in Japan beispielsweise in der Kaufhauskette Takashima, in den USA in den Nobelkaufhäusern von Neiman Marcus und in Deutschland bei den Concept-Stores von Apropops.

Calzoni hat es geschafft, die alte Taschenmarke zu entstauben und zu modernisieren. Seine Taschen sind aber mehr als modische Accessoires, sie sind Klassiker. „Franzi ist keine Modemarke, es ist eine Luxusmarke“, betont er. Und eine Margherita, Camilla, Fernanda oder Luisa eine Tasche fürs Leben.

Aktueller Unterricht mit der F.A.Z.

- ✔ Kostenfreie digitale Unterrichtsmaterialien zu aktuellen Themen
- ✔ Medienpädagogische Zeitungsprojekte, inklusive Digital-Abo der F.A.Z.
- ✔ Vielseitige Angebote im Shop
- ✔ Kostenfreie digitale Klassensätze

Jetzt kostenfrei registrieren:
fazschule.net

Lernen mit der F.A.Z.

The screenshot displays the website interface for 'fazschule.net', which offers digital learning materials. It features a header with the site's name and a navigation menu. The main content area shows a preview of the 'Frankfurter Allgemeine Zeitung' (F.A.Z.) with various articles and images. A sidebar on the right contains additional information and links. The overall design is clean and professional, emphasizing educational resources.

Textverständnis und Lesestrategien

Arbeitsblätter

Arbeitsblätter zum Textverständnis und Lesestrategien. Diese Materialien helfen Schülern, die Textstruktur zu analysieren und die Hauptgedanken zu identifizieren. Sie eignen sich für den Einsatz im Unterricht oder als Selbstlernhilfe.

Die Arbeitsblätter sind in verschiedene Ebenen unterteilt, um den individuellen Lernfortschritt zu berücksichtigen. Sie enthalten Aufgaben zur Textanalyse, Zusammenfassung und Reflexion über die Lesestrategien.

Die Materialien sind für die Sekundarstufe I und II geeignet und können flexibel in den Unterricht integriert werden. Sie fördern das kritische Denken und die Fähigkeit, Informationen aus Texten zu extrahieren.

Die Arbeitsblätter sind als PDF-Dateien verfügbar und können leicht an die Bedürfnisse der Schüler angepasst werden. Sie sind ein wertvolles Werkzeug für die Verbesserung der Lesekompetenz.

Die Materialien sind kostenlos heruntergeladen und können sofort im Unterricht eingesetzt werden. Sie sind ein wesentlicher Bestandteil des digitalen Lernens an Schulen.

Der Fotoprofi in der Familie, das bin ich“, sagte mir kürzlich ein Zwölfjähriger einer Gemeinschaftsschule, als ich in Klasse fünf eine Lehrinheit zum Thema „Bilder lesen“ gab. „Meine Mama hat das bessere Handy. Aber im Urlaub fotografiert sie Sonnenuntergänge, immer irgendwie gleich langweilig.“

Diese Meinung teilt der Junge mit vielen Kindern seines Alters. „Le photographie, c'est moi“ ist das Motto, und ein jeder herrscht da vermeintlich über sein eigenes Fotoimperium, in einer Zeit, in der Bilder zahllos, billig und technisch hürdenlos verfügbar sind. Im Drücken der richtigen Knöpfe des digitalen Apparats sind Kinder den Erwachsenen meist voraus. Dabei ist Bilder machen nicht gleich Bilder lesen. Und Letzteres lässt sich nicht mit den richtigen Tasten und ohne Bildung steuern. Deshalb braucht es die Unterstützung von außen, auch von Eltern.

Ein Gespräch mit Kindern über fotografische Bilder sollte, frei nach Susan Sontag, immer ein Austausch auf Augenhöhe sein, in dem jeder Blickwinkel seine Berechtigung hat. Die US-Intellektuelle und Fototheoretikerin hat die modernen Medien, darunter die Fotografie, in ihrem Buch „On Photography“ 1977 als demokratisch bezeichnet. Sontag starb 2004. Im selben Jahr kam Facebook auf, zwei Jahre später Twitter.

Ein Bild der Wahrheit, das eine wahrhaftige Bild, gibt es wohl nicht. Es gibt einen professionell differenzierten und den subjektiven Blick. Aber am Ende ist ein fotografisches Bild eine Knetmasse, und das nicht erst, seit Bildgeneratoren den Authentizitätsanspruch der Fotografie zum Einsturz bringen. Wenn wir alle Blickwinkel, auch die unserer Kinder, erst einmal ernst nehmen, gewinnen wir einen größeren Radius, und wir kommen dem Menschen, dem Raum, der Szene auf den Bildern ein bisschen näher. Lars Zumbansen, Schulleiter in Gütersloh und Herausgeber der Zeitschrift „Kunst+Unterricht“, sagte mir kürzlich in einem Interview, was er sich vom Bildjournalismus heute wünsche: möglichst einen „360-Grad-Blick auf ein Geschehen“.

Ein vielschichtiger Rundum-Blick ist auch das, was ich Kindern in meiner pädagogischen Arbeit zum Medium Fotografie bieten möchte. So wie ich auch als Mutter meine eigenen Zwillingmädchen, nun schon elf Jahre alt, animieren will, sich die Welt über selbstkreierte Fotoskizzen zu erschließen. Im Idealfall möchte ich ihren Blick durch meinen Blick erweitern und umgekehrt. Denn Eltern haben nicht nur die Pflicht, über Gefahren in der schönen neuen Bilderwelt aufzuklären. Mit den richtigen Mitteln im passenden Umfeld ist das Medium Fotografie ein brillantes Instrument, um im Innen wie im Außen am eigenen Bild und dem großen Bild der Welt zu feilen.

Ein Foto ist rasch geknipst. Deshalb ist es aber nicht zugleich schnell zu vergessen und nur eindimensional zu verstehen. Ein fotografisches Bild hat viele Ebenen, über die man sprechen kann. Ein fotografisches Bild ist eine hybride Masse, kann alles sein, was wir daraus machen, und muss als Erstes in dieser Komplexität erkannt werden. Das ist Basis aller Kompetenzen, die Eltern ihren Kindern vermitteln können, wenn es darum geht, Fotos zu schauen, zu machen, zu teilen. Empfehlenswert ist es, diesen Dialog früh, mit rund zehn Jahren, zu beginnen, solange Kinder noch mit einem über ihre Fotowelten sprechen können.

Eltern vollführen einen Balanceakt: Auf der einen Seite sind sie, auch in juristischem Sinne, für das Tun ihrer Kinder im



Viele Kinder heute lernen früh, mit der Kamera umzugehen. Aber ein paar Dinge über KI, Filter und Bildrechte auf Social Media sollte man auch wissen. Foto Gallery Stock

Durch die Augen des Kindes

Wie verhelfen Eltern ihren Kindern zu mehr Bildkompetenz? Beobachtungen und Tipps aus der Praxis von Fotografin und Dozentin Sabina Paries

Netz verantwortlich. Zum anderen ist die individuelle Bilderwelt auf dem Smartphone, spätestens in der Pubertät, eben auch eine höchst private Angelegenheit.

In der Bildkompetenz-Lehre geht es weniger um technische Kniffe als um die Schulung des Blicks. Schon das Kinderauge braucht den kritischen Blick, um Bilder decodieren und analysieren zu können. Ganz schön viel verlangt für Zehnjährige? Vielleicht! Aber es braucht nun mal einen Kompass, wenn Kinder sich einer schier Reizüberflutung ausgesetzt sehen. Und das Verstehen, das Lesenkönnen von Bildern hilft ganz nebenbei auch bei der eigenen Gestaltung: Nur wer Bilder selbstständig zu lesen lernt, tappt nicht in die Falle, die Bilder anderer zu imitieren.

Rigide Verbote helfen nur bedingt. Natürlich ist es Pflicht der Eltern, ihre Kinder auf die Gefahren wild zirkulierender (Selbst-)Bilder im Netz hinzuweisen. Häufig erlebe ich in der Praxis aber Kinder, für die das Foto selbst nur noch Quell immenser Gefahren ist. Hier hilft der kontinuierliche Dialog zu Hause, diese Risiken einzuordnen. Bildkompetenz = Medienkompetenz = Cybersicherheit, heißt es nicht selten von Kultusministerien.

Und dann kommt einmal im Jahr ein auf Cybersicherheit spezialisierter Polizeibeamter an die Schule, spricht warnende Worte, aber für den Rest des Schuljahres bleiben die Kinder mit diesen Bruchstücken aus der Netzbilderwelt allein. Bildkompetenz ist mehr, als nur die Gefahren im Netz zu erkennen. Nur mit dem Schulterschluss von Bildtheorie und -praxis, von Schule und Zuhause, nur mit Leidenschaft und Regelmäßigkeit kön-

nen Kindern Gefahren und Möglichkeiten umfassend vermittelt werden.

Dabei hilft es, den Kontext zu hinterfragen: Wer hat ein Foto gemacht? Mit welchem Hintergrund und vielleicht in wessen Auftrag? Was könnte die Botschaft eines Motivs sein? Was erzählt die Aufnahme, wenn sie allein steht? Wie verändert sich das Bild beispielsweise durch einen konkreten Beiztext, einen bestimmten Kontext? Sie werden überrascht sein, was schon zehnjährige Kinder zu diesen Themen erzählen können. Die meisten beobachten feinsinnig und das en passant.

Das Gespräch mit meinen Töchtern zum Thema Filter und natürliche Schönheit, dies- und jenseits des Screens, konnten wir abkürzen. Die Kinder waren acht Jahre alt, wegen eines coronabedingten Schulausfalls musste ich sie mit zum Termin nehmen. Die Protagonistin war eine mittelmäßig bekannte Influencerin, die für ein Mitarbeitermagazin fotografiert werden sollte. Gemäß Briefing hätte es ein dynamisches, natürliches Porträt werden sollen. Die junge Frau hatte indes anderes im Sinn. Sie posierte und bog sich, wies die Freundin an, Handyfotos zu machen und sie nur von der linken Seite aus aufzunehmen. Als die Lampen gerade verloschen waren, gab sie Instruktionen, den Nasenrücken zu begradigen, Krähenfüße und Oberarmdellen zu kaschieren.

Meine Töchter haben seither eine Vorstellung von der vermeintlich authentischen Influencerwelt. Derlei Making-of-Szenarien lassen sich inzwischen im Internet leicht finden. Sie bieten Einblicke in die Kluff zwischen Alltags- und Medienbild und bieten eine gute Gelegenheit,

sich mal mit seinen Kindern über Fremd- und Selbstbild, über allerlei Filter- und Retusche-Werkzeuge zu unterhalten.

Dabei sind viele Kinder per se überraschend, manchmal sogar erschreckend kritisch. Ein Foto als Pars pro Toto für die Wirklichkeit? Die meisten Kinder glauben das nicht. Im Gegenteil: Wenn ich in Klassen einfache, mit einer Kamera abgelichtete Szenen zeige, ruft es regelmäßig aus der Runde: „Das Bild ist doch gar nicht echt, das ist sicher KI!“ Dies, obwohl KI nicht das Thema ist. Skepsis und Misstrauen gehen offenbar Hand in Hand mit Neugierde und Staunen.

Einfache Rezepte, um ein Kind mit dem ultimativen KI-Detektor-Blick auszustatten, gibt es aber nicht. Angesichts einer sich rasant verfeinernden Technik und – täuschend echter? – Prompt-Ergebnisse können sich selbst Profis nicht mehr auf Einschätzung oder Intuition verlassen. Was hilft: das Hinterfragen der Bildquelle. Wer hat das Motiv gemacht? Wer hat es mir geschickt? In welchem Kanal, in welchem Medium ist es erschienen? Vertraue ich diesen Personen oder Plattformen?

Die gleichen Fragen braucht es, wenn man eigene Fotos postet oder teilt. Empfehlen Sie Ihrem Kind, vorab zu prüfen, ob es dieser Person vertraut. Und es ist ebenso wichtig, sich keine Illusionen über private Zirkel im Netz zu machen. Ähnlich wie eine E-Mail einer offen lesbaren Postkarte gleicht, ist das digital geteilte Bild öffentlich und nicht wieder ausräddbar, auch nicht, wenn es nur auf Snapchat oder einer Whatsapp-Gruppe der Klasse erscheint. Es bleibt unklar und liegt jenseits der eigenen Kontrolle, wer

von diesem Foto letztlich einen Screenshot macht.

Recht und Regeln hinken der visuellen Wirklichkeit hinterher, auch, weil sie aus der analogen Zeit von Rollfilm und Polaroid-Abzügen stammen. Papa war der King, denn allein Papa wusste Bescheid über Belichtungsmesser, Blendenvorwahl und Tiefenschärfe. Heute wissen Schüler sehr wohl, dass sie niemanden ohne dessen Erlaubnis fotografieren und das aufgenommene Foto teilen dürfen. Ist das Kind noch nicht 14 Jahre alt, müssen die Eltern explizit zustimmen. Theoretisch. Umgekehrt aber dürfen Eltern jedwede Art von Foto, das ihre Kinder zeigt, im Netz verbreiten. Im Freibad sieht man dann Mütter, wie sie vom Beckenrand stolz den Sprung oder die ersten Züge des Sprösslings filmen, die unbeteiligten Kinder drum herum werden als visuelles Beiwerk in Kauf genommen.

Solche Naivität lässt sich auch auf Instagram-Konten von Prominenten beobachten. Portugals Fußballstar Cristiano Ronaldo zeigt seinen 634 Millionen Followern bedenkenlos seine zahlreiche Kinderschar im Pool, im Urlaub, am Familientisch. Frankreichs Antoine Griezman hingegen zeigt seine drei Kinder konsequent nur in der Rückansicht. Zeigen, ohne zu zeigen – in reichweitenstarken Zeiten ist dies zu einer eigenen Kategorie geworden. Tabu ist das Gesicht. Es gibt etliche Möglichkeiten, dieses unentgeltlich zu machen. Ein Foto, das man nicht teilen kann, ist nichts wert. Das hat auch die Gestaltung von Menschenbildern im Alltag verändert. Auch ich verfare so. Wenn meine Tochter in den Handstand geht, verdecke die langen Haare das Gesicht von allein.

Aber mal ehrlich: Was wäre ein Familienalbum, wenn alle ohne Gesicht abgebildet wären? Wenn man das Heranwachsen der Kinder kaum mehr im Bild festgehalten sieht, weil sie allzu häufig im Vorbeigehen von hinten zu sehen sind? Also gilt es zu unterscheiden: Welche Bilder sind fürs Netz? Und was davon ist privat? Mein wichtigster Rat: Nehmt eure Kamera, ob Smartphone oder separater Apparat, und knipst einmal munter drauflos. Drückt die Lieblichkeitsmotive im Drogeriemarkt aus und arrangiert sie in einem Album. Das könnt ihr dann jederzeit im Freundeskreis herumzeigen. Die Likes gibt es mündlich vor Ort.

Was KI nie ersetzen wird, ist die Funktion eines Fotos als Souvenir. Als ich vor rund 30 Jahren mit meiner Klasse im Schullandheim auf Sylt war, hatte damals nur der Mathelehrer eine Kamera dabei. Im Anschluss gab es am Elternabend eine Diashow und für jeden Schüler ein Paket mit Erinnerungsbildern. Die Klassenreise habe ich so ausschließlich durch das Auge des Mathelehrers in Erinnerung behalten. Vielleicht hätte ich den Sonnenuntergang am letzten Abend ja auch ganz anders fotografiert? Geschmacksfragen hin oder her: Ein Bild allein ist weder gut noch böse. Im kindgerechten Kontext ist das Hin- und Herwerfen eigener Aufnahmen auch Spiel, Zeitvertreib, Ausprobieren. Das Sehen und Zeigen soll Freude machen und beim Entwickeln, beim Weiterwachsen helfen.

MEHR FERIEJOBBS

Vor zwei Wochen hatten wir unsere Leser und Leserinnen eingeladen, uns ihre schönsten Ferienjob-Geschichten zu erzählen. Dazu haben wir zahlreiche Einsendungen erhalten. Eine Auswahl finden Sie auf: faz.net/mehrferienjobs.

NUR FÜR KINDER UND ALLE ANDEREN

LABOR
ATELIERGEMEINSCHAFT
PRÄSENTIERT

SPIEL PLATZ

HEUTE VON FRAU ZUBUNT

In jeder Figur steckt die Zahl 6.
So geht es:

1. 2. 3.

Fertig!

Und jetzt Du!

Was ist schlechter Schlaf?

Die Schlafmedizin kennt verschiedene Gruppen von Schlafstörungen, unter anderem schlafbezogene Atmungsstörungen, Bewegungsstörungen, Schlafwandeln und Alpträume. Wer von sich selbst glaubt, er schlafe schlecht, leidet womöglich an einer Insomnie. Das bedeutet, dass man sich schwer mit dem Einschlafen tut, nachts aufwacht und nicht wieder einschläft oder in den Morgenstunden viel zu früh wach wird. Die Kriterien für eine solche chronische Ein- und Durchschlafstörung sind erfüllt, wenn die Probleme mindestens drei Monate lang dreimal in der Woche auftreten und mit Beeinträchtigungen am Tag einhergehen (Müdigkeit, Unkonzentriertheit). „Wer zwei Stunden zum Einschlafen braucht, aber tagsüber topfit ist, hat keine behandlungsbedürftige Schlafstörung“, sagt Markus Specht, Psychologe und Leiter des Zentrums für interdisziplinäre Schlafmedizin an der DKD Helios Klinik in Wiesbaden.

Wie viele Menschen sind von Ein- und Durchschlafproblemen betroffen?

Etwa zehn Prozent der Deutschen erfüllen die Kriterien einer chronischen Insomnie. Allerdings leiden deutlich mehr Menschen unter dem Gefühl, schlecht zu schlafen. Schätzungen reichen von einem Drittel bis zur Hälfte der Bevölkerung. Den Gesundheitsberichten der Krankenkassen zufolge steigt die Zahl der schlechten Schläfer seit einigen Jahren an. Frauen sind fast doppelt so oft betroffen wie Männer. Beim Schnarchen ist das Verhältnis umgekehrt. Auch bei Kindern nehmen Schlafstörungen zu. Patienten in schlafmedizinischen Einrichtungen werden immer jünger. Interessant kann es sein, die eigenen Eltern nach ihrer Schlafqualität zu befragen: Mit einer Wahrscheinlichkeit von 40 bis 50 Prozent wird schlechter Schlaf „vererbt“.

Wie viel sollten Erwachsene durchschnittlich schlafen?

„Schlaf ist etwas sehr Individuelles“, sagt Professor Ingo Fietze, Schlafmediziner und Leiter des Interdisziplinären Schlafmedizinischen Zentrums an der Charité. Grundsätzlich brauche der menschliche Körper mindestens sechs Stunden Schlaf, um zu funktionieren, sagt Fietze. Psychologe Specht ergänzt: „Wie viele Stunden Schlaf wir brauchen und wann wir diesen Schlaf innerhalb der 24 Stunden am Tag positionieren – das ist genetisch bedingt.“ Das gelte insbesondere für sogenannte Abendmenschen, die am liebsten erst nach Mitternacht ins Bett gehen und dafür morgens vielleicht erst gegen neun Uhr den Wecker stellen. Arbeitstage, die zwischen sechs und sieben Uhr beginnen, passen Specht zufolge nur für zwei Prozent der Bevölkerung. Dennoch sei Deutschland eine „Frühaufstehergesellschaft“.

Kann ich Schlaf am Wochenende nachholen?

Früher glaubte die Schlafforschung, man könnte Schlaf nicht nachholen. Das gilt inzwischen als widerlegt. Sogenannte schlafgesunde Menschen können ihr Schlafdefizit ausgleichen, indem sie am Wochenende ausschlafen. Experten weisen aber ausdrücklich darauf hin: Das gilt nur für Menschen, die keinerlei Probleme mit dem Schlaf haben. Wer schlecht schläft, braucht Regelmäßigkeit.

Macht Mittagsschlaf Sinn?

Ein richtiger Mittagsschlaf, also eine Siesta, umfasst einen ganzen Schlafzyklus und dauert 90 Minuten. Wer nachts nur vier oder fünf Stunden geschlafen hat, kann sein Defizit damit gut kompensieren. Eine junge Mutter zum Beispiel sollte unbedingt versuchen, sich tagsüber hinzulegen. Die Alternative ist der sogenannte Powernap: In dem Moment, da man schläfrig wird und einem die Augen zufallen, zulassen, dass man einnickt. Wer dann nach etwa einer Viertelstunde wieder aufwacht, ist die nächsten drei, vier Stunden fit. Für Insomnierer jedoch, also Menschen, die krankhaft unter Ein- und Durchschlafstörungen leiden, ist beides ein Tabu. Wer Schlafstörungen hat, muss seinen Nachtschlaf verbessern.

Wofür brauchen wir Schlaf?

Schlaf sorgt dafür, dass wir uns konzentrieren und Leistung bringen können. Die Regeneration aller Körpersysteme findet fast ausschließlich im Schlaf statt. „Man kann sich noch so viel entspannen am Tag, der Schlaf ist dadurch nicht zu ersetzen“, sagt Fietze. Menschen wachsen im Schlaf, reifen im Schlaf und stärken ihr Immunsystem. Auch das Gehirn wird im Schlaf gereinigt: „Ohne Schlaf würden wir vermüllen“, sagt Specht. „Wir würden die Abbauprodukte unseres Denkens biochemisch nicht mehr loswerden.“ Auch der sprichwörtliche

Verflixt, warum schlafe ich so schlecht?

Wir haben hier die wichtigsten Antworten auf die Frage, die immer mehr Menschen quält.

Von Julia Schaaf und Lucia Schmidt



Die Zahl der schlechten Schläfer steigt in Deutschland seit Jahren, auch unter jungen Menschen.

Foto Stocksy

Schönheitsschlaf ist mehr als eine Redewendung. Fietze sagt: „Man sieht schlechten Schlaf im Gesicht.“

Was passiert, wenn ich über längere Zeit nicht schlafe?

Zu wenig und zu stark zerstückelter Schlaf sorgen dafür, dass sich die Gefahr für somatische und psychische Erkrankungen erhöht. Man ist anfälliger für Depressionen, aber auch für Diabetes, Bluthochdruck oder Übergewicht. Und auch Therapien schlagen möglicherweise weniger gut an. Ingo Fietze weist darauf hin, dass die amerikanischen Leitlinien für Krebspatienten die Behandlung etwaiger Schlafstörungen sogar ausdrücklich empfehlen, weil die Therapie dann nachweislich wirkungsvoller sei.

Haben Träume einen Einfluss auf guten Schlaf?

Mediziner Fietze sagt: „Auch die Schlafqualität ist wichtig. Wenn ich nachts zu wenig Tiefschlaf- und Traumphasen habe, dann ist das ungesund. Das sind nämlich die beiden wichtigen Schlafphasen für Gedächtnisprozesse und die Gehirnsäuberung.“ Um von beiden Phasen ausreichend viel zu bekommen, müsse man am Stück mindestens sechs Stunden schlafen, am besten zwischen 22 und sechs Uhr. „Drei Stunden Mittagsschlaf und vier Stunden nachts sind keine Alternative, zumindest nicht auf Dauer.“

Welche Rolle spielt Stress bei Schlafstörungen?

Menschen in den modernen Industriegesellschaften schlafen heute mit durchschnittlich siebeneinhalb Stunden eine Stunde weniger als noch vor hundert Jahren. Insbesondere die Erfindung des elektrischen Lichts hat dazu geführt, dass wir zu jeder Tages- und Nachtzeit aktiv sein können. Die Digitalisierung hat dieser Entwicklung einen weiteren Schub verpasst: Bankgeschäfte, berufliche E-Mails und vieles mehr lassen sich theoretisch rund um die Uhr erledigen. „Das führt dazu, dass ich unter Vollgas stehe, bis ich das Licht ausmache“, sagt Specht, „und da wundert es nicht, dass die Menschen eine Stunde brauchen, bis sie eingeschlafen sind.“ Um Einschlafen zu können, muss das vegetative Nervensystem auf den Entspannungsmodus umstellen, also von einer sympathischen auf eine parasympathische Aktivierung. Nicht schlafen zu können ist eine typische Reaktion des Körpers auf Stress.

Schon wieder eine schlechte Nacht, was mache ich nur?

Wer nur gelegentlich schlecht schläft, sollte vor allem gelassen bleiben, insbesondere wenn Probleme die Nachtruhe stören, gegen die man nichts machen kann: Stress im Job. Eine Prüfung an der Uni. Die Geburt eines Kindes. Denn das größte Risiko für eine chronifizierte Schlafstörung entsteht durch die Panik vor der nächsten schlechten Nacht. „Der Kopf lernt ja dazu“, sagt Specht. Wird das Bett zu einem gefährlichen, angstbesetzten Ort, fährt das sympathische Nervensystem bei Anblick des Betts oder beim Gedanken daran hoch, dann rückt die für das Einschlafen nötige Entspannung in weite Ferne. Ein simpler psychologischer Mechanismus erzeugt so eine waschechte Ein- und Durchschlafstörung. Schlechte Nächte können weggehen, wenn man wieder entspannter mit dem Schlaf umgeht. Die chronische Insomnie geht nicht von selbst wieder weg.

Was sind die Basics für guten Schlaf?

Die Website der Deutschen Gesellschaft für Schlafforschung und Schlafmedizin ist eine gute erste Anlaufstelle. Dort findet man schnell Tipps zur ersten Hilfe bei Schlafstörungen, Literaturempfehlungen und wichtige wissenschaftliche und medizinische Infos. Wer schlecht schläft, tut gut daran, den sogenannten Schlafdruck hochzuhalten. Deshalb sollte man sich auch nach einigen schlechten Nächten tagsüber nicht schonen, weil das den Schlafdruck senkt. Das wäre kontraproduktiv. Und wer zum Ausgleich noch früher ins Bett geht, liegt einfach noch länger wach – mehr Zeit, um sich verrückt zu machen. Diesen Mechanismus sollte man kennen, um gegenzusteuern. Entspannungstechniken können helfen, die eigene Gelassenheit zu verbessern, wobei jeder selbst herausfinden muss, was für ihn funktioniert. Für alle Menschen gelten die Grundregeln der Schlafhygiene: Zimmer abdunkeln, auf eine kühle Temperatur achten, Lärm und Aufregung vermeiden, nur müde ins Bett gehen. Regelmäßige Aufstehzeiten auch am Wochenende takten die innere Uhr. Körperliche Aktivität vor allem am Vormittag macht am Abend müde.

Was hilft, wenn ich nachts wach liege und grübele?

Zum Einschlafen findet man viele Tipps im Internet; wer nachts aufwacht, der

fühlt sich oft hilflos. Experte Fietze empfiehlt: Wer nachts nicht wieder einschlafen kann, soll alles machen, wonach ihm ist, dabei nur nicht zu stark das Licht aufdrehen: lesen, Podcast hören, Dokus schauen, herumlaufen, aufräumen, schreiben, stricken. Wichtig sei, dass man sich nicht verrückt mache, sondern auf die nächste Müdigkeitsphase warte, die mit Sicherheit komme. Wer entspannt bleibt, kann auch einfach im Bett liegen bleiben und abwarten.

Welche Hausmittelchen helfen wirklich?

Ob Schlaftee, Lavendelkissen, Akupunktur oder Hörbuch – es gibt viele Angebote, die schlechten Schläfern helfen sollen, und nichts davon sei grundsätzlich verboten, sagt Fietze. Findet jemand etwas, was ihm hilft, dann soll er es nutzen – selbst wenn es nur auf dem Placeboeffekt basiert. Allerdings sollte man wissen: Für die meisten „Schlafhelfer“ gibt es keine wissenschaftlichen Belege, das betonen die Experten. Grundsätzlich gelte: Je eher man versucht, sein Schlafproblem anzugehen, umso besser, weil man einer Chronifizierung vorbeugt und einfache Hilfsmittel wirksam sein können. Hat sich eine Schlafstörung erst verfestigt, wird es immer schwerer, sie wieder loszuwerden.

Gibt es wirklich keine Gefahren bei Hausmitteln?

Solange man im legalen Bereich bleibt und keine abhängig machenden Substanzen einnimmt, meint Fietze, könne man viel ausprobieren – solange man nicht sein Leben lang sein Portemonnaie öffnet und sich wundert, dass nicht viel passiert. Hält das Problem länger an, gilt ohnehin: ab zum Arzt.

Was ist mit Melatonin?

Auch hierfür, so Specht, gebe es keinen wissenschaftlichen Beweis. Für Erwachsene sind die Mittel, ob als Spray oder Gummibärchen, aber eigentlich ungefährlich. Von daher: Wer es ausprobieren will und das Geld hat, der kann das tun. Nur bei Heranwachsenden warnt Markus Specht: „Kinder sollten keine frei verkäuflichen Melatoninprodukte nehmen, die Gefahr einer Überdosierung ist zu hoch.“

Wann sollte man zum Arzt?

Spätestens nach drei Monaten. Viele Menschen denken bei Schlafstörungen: Das gibt sich schon wieder, das ist wahr-

scheinlich der Stress. Dabei gibt es eine klare Definition: „Wenn jemand länger als drei Monate eine Schlafstörung hat, ist diese chronisch“, so Ingo Fietze. „Die schlechte Message ist also: Spätestens nach drei Monaten schlechten Schlafes hat man eine chronische Erkrankung.“

Welche Therapie gibt es?

Die Behandlung einer Schlafstörung stützt sich zuerst auf eine spezifische kognitive Verhaltenstherapie. Dabei erlernt man Fähigkeiten, wieder entspannt mit dem eigenen Schlaf umzugehen. Es werden Denkmuster aufgebrochen und Techniken eingeübt. Die medizinischen Leitlinien sagen ganz klar: erst Verhaltenstherapie, dann Medikamente. „Diese Stufenfolge ist hocheffektiv“, sagt Specht. Denn die Verhaltenstherapie sei nachhaltiger als Medikamente. „Medikamente bringen den Patienten zwar zum Schlaf, aber sie ändern nichts am teilweise regelrecht gelernten Schlafproblem. Wenn man sie absetzt, kann es wieder zu Problemen kommen.“ Hierzulande mangelt es an Schlafmedizinern und -psychologen. Wer nicht schnell einen Therapieplatz bekommt, dem empfiehlt Specht sogenannte Digitale Gesundheitsanwendungen. Die Wirksamkeit bei Insomnie sei nachgewiesen; der Hausarzt kann sie auf Rezept verschreiben.

Wer sollte Medikamente nehmen?

Schlafmedikamente haben noch immer einen schlechten Ruf, weil sie abhängig machen und die Schlafqualität beeinträchtigen können. Für die Deutsche Gesellschaft für Schlafforschung und Schlafmedizin sind Medikamente erst dann eine Lösung, wenn eine Verhaltenstherapie erfolglos bleibt. Der Schlafmediziner Ingo Fietze hingegen arbeitet in einer Schwerpunktambulanz. Wer zu ihm kommt, leidet oft schon seit Jahren an schlechtem Schlaf und hat viel ausprobiert, vor allem die kognitive Verhaltenstherapie. „Diesen Menschen müssen wir helfen“, sagt er. „Sie müssen wissen, es gibt Hilfe, nämlich gute Medikamente. Ein schlechter Schlaf ohne Medikament ist immer die schlechtere Variante gegenüber dem deutlich besseren Schlaf mit einer Tablette.“ Erst verschreibt Fietze dann leichte Arzneien, und wenn diese auch nicht helfen, probiert er gemeinsam mit dem Patienten Stufe für Stufe stärkere Präparate aus. Zur Verfügung stehen unterschiedliche Medikamentengruppen von Aminosäuren über Melatonin, Antihistaminika und Psychopharmaka bis hin zu den Benzodiazepin-

agonisten und dem neuen Wachblocker Daridorexant. Was für wen geeignet ist, muss individuell besprochen werden.

Woran sollten Frauen im mittleren Alter denken?

Schon die Stillzeit ist ein Schlafkiller, über den manche Frauen in eine Schlafstörung hineinrutschen. Die Menopause ist ein weiterer potentieller Trigger. Manchen Frauen hilft in den Wechseljahren eine Hormonbehandlung, die der Frauenarzt verschreiben muss. Wenn das nichts bringt, weiß der Schlafmediziner Rat. Specht weist darauf hin, dass zu einer gründlichen Anamnese einer Schlafstörung auch immer eine körperliche Untersuchung gehört. Sowohl Schilddrüsenwerte wie andere Hormone sollten gemessen werden. Was macht der Blutdruck? Was die Organfunktionen? Werden Medikamente genommen?

Ältere Menschen schlafen oft schlecht. Was tun?

Ältere Menschen produzieren weniger Melatonin. Das ist ein Grund, warum ältere Menschen aus ganz natürlichen Gründen oft schlechter schlafen. Deshalb kann Melatonin bei älteren Menschen im höheren Lebensalter helfen. „Dabei muss man aber auf retardiertes Melatonin zurückgreifen, das seinen Wirkstoff in der Nacht langsam abgibt“, sagt Markus Specht. Diese Medikamente sind erst für Menschen ab 55 Jahren zugelassen.



„Leib & Seele“
im Podcast

Welche Impfungen benötigen Kinder und Erwachsene? Und welche neuen Empfehlungen hat die Ständige Impfkommission ausgesprochen? Ein Arzt gibt einen Überblick – zu hören unter: www.faz.net/podcasts/f-a-z-gesundheit-der-podcast



Aus Saarlouis an der französischen Grenze gibt es in diesem Sommer eine Geschichte zu erzählen, die viel über die deutsche Wirtschaft verrät. Dort schließt der Autokonzern Ford demnächst seine Fabrik, ein herber Schlag für die Stadt. Diese Geschichte handelt aber nicht vom Niedergang. Sie handelt vom Wandel. Das Gelände, das Ford in Saarlouis verlässt, verfällt danach nämlich nicht etwa zur traurigen Brache. Dort will das schwäbische Familienunternehmen Vetter in den kommenden Jahren vielmehr für rund 450 Millionen Euro eine hochmoderne neue Fertigung bauen. Nicht für Autos, sondern für Arzneimittel.

Das ist kein Zufall. Mag die Stimmung in anderen Wirtschaftszweigen noch so mies sein, mögen Manager und Unternehmer noch so sehr über die deutschen Zustände klagen und ihre Zukunft im Ausland suchen: Die Pharmabranche investiert munter in Deutschland.

Die Serie der frohen Botschaften, in die sich die Geschichte aus Saarlouis einreicht, ist angesichts der Gesamtlage spektakulär. Für den größten Wirbel sorgte Eli Lilly aus Amerika. Der Konzern errichtet für 2,3 Milliarden Euro ein Werk in Alzey, wo künftig jene Abnehmspritzen gefertigt werden sollen, die Eli Lilly zu einem der wertvollsten Börsenunternehmen der Welt gemacht haben. Daiichi Sankyo aus Japan investiert eine Milliarde Euro in Pfaffenhofen, vor allem um neue Krebsmedikamente zu entwickeln. Der Schweizer Roche-Konzern erweitert für 600 Millionen Euro seine Produktion in Penzberg. In Mainz baut Biontech, beflügelt vom Erfolg des Corona-Impfstoffs, gleich an mehreren Adressen. Sogar Bayer, der gebeutelte Platzhirsch, gibt in Berlin Geld für ein neues Gen- und Zelltherapiezentrum aus. Boehringer Ingelheim hat für 350 Millionen Euro ein neues Biotechnologiezentrum in Biberach bezogen, Pfizer sein Werk in Freiburg für 300 Millionen Euro ausgebaut. Für etwa die gleiche Summe baut Merck an seinem Stammsitz in Darmstadt ein neues Forschungszentrum.

Deutschland, glücklich Pharmaland. Moment mal. Fehlen in den Apotheken nicht Hunderte Medikamente, weil die Produktion nach Asien abgewandert ist? Stimmt schon. Das betrifft allerdings gerade nicht die teuren neuartigen Präparate, um die es in all den neuen Werken und Laboren gehen soll, sondern günstige altbewährte Mittel, bei denen die Kalkulation ganz anders aussieht.

Dass es vielen Pharmafirmen gerade so gut in Deutschland gefällt, ist erstaunlich, aber erklärbar. Man muss nur ein paar Eigenheiten der Branche kennen. An ein paar alte deutsche Tugenden denken. Und über ein paar Termine Bescheid wissen, die in den beiden vergangenen Jahren in Berlin stattfanden.

Es fing nach Informationen der F.A.S. damit an, dass ein Dutzend Konzernchefs aus aller Welt ihre Aufmerksamkeit im Bundeskanzleramt machten, um für ihre Sache zu werben – und zu sagen, was in Deutschland nerve, die langen Genehmigungs-dauern für klinische Studien etwa und die Einschränkungen bei der Nutzung medizinischer Daten. Es folgten Gespräche im kleineren Kreis. Sowohl Wirtschaftsminister Robert Habeck als auch Kanzler Olaf Scholz nahmen sich Zeit. Man sprach über Medikamente und geostrategische Sicherheit, über Innovation und Wertschöpfung, über den Zusammenhang von Arzneimittelherstellung und Standortattraktivität.

Es habe damals keine Liste einzelner anstehender Investitionsentscheidungen auf dem Tisch gelegen, berichtet ein Teilnehmer dieser Runden. Es sei eher um das große Ganze gegangen – und darum, dass die Pharmafirmen anders als zuvor die Chiphersteller Intel und TSMC für ihre Vorhaben keine Subventionen vom Staat verlangten.

Gleichzeitig arbeiteten die Ökonomen aus dem Sachverständigenrat der Regierung, besser bekannt als „Wirtschaftsweise“, an ihrem Jahresgutachten. Ein Schwerpunkt darin liegt auf den Aussichten verschiedener Wirtschaftszweige, in Deutschland künftig für Arbeitsplätze, Steuereinnahmen, Wohlstand zu sorgen. In keiner anderen Branche, fanden die Fachleute heraus, steigern Investitionen in neue Geräte, Maschinen und Anlagen die Produktivität so sehr wie bei der Herstellung von Arzneimitteln. Außerdem ist die Pharma-Belegschaft jünger, die Wertschöpfung je Beschäftigten höher als anderswo. Eine goldene Mischung. „Das spielte für unsere Überlegungen natürlich eine Rolle“, sagt Jörg Kukies, der als Staatssekretär im Kanzleramt für die Wirtschaftspolitik zuständig ist.

Heraus kam Ende November die „Pharmastrategie“ der Koalition, die außer vielen netten Worten ein Gesetz zur Erleichterung der Arzneimittelentwicklung gebracht hat. Zudem ließ die Regierung eine zwischenzeitliche Kürzung der Erstattungsbeträge um 5 Prozent auslaufen. Die Hersteller bekom-

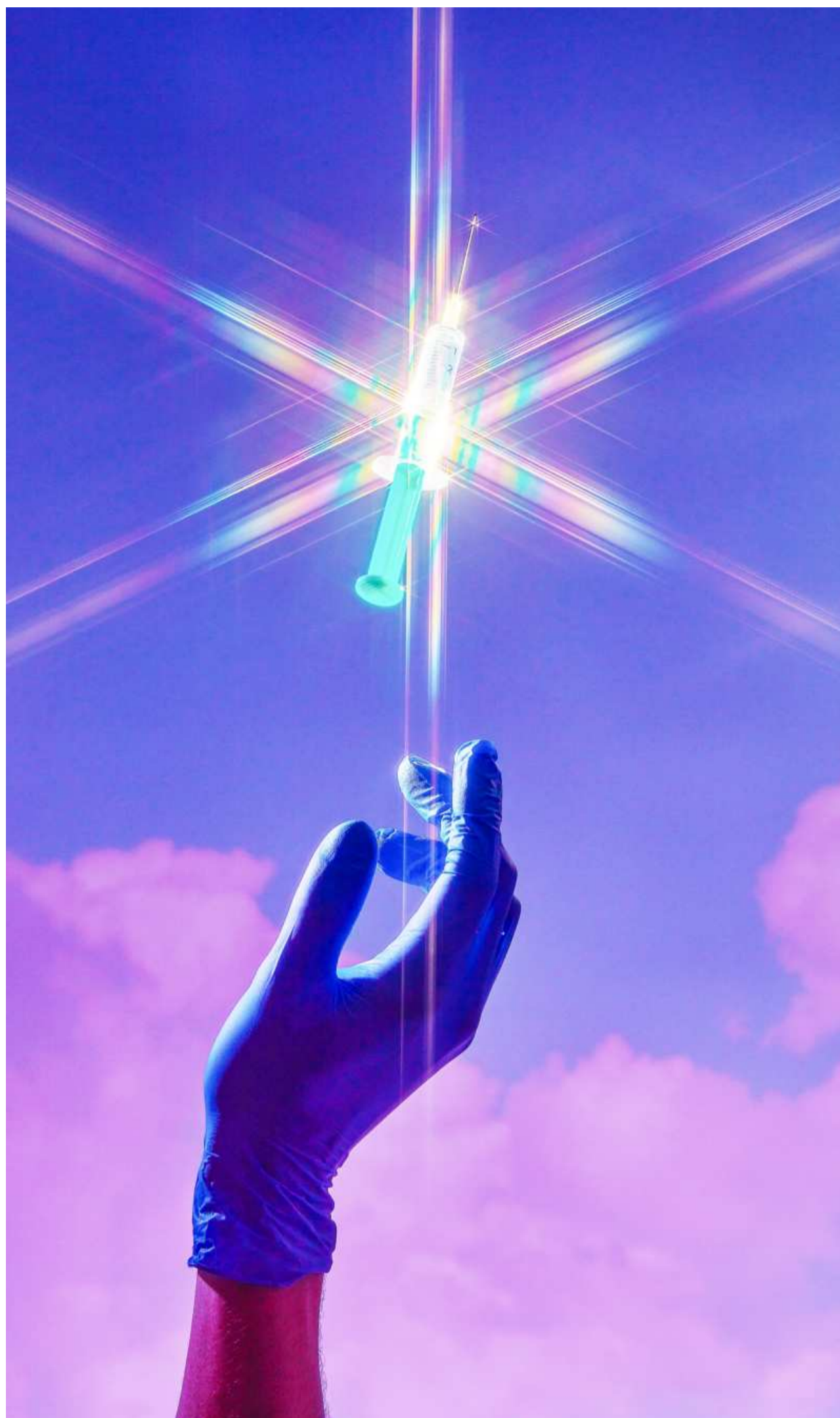


Foto: Sebastian Mast

Das neue deutsche Pharmawunder

Deutschland ist als Industriestandort in Verruf geraten. Pharmakonzerne aus aller Welt investieren trotzdem Milliarden hierzulande. Warum nur?

Von Sebastian Balzter

men nun wieder mehr Geld für ihre Medikamente. Die Kürzung machte unterm Strich 1,2 Milliarden Euro im Jahr aus. Balsam für die Branche, die sich vorher immer wieder darüber beklagt hatte, wie oft ihr in Deutschland willkürlich in die Tasche gegriffen werde, um die Finanzen der Krankenkassen zu stabilisieren.

Im November begann auch die Serie der großen Investitionszusagen. Ein Manager, der bei den Gesprächen dabei war und wenig später selbst eine Neuigkeit zugunsten von Deutschland zu verkünden hatte, warnt vor voreiligen Schlüssen. Der Einfluss auf einzelne Entscheidungen sei begrenzt gewesen. „Aber als ich merkte, dass uns endlich einmal zugehört wurde, habe ich das sofort an unseren Vorstand weitergegeben.“ Wo mehrere Länder für eine bestimmte Investition zur Wahl standen, mag so etwas das Zünglein an der Waage gewesen sein.

Die Pharma-Belegschaft werde hofiert, giften Kritiker postwendend. Doch verglichen mit den Milliarden für Intel & Co., wirkt das Entgegenkommen wohlwollend. „Wirtschaftspolitik mit Subventionen ist immer problematisch, gezielte Erleichterungen für Forschung und Ent-

wicklung sind aber meist gut begründbar“, sagt Wirtschaftsprofessor Martin Werdling aus dem Sachverständigenrat.

Allein hat die Politik das neue deutsche Pharmawunder gewiss nicht bewirkt. Zurück nach Saarlouis, wo Vetter für Konzerne aus aller Welt künftig deren Biotech-Medikamente abfüllen will. Das Werk, berichtet der Beiratsvorsitzende Udo J. Vetter im Gespräch mit der F.A.S., sollte zunächst in den Vereinigten Staaten entstehen. Weshalb es dann doch anders kam, obwohl die US-Regierung mit üppiger Staatshilfe lockt? Vetter antwortet schwäbisch-bodenständig: Erstens sei die duale Berufsausbildung in Deutschland im internationalen Vergleich ein Trumpf, weil die Fertigung teurer Präparate nur mit bestens qualifizierten Fachkräften möglich sei. Zweitens senke die Nähe zum Stammwerk in Ravensburg das Risiko, weil der neue Standort von dort unterstützt werden könne und bewährte Lieferanten zum Zug kämen. Drittens sei selbst für Kunden in Amerika die Anbindung an einen Flughafen wichtiger als ein Absender aus dem Inland, weil die Spritzen ohnehin per Luftfracht ausgeliefert würden.

Außerdem, fügt Vetter hinzu, habe die Inflation die Baukosten in den USA noch mehr gesteigert als hierzulande. Und weil Ford das Gelände in Saarlouis schon industriell nutze, verkürze sich die Genehmigungszeit erheblich.

Das war Glück. Die anderen Punkte lassen sich verallgemeinern. Am Ende wird klar, weshalb die Wirtschaftsweisen der Pharmabranche so viel zutrauen.

Für die Herstellung von Hightech-Medikamenten wird nicht viel Energie benötigt. Das ist für Deutschland schon mal eine gute Nachricht. Es geht dabei auch nicht um große Mengen; umso mehr um Reinheit, Präzision und Zuverlässigkeit. Schließlich steht die Gesundheit von Menschen auf dem Spiel. Entsprechend streng sind die Aufsichtsbehörden. Und entsprechend teuer sind die Messgeräte, Reinigungs- und Abfüllanlagen, die in modernen Pharmafabriken stehen. Noch ein Vorteil für Deutschland. Sie kosten in der Anschaffung nämlich so viel, dass es nachher nicht mehr darauf ankommt, ob der Stundenlohn für die Beschäftigten daneben 5 Euro höher oder niedriger ist. Hauptsache, die Maschinen laufen. Das macht es Billiganbietern schwer. Man sieht es daran, dass die deutschen Pharma-Exporte in den vergangenen Jahren stetig zunahmen, selbst als andere Branchen schwächelten.

Der Clou aber ist, wie die Pharmafirmen zum dauernden Fortschritt getrieben werden. Sie können nicht mit einem schicken Design ihrer Produkte beim Kunden punkten. In den meisten Industrieländern geht es vielmehr so: Will ein Hersteller ein neues Medikament auf den Markt bringen, muss er nachweisen, dass es den Patienten besser hilft als ältere Mittel. Dann werden vorangegangene Forschungsanstrengungen mit einem hohen Erstattungsbetrag belohnt – bis nach einer Weile der Patentschutz für das Präparat ausläuft und Wettbewerber günstige Kopien verkaufen dürfen. Der Originalhersteller sollte dann etwas Besseres anbieten können – oder seine Fertigung in der Zwischenzeit effizient genug für den Preiskampf gemacht haben.

Diese Fortschrittsmechanik hat weitreichende Folgen. Die Ausgaben für Forschung und Entwicklung sind in der Branche besonders hoch. Außerdem sind die Labore und Fabriken der Arzneimittelhersteller dem Statistischen Bundesamt zufolge die modernsten im ganzen Land. Der für andere Branchen zutreffende Befund, dass Betriebe auf Verschleiß gefahren wurden und eine Verlagerung ins Ausland nun einen großen technischen Fortschritt verspricht, gilt hier nicht. „Für uns schlägt in Deutschland das europäische Herz der Wissenschaft und Technologie“, sagt Belén Garrido, die spanische Chefin des Dax-Konzerns Merck. „Deshalb haben wir hier in den letzten Jahren Milliarden investiert und werden dies auch in Zukunft tun.“

Zur Wahrheit gehört, dass die Pharmabranche nicht groß genug ist, um das Ungemach aufzuwiegen, das Deutschland etwa in der Autoindustrie droht. Und dass der Aufschwung bisher an den Herstellern günstiger Nachahremedikamente komplett vorbeigeht.

Ein Lichtblick ist all das gleichwohl: Unternehmenslenker, die den Standort Deutschland nicht dem Untergang geweiht sehen; eine Regierung, die sich beraten lässt; eine kleine Stadt im Saarland, die sich gegen Konkurrenz aus Amerika durchsetzt. Zu schön für eine Fortsetzung? Der jüngsten Konjunkturumfrage der Deutschen Industrie- und Handelskammer zufolge ist die Mehrzahl der Pharmafirmen ungebrochen investitionsfreudig. Schwer zu sagen, wer den nächsten Spatenstich ankündigt. Gerücheweise will Sanofi aus Frankreich seine Insulinfertigung in Frankfurt für eine Milliardensumme modernisieren. Nächste Woche tagt der Aufsichtsrat.

EIN BALANCE-AKT



FREUNDE, GEHT NACH HAUSE

VON BETTINA WEIGUNY

Es ist wieder so weit: Mein Postfach quillt über. Ich muss unbedingt den digitalen Müll löschen. Und was fällt mir dabei als Erstes in die Hand? Werbung für einen Mallorca-Urlaub. Ich könnte einen Flug für zwei Personen dorthin gewinnen. Aber wer will das denn? Erstens waren wir gerade im Urlaub. Und zweitens mag Mallorca doch gar keine Touristen. Für Sonntag ist wieder eine Megademo gegen die Nervensagen geplant.

Wobei ich inhaltlich ganz bei den Spaniern bin. Es gibt nichts Schlimmeres als Touristen im Urlaub. Besonders Deutsche. Sie lachen so laut. Trinken zu viel. Nörgeln am Essen, am Service, am Wetter. Peinlich. Schlimmer schneiden in Umfragen nur die Engländer, die Chinesen (besonders in Asien) und die Russen ab (wo immer die noch hindürfen).

Wobei ich Selfie-Touristen am schlimmsten finde. Wie sie sich zu den Foto-Hotspots karren lassen, kurz aussteigen, sich auf dem gleichen Flecken Erde so verrenken, dass man die anderen hundert Influencer auf dem Bild nicht sieht, um direkt im Anschluss weilerzuziehen. #sunsetaufbali, #souful_moments, #mainhattan. Nirgendwo hat man seine Ruhe.

Japan hat jetzt einen überrannten Selfie-Treffpunkt in Fujikawaguchiko mit Maschendrahtzaun verrammelt, um den spektakulären Blick auf den heiligen Berg Fuji zu versperren. Sicherheitskräfte hatten vergebens versucht, die Selfie-Massen zu bändigen. Jetzt also Sichtschutz. Kein Fotomotiv hat zur Folge: keine Influencer, kein Ärger, kein Müll. So einfach.

Ich mache das jetzt auch. Gut, dass wir alles aufheben! In den Kinderzimmern habe ich ein Arsenal an Wasserspritzpistolen und Nerf-Geschossen gefunden und auf der Fensterbank aufgebaut. Darüber hängt ein Plakat, wie ich es auf einer Anti-Touristen-Demo in Barcelona gesehen habe: „Friends, go home“. Das Gartentor verbarrikadiere ich mit Sperrband. Für Sichtschutz sorgen meterhohe Disteln und Brombeeren. Mal sehen, wer sich zum Grillen noch hertraut. Apropos: Alkohol ist wie an Mallorcas Stränden in unserem Garten verboten. Und wer meint, seinen Camper auf unsere Einfahrt stellen zu können, muss sich über aufgeschlitzte Reifen nicht wundern. Vielleicht fliege ich am Wochenende doch zur Demo nach Palma.

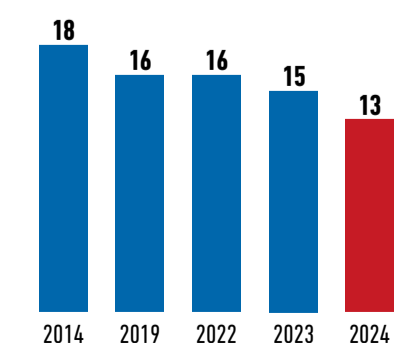
VOLKES STIMME

KEIN GRÜNES AUTO

INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH

Beim Kauf eines Autos wollen viele Kriterien bedacht sein. Die Umweltfreundlichkeit allerdings scheint die Deutschen nicht allzu sehr zu beschäftigen: Nur 13 Prozent der Befragten gaben an, dass sie beim Kauf Wert auf ein umweltfreundliches Auto gelegt haben. Damit setzte sich der fallende Trend fort: 2014 waren es noch 18 Prozent, denen dieses Kriterium wichtig war.

Wenn ich ein Auto kaufe, ist mir wichtig, dass es umweltfreundlich ist. (in Prozent)



Es werden jährlich über 12.000 Personen befragt, repräsentativ für die Bevölkerung ab 16 Jahre. Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach / FAZ-Grafik.nrw



Lasst weniger Züge fahren!

Von Ralph Bollmann

Es ist bisweilen eine sehr einfache Übung, sich über Friedrich Merz zu erheben. Der Bundeskanzler konnte es sich nicht verkneifen, den billigen Punkt zu machen. Es sei „eigentlich wie eine Verhöhnung“ der Bahnfahrer, äußerte Olaf Scholz dieser Tage, eine Verringerung des Zugangebots im Land zu verlangen. Denn genau das hatte der CDU-Vorsitzende im Sommerinterview gefordert, nachdem die Europameisterschaft dem deutschen Schienenchaos zu internationaler Berühmtheit verholfen hatte. Für viele war sofort klar: Wer sowieso lieber mit dem Privatflugzeug unterwegs ist, dem kann die Zugfrequenz zwischen Köln und Dortmund egal sein.

Um sich in solchem Hohn ergehen zu können, braucht es in diesem Fall allerdings eine gehörige Unkenntnis des Bahnbetriebs. „Eigentlich“ eine Verhöhnung: Schon die Wortwahl zeigt, dass es selbst der Kanzler eigentlich besser weiß. Sonst hätte er geradeheraus gesagt, es sei „eine Verhöhnung“ der Bahnkunden. Aber derjenige, der die Bahnfahrer verhöhnt, ist in diesem Fall Olaf Scholz selbst. Weil die Regierung mit ihrem realitätsfernen Wunsch nach immer mehr Zügen eine gehörige Mitschuld an den miserablen Pünktlichkeitswerten des peinlichsten deutschen Unternehmens trägt.

Niemand Geringerer als Bahnchef Richard Lutz hat neulich im F.A.S.-Interview auf diesen Zusammenhang hingewiesen. „Wir wollen im Interesse des Klimas und der Mobilität vor allem mehr Züge fahren lassen, auch wenn das aufgrund der Gesamtsituation die Pünktlichkeit zusätzlich belastet“, sagte er. Fragt man bei der Bahn nach, stellt sich heraus: Schon eine vergleichsweise moderate Verringerung des Zugangebots, vorzugsweise auf besonders verspätungsanfälligen Strecken, könnte die Zuverlässigkeit des Systems dem Niveau anderer europäischer Länder stark annähern. Offiziell bestätigen will diese Zahlen im Konzern freilich niemand, das wäre politisch zu heikel.

Zu den verrücktesten Ideen von Bahnmanagement und Verkehrspolitikern zählt daher der Vorsatz, auf immer mehr Strecken die Fern-

züge im Halbstundentakt fahren zu lassen. Hierzulande, wo schnelle und langsame Züge oftmals auf denselben Gleisen verkehren, bedeutet das eine Vervielfachung von störungsanfälligen Überholmanövern. Das geht vielleicht in ferner Zukunft, wenn alle Nadelöhre mindestens viergleisig ausgebaut oder mit Neubaustrecken umkurvt sind. Der scheidende Bahnbeauftragte nannte als Zielmarke zuletzt das Jahr 2070.

Bis dahin kann es für Fernzüge, bei denen es auf die Taktichte ohnehin weniger ankommt als im Nahverkehr, eigentlich nur eine Lösung geben: möglichst viele Fahrzeuge mit möglichst wenigen Zügen zu transportieren. Die französische Staatsbahn koppelt dafür auf stark belasteten Strecken gerne mal zwei TGV-Doppelstockzüge zusammen mit insgesamt 1020 Sitzplätzen. Die Billigtochter Ouigo quetscht auf diese Weise sogar 1268 Passagiere in einen Zug.

In Deutschland hingegen fasst selbst die allerlängste Version des neuesten ICE mit 13 Waggons nur 918 Fahrgäste, oft genug blockiert aber auch die siebenteilige Kurzversion mit 444 Plätzen die wertvollen Trassen. Voll besetzt sind diese Züge ohnehin nicht immer. „Besser ein herkömmlicher ICE alle halbe Stunde“, behauptet Bahnchef Lutz, ganz den politischen Zielen gemäß. „Dann kommt bei einer Verspätung auch schneller der nächste Anschlusszug.“ Wenn man den ursprünglichen Anschluss sowieso in vier von zehn Fällen verpasst, ist diese Logik allerdings ad absurdum geführt.

Sofort die deutsche Verkehrspolitik einem Voluntarismus, der die Physik des Fahrplans nicht zur Kenntnis nimmt. Aus einer ähnlichen Logik heraus investiert die öffentliche Hand 11,5 Milliarden Euro in die Verkleinerung des Stuttgarter Hauptbahnhofs, der nur unter Aufbietung aller technischen Möglichkeiten das Kapazitätsniveau von bisherigen Engpässen wie Köln oder Hamburg erreichen soll. Das haben Bahnfans immer zu Recht kritisiert. Sie sollten die Argumente für einen verlässlichen Zugverkehr auch dann ernst nehmen, wenn sie von Friedrich Merz kommen.

DER SONNTAGSÖKONOM

DAS PROBLEM MIT DEN SOLARANLAGEN

Sie sind billig, sie sind effizient – und sie sind wahnsinnig beliebt: Photovoltaikanlagen (PV) finden sich auf immer mehr Dächern. 90 Gigawatt sind inzwischen in Deutschland installiert, gut ein Drittel davon findet sich auf Einfamilienhäusern. Eigenheimbesitzer profitieren von chinesischen Überkapazitäten, welche die Preise in den vergangenen Jahren massiv fallen ließen. Und die Anlagen versprechen stabile Erlöse: Seit dem Jahr 2000 fördert der Staat Sonnenstrom mit einer garantierten Einspeisevergütung über 20 Jahre. Die Vergütungssätze sinken alle sechs Monate leicht. Ab dem 1. August gibt es je nach Art der Einspeisung zwischen 8,03 und 12,73 Cent je Kilowattstunde.

Die verlässliche Förderung machte Deutschland früh zum europäischen Spitzenreiter in Sachen Solarstrom. Doch der Ausbau der Stromnetze kommt nicht hinterher – und das wird langsam zu einem ernsthaften Problem. Denn das Netz tut sich schwer damit, den ganzen Ökostrom aufzunehmen. Kleine PV-Anlagen lassen sich meist nicht steuern und speisen an manchen sonnigen Tagen mehr Strom ein, als verbraucht werden kann. In der Folge kommt es zu negativen Strompreisen. Die Betreiber haben jedoch keinen Anreiz, ihre Einspeisung an den Bedarf anzupassen.

Hinzu kommt ein weiteres Problem. Eigenheimbesitzer mit PV-Anlage haben noch vor wenigen Jahren meist den gesamten Strom, den sie erzeugt haben, ins Netz eingespeist. Doch inzwischen gesellt sich im Keller fast immer ein Batteriespeicher hinzu, wenn eine neue PV-Anlage installiert wird. Mehr als 200 Megawatt kommen insgesamt jeden Monat hinzu. Auch in diesem Markt sind die Kosten rasant gefallen, aktuelle Modelle gibt es für 5000 bis 10.000 Euro.

Statt den gesamten selbst erzeugten Strom zu verkaufen („Volleinspeisung“), können Menschen mit einem Heimspeicher – nennen wir eine Besitzerin bei-

Solarzellen auf dem Dach, Batterie im Keller: Diese Kombination ist beliebt. Sie hilft dem Geldbeutel, nicht aber dem Stromnetz.

Von Hanna Decker

spielhaft „Astrid“ – den Großteil ihres selbst erzeugten Stroms vor Ort nutzen. Von Eigenverbrauch sprechen Fachleute dann. Finanziell ist das attraktiv: Auf den selbst erzeugten Strom zahlt Astrid – anders als für Strom aus dem Netz – keine Netzentgelte, Stromsteuer oder Umlagen, sodass dieser deutlich günstiger ist als der Strom aus dem Netz.

Doch die Allgemeinheit hat wenig davon, wenn gut betuchte Eigenheimbesitzerinnen wie Astrid ihre Stromrechnung auf Kosten anderer senken. „Eigenverbrauch ist im Grunde ein Steuersparmodell“, meint Lion Hirth, der an der Berliner Hertie School zum Design von Strommärkten forscht. Denn zählt Astrid weniger Netzentgelte und Umlagen, steigen diese automatisch für alle anderen. Auch im öffentlichen Haushalt fehlen die Erlöse aus der Stromsteuer.

Aber sind Heimspeicher nicht wenigstens gut für die Stromnetze? Schließlich werden flexible Erzeuger und Verbraucher in Ergänzung für die erneuerbaren Energien gebraucht, damit das Stromsystem trotz ihrer schwankenden Erzeugung nicht zusammenbricht. Außerdem könnte mehr Flexibilität im Strommarkt die Stromkosten für alle Verbraucher senken.

Antworten auf die Frage nach der System- und Netzdienlichkeit von Batterien hat Hirth in diesem Jahr in einer gemeinsamen Studie mit Anselm Eicke und Jonathan Mühlpenfordt gesucht. Und die drei Ökonomen kommen zu einem vernichtenden Ergebnis: „So wie wir Heimspeicher aktuell betreiben, sind sie vor allem eines: Ressourcenverschwendung“, fasst es Hirth kurz und knapp zusammen. Für ihre Studie haben die Forscher ein typisches Einfamilienhaus mit Solaranlage und Heimspeicher modelliert und den Einsatz der Batterie in ihrem Computermodell für jede Stunde im Jahr optimiert.

Das Ergebnis: Aktuell fängt Astrids Speicher an zu laden, sobald ihre Solaranlage mehr Strom erzeugt, als sie mit ihrer Familie verbraucht. An sonnigen Tagen ist das der Fall, sobald die Sonne aufgeht. Ist der Speicher vollgeladen – sagen wir um 11 Uhr morgens – fängt Astrids Solaranlage an, mit ihrer vollen Leistung ins Netz einzuspeisen. Das Blöde ist nur: Jetzt, zur Mittagszeit, quellen Markt und Netz ohnehin vor Strom über.

„Das ist aus Sicht des Stromsystems eher noch schlimmer als gar keine Batterie“, sagt Hirth. Die Forscher haben ihre Ergebnisse auch quantifiziert: Astrids Heimspeicher senkt ihre Stromrechnung zwar um 340 Euro pro Jahr. Aber das Stromsystem profitiert kaum: Nur 8 Prozent (26 Euro) von Astrids Ersparnis sind darauf zurückzuführen. Im schlimmsten Fall könne falsch eingesetzte Flexibilität die Stromversorgung sogar verteuern. Astrids restliche Ersparnis – 314 Euro pro Jahr – bezahlen andere Stromkunden.

Volkswirtschaftlich sinnvoll wäre es stattdessen, wenn sich Astrids Batterie nicht an ihrer PV-Anlage oder ihrem eigenen Stromverbrauch, sondern an den Bedürfnissen des Systems ausrichten würde. Also: laden, wenn zu viel Strom im Netz ist, und entladen, wenn am meisten Strom verbraucht wird. Ein beispielhafter Tag könnte dann wie folgt aussehen: Die Batterie lädt nachts – auch wenn die Son-

ne dann nicht scheint. Morgens, wenn alle ihre Kaffee- oder Spülmaschine anwerfen, entlädt die Batterie wieder, stellt also dem Netz Strom zur Verfügung, wenn viel Strom benötigt wird. Erst am frühen Nachmittag, wenn die Solarstromerzeugung im ganzen Land ihren Höhepunkt erreicht, lädt Astrids Heimspeicher wieder. Und abends, wenn alle von der Arbeit wieder nach Hause gekommen sind und ihre Geräte anwerfen oder ihr Elektroauto laden, stellt ihre Batterie dem System wieder Strom zur Verfügung.

Damit sich Batterien systemdienlich verhalten, müssen allerdings die Anreize stimmen, schreiben die Forscher. Ein Problem ist, dass Speicher – selbst wenn sie wollten – derzeit nicht in der Lage sind zu erkennen, wann sie dem Energiesystem nützlich sind. Das liegt daran, dass in Deutschland die meisten Verbraucher immer noch Strom über Festpreise beziehen. Der Speicher ist dann quasi „blind“.

Zwei Dinge müssen sich ändern, argumentieren Hirth, Eicke und Mühlpenfordt. Erstens bräuchte Astrid einen dynamischen Stromtarif. Dann würde sie statt eines Festpreises einen Tarif zahlen, der den aktuellen Strompreis an der Börse und damit die Erzeugungskosten des Stroms widerspiegelt. Dafür bräuchte Astrid aber einen intelligenten Stromzähler in ihrem Keller und einen Energieversorger, der einen solchen Tarif anbietet. Zweitens sollten die Netzentgelte, die Teil von Astrids Stromrechnung sind, auch die aktuelle Situation im Stromnetz widerspiegeln. Damit würde nicht nur die Volkswirtschaft von Astrids Speicher im Keller profitieren. Auch für sie selbst würde der Betrieb finanziell noch attraktiver, haben die Forscher herausgefunden.

Anselm Eicke, Lion Hirth und Jonathan Mühlpenfordt (2024): „Mehrwert dezentraler Flexibilität. Oder: Was kostet die verschleppte Flexibilisierung von Wärmepumpen, Elektroautos und Heimspeichern?“

HANKS WELT

Nicht totzukriegen

Warum Ökonomen an die Religion glauben

Von Rainer Hank



Süddeutschland war einmal ein katholisches Land. Von religiöser Pracht zeugen die barocken Klöster und Kirchen bis heute. Dazu gehörten geistliche Besitztümer mit Landwirtschaft, Handwerk und Industrie (Brauereien), die den frommen Eigentümern ein beachtliches Einkommen bescherten, was wiederum die Voraussetzung war, Bibliotheken zu unterhalten, Messen zu komponieren und Architekten oder Stuckateure aus der ganzen Welt zu beschäftigen.

Das alles hatte sein jähes Ende 1803 gefunden, als die meisten geistlichen Fürstentümer durch den sogenannten Reichsdeputationshauptschluss säkularisiert wurden. Die Besitztümer wurden den weltlichen Territorialherren als Entschädigung für die von Napoleon enteigneten linksrheinischen Gebiete zugesprochen. Profiteure waren zum Beispiel der Markgraf von Baden oder der Herzog von Württemberg. Die katholische Kirche verlor ihre weltliche Macht. Mönche wurden arbeitslos, Wallfahrtsorte erlebten einen spirituellen und wirtschaftlichen Niedergang, von Klöstern abhängige Handwerker fielen in Armut.

Ein schwerer Schlag, von dem die katholische Kirche Deutschlands sich nicht wieder erholen würde – sollte man denken. Doch schon Mitte des 19. Jahrhunderts boomte die Religion. Neu gegründete oder wieder in Betrieb genommene Klöster engagierten sich in der Krankenpflege, in Altenheimen, der Seelsorge und der Schulbildung. Die Kirche fand neue Einnahmequellen (Internate zum Beispiel) als Kompensation für die entgangenen geistlichen Besitztümer. Zwi-

schen 1850 und 1950 erlebte der deutsche Katholizismus eine seiner größten Blüten in der Kirchengeschichte.

Zufall? Nein, so lese ich es in einem faszinierenden Buch des britischen Ökonomen Paul Seabright, der an der Universität Toulouse lehrt. „The Divine Economy“ heißt das Buch. Die These: Religionen sind nicht totzukriegen. Der Forscher schreibt sine ira et studio; er argumentiert weder als Religionskritiker noch als Anwalt der Kirchen, sondern strikt als Wirtschaftswissenschaftler.

Weder Säkularisation (die Enteignung der kirchlichen Machtbasis) noch Säkularisierung (die Entzauberung einer Welt mittels philosophischer Aufklärung und Naturwissenschaft) haben es geschafft, der Religion den Garau zu machen. Das

liegt, ökonomisch gesprochen, an der Innovations- und Anpassungsfähigkeit der Kirchen, die all jene übersehen, die Religion als ein archaisches Relikt betrachten. Der Blick auf Europa und die Missbrauchspraxis der christlichen Kirchen trübt zudem den Blick. Zwar erleben Katholizismus und Protestantismus in Europa (mit Ausnahme Polens) tatsächlich einen dramatischen Niedergang. Dieser wird indessen zahlenmäßig überkompensiert durch den Zulauf, den die katholische Kirche in Afrika erlebt und die Evangelikalen und Pfingstkirchen in Südamerika oder in China. Ganz zu schweigen von der Attraktivität, die der Islam zwischen Indonesien und dem Maghreb auf die Menschen ausübt oder der staatlich geförderte Hinduismus in In-

dien. Das religiöse Geschäftsmodell ist robust und resilient.

Wie funktioniert der religiöse Markt? Seabright startet seine Studie mit der Geschichte von Grace, einer vierundzwanzigjährigen jungen Frau in Accra (Ghana). Sie verdient ihr Geld – täglich eineinhalb Dollar – mit dem Verkauf von Trinkwasser an einer Straßenkreuzung. Zehn Prozent davon (zuzüglich weiterer Spenden) führt Grace an ihre protestantische Gemeinde ab, was bedeutet, dass sie sich wichtige medizinische Behandlungen für ihr Tante nicht mehr leisten kann, mit der sie in einer kleinen Wohnung in einem Slum zusammenlebt. Der Pastor der Gemeinde ist ostentativ reich. Er fährt einen Mercedes und trägt einen Gürtel mit einem überdimensionierten Dollarzeichen.

Grace ist weder hörig noch unemanzipiert, noch handelt sie irrational. Sie geht gerne in die Kirche. Dort trifft sie Gleichgesinnte, mit denen sie beten, singen, essen und reden kann. Sie teilen die gleichen Werte und Rituale. Grace hofft, dass sie irgendwann einmal in der Gemeinde den Mann fürs Leben finden wird. Dort fühlt sie sich sicher, keinem Hochstapler oder Halunken auf den Leim zu gehen. Dort weiß der Mann, dass es sich gehört, am Sonntagmorgen gut gekleidet und pünktlich beim Gottesdienst zu sein. Und dass man seine Frau und seine Kinder anständig behandelt.

Die Geschichte klingt romantisch, verklärt aber nichts. Nüchtern beschreibt der Ökonom die Angebotsseite der Religion als eine „Plattform“, die Menschen zum gegenseitigen Nutzen zusammenbringt. Die Kirche erfüllt dieselbe Funktion wie Tinder, aber sie leistet mehr: geschaffen wird ein Raum sozialer Zugehörigkeit. Die Gläubigen sind nicht nur „Konsumenten“ auf der Plattform, die vom kirchlichen Angebot profitieren. Sie sind aktiv an der Herstellung und Weitergabe dieses Angebots beteiligt. Und sie zahlen für ein Gut, zu dem nur die Kirchenmitglieder Zugang haben.

Mich überzeugt diese ökonomische Beschreibung der Religion. Der Inhalt des Glaubens, gar die theologische Lehre ist zweitrangig, häufig sogar eher ein „Marketingnachteil“. Zwar sagen 31 Prozent der amerikanischen Katholiken, sie glauben an die Lehre der „Transsubstantiation“. Doch niemand verlangt von ihnen, dass sie sagen können, dass und wie die Hostie sich im Drama der heiligen Messe

in den Leib Christi wandelt. Die Beschlüsse der Konzilien der alten Kirche über die knifflige Beziehung zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist in der Trinität brauchen auch die meisten heutigen Theologen nicht mehr zu verstehen. Der Marketingnachteil wandelt sich gleichwohl in einen Vorteil der Zugehörigkeit und der Abgrenzung: Wir, die wir hier zusammenkommen, glauben Sachen, die unsere Umwelt nicht teilt. Viel überzeugender als theologische Inhalte sind ohnehin eher die packenden Erzählungen von Weihnachten, Exodus oder Kreuzigung. Zudem brauche es ein kirchliches Personal, das diese Erzählungen im Gottesdienst lebendig vorzutragen versteht.

Lässt sich aus der politischen Ökonomie der Religionen eine Lehre ziehen, wie die christlichen Kirchen Europas wieder auf die Beine kommen? Eher nein. Die religiöse Plattform lebt mehr als die säkularen Plattformen vom Vertrauen der Nachfrager in das Personal der Plattform. Ist dieses erst einmal zerstört, kommt es nicht so schnell wieder zurück. Die enge politische und fiskalische Bindung der christlichen Kirchen an den deutschen Staat samt vieler Privilegien helfen auch nichts. Im Gegenteil. Durch den Staat gestützte, quasi monopolistische kirchliche Macht macht träge – wie alle geliebte Macht. Da geht es den hiesigen Kirchen nicht anders als dem von Uber attackierten Taxi-gewerbe. Mehr und nicht weniger Wettbewerb, eine radikale Trennung vom Staatskirchenrecht, wäre die Empfehlung des Ökonomen für die Rückgewinnung von kirchlicher Innovation. Wer glaubt, dass es so kommt, wird selig.

„Mehr verdienen, netto weniger haben“

Die Bundesregierung will, dass die Deutschen mehr arbeiten. Kann das funktionieren? Der Ökonom Andreas Peichl ist skeptisch.

Herr Peichl, die Bundesregierung will die Deutschen zu mehr Arbeit bewegen. Glauben Sie, das wird funktionieren?

In ihrem Wachstumsprogramm stehen im Prinzip Sachen, die in die richtige Richtung gehen. Die Bundesregierung will die Erwerbstätigkeit von Frauen ausbauen, sie will Ältere in Beschäftigung bringen und die Arbeitsanreize im Bürgergeld steigern. Das sind die richtigen Ziele – und auch Ideen, mit denen man im Prinzip schnell etwas erreichen kann. Aber das kann noch schwierig werden, es kommt jetzt auf die Umsetzung an.

Die Bundesregierung will zum Beispiel weniger Steuern auf Überstundenzuschläge verlangen. Funktioniert das?

In Frankreich gab es das schon mal, da hat es die Arbeitszeiten praktisch nicht gesteigert, im Prinzip gab es nur Mitnahmeeffekte. Jetzt geht es darum: Was ist genau eine Überstunde? Was ist daran genau steuerfrei? Wenn die Regeln dann mal konkret da sind, kann man sich einen guten Steuerberater suchen oder sogar mich fragen. Dann erfährt man schnell, wie man das steuerlich am besten optimiert...

... zum Beispiel, indem man die Arbeitszeit auf 32 Stunden senkt und dann Überstundenzuschläge vereinbart?

Damit würden wir rechnen. Es gibt ja schon steuerfreie Nacht- und Sonntagszuschläge. Aber dann musste man den Stundenlohn kappen, weil plötzlich Vereine wie Borussia Dortmund ihren Angestellten wie Márcio Amoroso sehr niedrige Grundgehälter und hohe Wochenendzuschläge gezahlt haben. Die arbeiten ja oft am Wochenende.

Vielleicht kann man bei der Teilzeit mehr herausholen. Steuerfrei sollen auch Prämien für die Ausweitung der Arbeitszeit sein.

Das ist genauso. Bei all diesen Regeln, das ist alles leicht zu missbrauchen. Und es ist schwierig, das zu überprüfen, da entsteht schnell ein Bürokratiemonster. Solche Fragen könnten wir der Politik besser beantworten, wenn wir mehr Daten hätten, aber in Deutschland gibt es für Forscher nicht besonders

viele Daten – über die USA, über Schweden oder Österreich wissen wir viel mehr.

Was wissen Sie über die Steuerklassen von Ehepaaren? Die Steuerklassen III und V sollen jetzt abgeschafft werden.

Das ist eine sinnvolle Idee. Die Steuerklassen sind ja nur für die Lohnsteuer relevant, die nur eine Vorauszahlung auf die Einkommensteuer ist. Die Steuerklassen ändern gar nichts an der tatsächlichen Steuerlast. Aber wer bekommt den Steuervorteil der Steuerklasse III aufs Konto? Das ist in der Regel der Mann. Das hat Auswirkungen auf das Verhalten. Und wenn wir jetzt Frauen zum Arbeiten bringen wollen, weil die Männer sowieso alle Vollzeit arbeiten, dann ist das im Prinzip ein guter Weg: wenn vom Lohn erst mal etwas mehr bei der Frau landet und etwas weniger beim Mann, zumal wenn in der Steuererklärung am Ende des Jahres sowieso alles ausgeglichen wird. Es ist auch gut für Lohnersatzleistungen wie das Elterngeld, wenn die nicht von der Steuerklasse abhängen.

Arbeiten die Männer denn überhaupt noch immer Vollzeit, egal wie viel sie aufs Konto bekommen?

In Paaren sind die Hauptverdiener immer noch zu 85 Prozent die Männer, zumindest war das bei den aktuellsten Daten aus dem Jahr 2018 so. Wir sehen zwar auch, dass nicht mehr alle Männer Vollzeit arbeiten und einige mehr Wert auf Freizeit legen, aber die überwiegende Mehrheit arbeitet immer noch einfach Vollzeit.

Steuerklasse IV ist während des Jahres etwas ungünstiger als Steuerklasse III. Kommen da nicht manche arme Leute in Zahlungsnöte, wenn das erst mit der Steuererklärung ausgeglichen wird?

Das wissen wir nicht. Was wir wissen: Die ganz armen Haushalte zahlen in der Regel sowieso keine Einkommensteuern, für die sind auch die Steuerklassen egal. Wie das in der Mittelschicht ist, dazu haben wir einfach zu wenige Daten, um das sinnvoll vorherzusagen. Der Staat muss für die Forschung einfach mehr Daten bereitstellen. Viele

Daten gibt es schon, man muss sie nur gut kombinieren.

Kann man die Menschen denn mit mehr Nettolohn wirklich zum Arbeiten bewegen? Gibt es nicht inzwischen viele Leute, die in Teilzeit gehen, weil sie sagen: „Mir reicht mein Geld, ich habe lieber mehr Zeit“?

So etwas gibt es schon. Das haben wir gesehen, als der Franken stärker geworden ist. Es gibt ja Grenzpendler, die in der Schweiz arbeiten. Dann ist ihr Gehalt mit dem Franken gestiegen, und tatsächlich haben manche dann offensichtlich ihre Arbeitszeit reduziert, manchmal auch ihre Partner. Wichtiger ist aber etwas ganz anderes: Wir dürfen die Arbeitswilligen nicht am Arbeiten hindern, indem wir falsche Anreize setzen.

Was meinen Sie damit?

Die Sozialsysteme sind schlecht aufeinander abgestimmt, vor allem Kinderzuschlag und Wohngeld. Die haben schon zwei unterschiedliche Rechenmethoden dafür, was als Einkommen zählt. Und dann gibt es im Wohngeld eine komplizierte quadratische Formel dafür, wie viel vom Einkommen anrechnungsfrei bleibt. Wie die entstanden ist, konnte mir noch niemand erklären. Jedenfalls gibt es Stellen, da ist es so: Wer mehr verdient, kann trotzdem netto weniger haben. Für ein Paar mit zwei Kindern in München ist es egal, ob es 3500 Euro brutto verdient oder 6000 Euro – netto kommt immer das Gleiche raus, da geht es allenfalls mal um 20 oder 30 Euro hin oder her. Dann verstehe ich, dass der Zweitverdiener nicht mehr arbeiten will, wenn sich netto sowieso nichts verändert und dann auch noch die Kinderbetreuung schlecht ist.

Wobei das den Renten der Frauen schadet.

Ja, bei den Renten ist die Lücke zwischen Frauen und Männern viel größer als bei der Bezahlung. Aber die Rente ist für viele Leute noch viel zu weit weg, darüber denken sie erst mal nicht nach.

Auch Rentner will die Bundesregierung zum Arbeiten bewegen, indem sie für die Arbeit mehr Geld bekommen. Wird dieser Plan aufgehen?



Andreas Peichl, 45, lehrt an der Universität München und leitet am Ifo-Institut das Zentrum für Makroökonomik.
Foto: Thomas Dasher

Da kann sie kurzfristig am meisten erreichen. Wir sind genau an dem Zeitpunkt, wo die sehr geburtenstarken Jahrgänge anfangen, in Rente zu gehen. Gut, wenn da noch einige länger arbeiten. Als das Rentensystem eingeführt wurde, hat Bismarck es als Invalidenrente gedacht. Da bekam man die Rente mit 70, und die Lebenserwartung von Männern waren keine 45 Jahre. Inzwischen hat sich das geändert, aber es wäre schon sinnvoll, den Renteneintritt an die Lebenserwartung zu koppeln.

Und was ist mit den Leuten, die körperlich nicht länger arbeiten können? Da muss man überlegen: Können diese Leute dann noch einer anderen Tätigkeit nachgehen, oder muss man das Renteneintrittsalter für solche Berufe doch anpassen? Oder muss man die Berufs-

unfähigkeitsversicherung wieder stärken? Es muss sie ja nicht gleich wieder der Staat übernehmen, aber vielleicht braucht man dann eine Pflichtversicherung oder so etwas.

Ärgern sich dann nicht die jungen Leute, wenn die Alten die guten Stellen nicht frei machen?

Wir haben inzwischen nicht mehr Fachkräftemangel, wir haben Arbeitskräftemangel. Wir werden all diese Älteren brauchen.

Wenn all das so kommt, arbeiten die Deutschen dann genug, um den Bundeshaushalt zu sanieren?

Das sehe ich noch nicht.

Das Gespräch führten Patrick Bernau und Anna Sophie Kühne.

Die Hyundai Specials

Sichere dir attraktive Prämien und Top-Angebote für Top-Modelle – nur für kurze Zeit.

Mit bis zu 5.000 EUR⁴ Prämie.

Hyundai KONA Elektro
ab **289 EUR¹**
mtl. Leasingrate ohne Anzahlung

Hyundai KONA Benziner
ab **249 EUR²**
mtl. Leasingrate ohne Anzahlung

Jetzt einsteigen und Top-Angebote sichern. Zum Beispiel für den Hyundai KONA. Entdecke bei den Hyundai Specials auch weitere Hyundai Modelle mit attraktiven Angeboten. Nur für kurze Zeit. Bei deinem teilnehmenden Hyundai Partner.



Hyundai KONA Elektro 115 kW (156 PS), 48-kWh-Batterie: Energieverbrauch kombiniert: 14,6 kWh/100 km; CO₂-Emissionen kombiniert: 0 g/km; CO₂-Klasse: A. Elektrische Reichweite bei voller Batterie: 377 km³. Hyundai KONA Select 1.0 T-GDI 88 kW (120 PS), 6-Gang-Schaltgetriebe: Energieverbrauch kombiniert: 5,8 l/100 km; CO₂-Emissionen kombiniert: 131 g/km; CO₂-Klasse: D.

5 JAHRE **Garantie** ohne Kilometerlimit*

8 JAHRE **Batterie** Garantie*

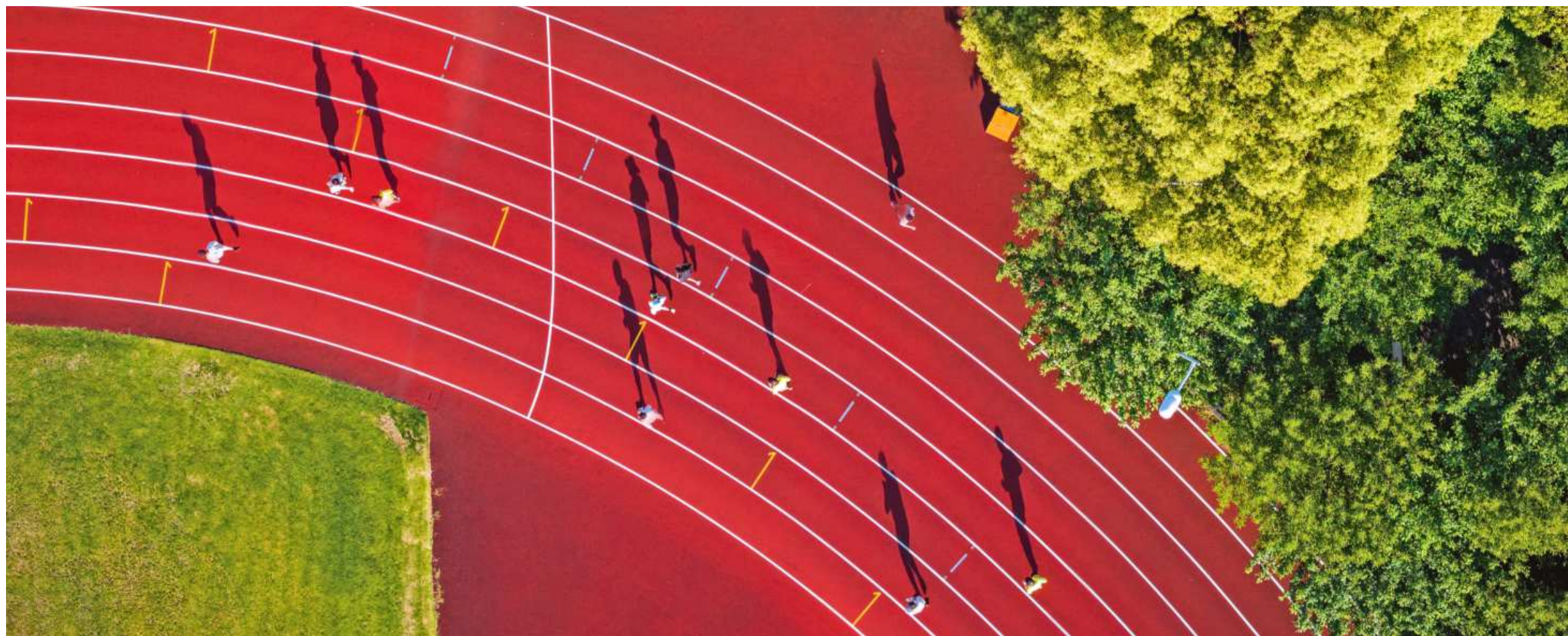
¹ Ein unverbindliches Leasingbeispiel der HYUNDAI Finance, eines Geschäftsbereichs der Hyundai Capital Bank Europe GmbH, Friedrich-Ebert-Anlage 35-37, 60327 Frankfurt am Main. Verbraucher haben ein gesetzliches Widerrufsrecht. Nach den Leasingbedingungen besteht die Verpflichtung zum Abschluss einer Vollkaskoversicherung. Hyundai KONA Elektro Advantage 115 kW, einmalige Leasingsonderzahlung 0,00 EUR, Laufzeit 48 Monate, Gesamtaufleistung 40.000 km. Die Prämie in Höhe von 5.000 EUR ist bereits in Abzug gebracht worden. Kostenpflichtige Sonderausstattung möglich. Zusätzlich Überführungskosten. Alle Preise inkl. gesetzlicher MwSt. Angebot gültig bis 31.08.2024.

² Ein unverbindliches Leasingbeispiel der HYUNDAI Finance, eines Geschäftsbereichs der Hyundai Capital Bank Europe GmbH, Friedrich-Ebert-Anlage 35-37, 60327 Frankfurt am Main. Verbraucher haben ein gesetzliches Widerrufsrecht. Nach den Leasingbedingungen besteht die Verpflichtung zum Abschluss einer Vollkaskoversicherung. Hyundai KONA Select 1.0 T-GDI (120 PS) M/T, einmalige Leasingsonderzahlung 0,00 EUR, Laufzeit 48 Monate, Gesamtaufleistung 40.000 km. Die Prämie in Höhe von 3.500 EUR ist bereits in Abzug gebracht worden. Kostenpflichtige Sonderausstattung möglich. Zusätzlich Überführungskosten. Alle Preise inkl. gesetzlicher MwSt. Angebot gültig bis 31.08.2024.

³ Die maximale Reichweite wird von verschiedenen Faktoren beeinflusst, z.B. von Verkehrsbedingungen, Fahrzeugausstattungen und Fahrweise. Im realen Fahrbetrieb kommt es zu einer geringeren Reichweite.

⁴ Die maximale Prämie von bis zu 5.000 EUR gilt für den Hyundai KONA Elektro Advantage. Die Aktion ist gültig bis 31.08.2024. Die Prämien der Hyundai Specials beziehen sich auf die unverbindliche Preisempfehlung der Hyundai Motor Deutschland GmbH und werden durch den Händler beim Kauf- oder Leasingvertrag für den Hyundai KONA Elektro und Hyundai KONA Benziner in Abzug gebracht. Nur bei teilnehmenden Händlern und solange der Vorrat reicht. Händlerpreis auf Anfrage.

* Sämtliche Informationen zum Umfang der Herstellergarantie unter: www.hyundai.de/garantien



Die Umsätze mit Sportbekleidung sind in den vergangenen Jahren um 30 Prozent gestiegen.
Foto Getty

Laufen und Kaufen

Laufclubs sind der Sporttrend des Jahres. Große Marken wie Adidas oder On verdienen daran.

Von Konrad Ringleb

Die halbe Stadt schläft noch, als sich vor der Europäischen Zentralbank in Frankfurt 20 Läufer dehnen. Im Halbkreis stehen sie zusammen und richten ihre Kappen. Sie sind Mitglieder eines Laufclubs, und sie werden gleich zehn Kilometer rennen.

Lauftreffs hat es in Deutschland schon immer gegeben. Dort verabreden sich Erwachsene, die sich nach der Arbeit noch ein bisschen bewegen wollten. Seit ein paar Jahren entstehen aber Clubs, die mehr sein wollen als das. In diesen sogenannten Runclubs treffen sich junge Menschen, oft Singles, um zu joggen, danach zu plaudern und einander kennenzulernen.

Amelie Mihai, 27 Jahre alt, ist mit ein paar Freunden zum dritten Mal dabei.

„Ich habe gemerkt, dass ich mich schnell steigern“, sagt sie vor dem Lauf. Es gebe keinen Druck, egal auf welchem Niveau man laufe, alle kämen beim gleichen Kaffeestand an. „Es ist lockerer als im Sportverein, aber durch die Gemeinschaft auch verbindlicher, als allein zu laufen“, sagt ihre 25-jährige Freundin Rebecca Ilt. Das ist ein Vorteil der Laufclubs: Während man sich im Sportverein bei jedem Training abmelden soll, kann hier jeder kommen und gehen, wann er will.

Gegründet wurde die Laufgemeinschaft „anothersweatclub“ von Thomas Wenk im April dieses Jahres. Es ist der jüngste Laufclub der Stadt. Für jeden achten Lauf gibt es einen Kaffee gratis, und zwar in zwei Cafés in der Frankfurter Innenstadt. Getränke gibt es vom Mineralwasserabfüller Rosbacher. „Ich finde die Laufclubs eine tolle Bewegung, die durch Deutschland geht. Leute kommen zusammen, um sich gemeinsam auszu-powern“, sagt Wenk.

Im Winter traf sich der Frankfurter zum ersten Mal mit ein paar Freunden zum Laufen. Dieses Laufen im Club machte ihm so viel Spaß, dass Wenk dafür sogar aufhörte, Fußball zu spielen. Mittlerweile sind rund 20 Läufer regelmäßig dabei, wenn sich der Club trifft. Mit engen Shirts, rückwärts gedrehten Kappen und schnittigen Brillen sehen sie nicht aus, als wäre das ihr erster Lauf. Schnell teilen sie sich in drei Gruppen auf. Die erste Gruppe rennt einen Kilometer in fünf Minuten, die zweite in fünfeinhalb, die dritte in sechs. Die Grüppchen bleiben zusammen, unterhalten sich anfangs munter, später hechelnd. Wenk hat sich eine Stempelkarte ausgedacht, auf der die Läufer ihren Fortschritt sehen. Für jeden Lauf gibt es einen Stempel, sofern der Schweiß die Papierkarte nicht während des Laufs durchweicht hat.

Wenk hat Sportwissenschaft studiert. Er gibt Neuanfängern Tipps zu Lauftechnik und Ernährung, hat aber auch ambitionierte Läufer im Club, die für einen Triathlon trainieren. Sie alle zu vereinen ist Wenks Ansatz. Und natürlich geht es auch um das Zwischemenschliche: Vor Kurzem hat sich das erste Pärchen in seinem Laufclub gefunden. Wenk geht davon aus, dass sein Laufclub wachsen wird – denn das Hobby liegt im Trend.

„Der Markt ist riesig. Laufen ist ein Volkssport“, sagt Sebastian Uhrich, Professor für Sportbetriebswirtschaftslehre an der Deutschen Sporthochschule Köln. Nach Wandern ist Joggen der zweitbeliebteste Sport der Deutschen, jeder Dritte läuft hierzulande regelmäßig. Am beliebtesten ist der Sport unter den 20- bis 39-Jährigen. Der Umsatz mit Sport- und Badebekleidung stieg in den letzten fünf Jahren in Deutschland um rund 30 Prozent auf 5,3 Milliarden Euro.

Hiervon profitieren große Sportartikelhersteller wie Adidas und Newbalance. Mit Schuhen, Kleidung und Kappen buhlen sie um neue Kunden. Manche Marken gründen selbst Laufclubs, andere sponsorn bestehende Clubs. Zum Beispiel den größten selbst organisierten Frankfurter Laufclub namens „irregularpractice“. Mal unterstützt der amerikanische Sportartikelhersteller Newbalance den Club, mal das Schweizer Unternehmen On.

Clubgründer Christian Weigand, 36, fing im Herbst 2022 mit drei Freunden gemeinsam an zu laufen. „Wir haben nach Berlin und Großbritannien geschaut. Da liefen junge Leute mit eigenen Klamotten, eigenen Logos. Das sah so cool aus, das wollten wir auch“, er-

zählt er. Mittlerweile kommen rund 80 Leute, wenn sich der Club zum „Social Run“ trifft. Das heißt: unterhalten statt keuchen. Wenn's anstrengender sein soll, veranstaltet Weigand Rennen oder längere Läufe auf Waldwegen. Gesprochen wird auf Englisch, wegen der vielen internationalen Läufer, die zu den Terminen in Frankfurt kommen.

Sponsoren zu finden, sei kein Problem, sagt Weigand: „Die großen Marken haben Interesse an uns, weil sie hier direkt bei den Läufern ihre Produkte bewerben.“ Zu einem Waldlauf am Feldberg im Taunus kam ein Mitarbeiter von Newbalance mit einem Auto voller Schuhe. In jeder Größe gibt es zwei oder drei Exemplare der neuesten Serie, so dass die Läufer mit den Testschuhen losrennen und sie später zurückgeben können. Manchmal schicke eine Marke auch Shirts, berichtet Weigand. Wenn besonders viele Läufer erscheinen, gebe der Ausrüster Geld.

„Sportmarken versuchen durch solche Sponsorings, Teil des Lebens der Konsumenten zu werden“, erklärt Experte Uhrich. Das sei eine geschickte Form des Marketing, weil sie unterschwellig funktionieren. Der Konsument wird nicht mit lauten Werbeflaks geschockt, sondern auf Umwegen überzeugt. „Die Marke wird Teil des Hobbys, Teil der Freizeit, dann Teil des Lebens“, sagt Uhrich.

Solche Brand Communities, wie das auf Marketingdeutsch heißt, sind keine neue Idee. Schon vor 30 Jahren hat der Motorradhersteller Harley Davidson mit seinen Biketreffs vorgemacht, wie es eine Marke schaffen kann, Menschen zusammenzubringen – und später die Verkäufe zu steigern. Dann trafen sich Golf-GTI-Fans, um an ihren Autos zu schrauben und über Zylinder und Co. zu philosophieren. Heute sind es die Laufclubs.

Es gebe da jedoch einen kleinen Unterschied, sagt Uhrich. Während die Harley- und GTI-Treffs von sich aus entstanden seien, ohne direktes Mitwirken der Marke, versuchten die Firmen heute auch, solche Communities künstlich zu erschaffen. Das gelinge zwar bisher gut. Ob dadurch dieselbe Markenbindung entsteht, daran zweifelt der Marketingexperte.

Der Sportartikelkonzern Adidas liefert das Paradebeispiel für einen Laufclub, der nicht von unten gegründet, sondern von oben gestartet wurde. Adidas Runners zählt weltweit rund 250.000 Läufer. In 75 Städten von Mumbai in Indien bis Guadalajara in Mexiko gibt es sie. In Deutschland ist Adidas Runners in München, Hamburg, Berlin, am Firmensitz Herzogenaurach und in Frankfurt vertreten.

Der Dax-Konzern hat ein eigenes fünfköpfiges Team, das die Clubs weltweit betreut. An Ort und Stelle gibt es Kapitäne, Trainer und Teamläufer, oder im englischen Original: Captains, Coaches und Crew Runners. Die Kapitäne leiten die wöchentlichen Laufeinheiten, die Trainer beraten die Läufer, wie sie sich am besten auf Einheiten vorbereiten und regenerieren. Die Teamläufer führen verschiedene Geschwindigkeitsgruppen an, sodass niemand abgehängt wird.

Jeden Dienstag treffen sich die Mitglieder des Adidas-Laufclubs zum Gemeinschaftslauf. An anderen Tagen gibt es lange Läufe, Tempoläufe oder Intervalleinheiten auf der Kunststoffbahn. Adidas bietet den Club-Mitgliedern an, neue Laufprodukte zu testen und zu kaufen. Wer besonders viel läuft, erhält ein T-Shirt der Marke gratis. Wer es nicht schafft, braucht sich nicht zu grämen: Im Adidas-Shop können die Shirts, Hosen und Schuhe der Runners-Kollektion gekauft werden. Viele der Läufer beim Lauf in Frankfurt tragen solche Klamotten.

Registriert sind in der lokalen Gruppe 12.000 Mitglieder, an einem sonnigen Dienstagabend erscheinen 100 Läufer. Die Trainingseinheiten des Adidas-Laufclubs sind ähnlich aufgebaut wie bei „anothersweatclub“ und „irregularpractice“. Nur dass hier wesentlich mehr Mitarbeiter dabei sind und der Lauf mit Adidas-Schlachtrufen und einem Gruppenfoto beginnt. Dann jagt die erste Gruppe in knapp 4:45 pro Kilometer durch die Stadt. An der Spitze geben drei Adidas-Mitarbeiter das Tempo an, dahinter versuchen rund 20 Läufer, im Windschatten dranzubleiben. Immer wieder fallen Läufer aus der Spitzengruppe heraus und werden von den Gruppen dahinter aufgefangen. Es geht kompetitiver zu, zum Ziel hin wird gesprintet. Dann treffen sich alle Gruppen zum Pausch in einem Café-Innenhof. Die drei Streifen der Marke sind nicht zu übersehen, ob auf Shirts, an Füßen oder auf Werbeaufstellern.

Der Adidas-Wettbewerber On investiert ebenfalls in Laufclubs. Das Zürcher Unternehmen verdoppelte in den vergangenen beiden Jahren seinen Umsatz auf knapp zwei Milliarden US-Dollar und verdient sein Geld vor allem mit Laufausrüstung. On hat eine schlankere Struktur mit weniger Shops in den Innenstädten, dafür an jedem seiner vier Standorte in Europa einen eigenen Laufclub. In Deutschland gibt es einen solchen in Berlin. Zusätzlich arbeitet das Unternehmen mit Externen zusammen, in Frankfurt mit „irregularpractice“. Als On zuletzt einen Schuh präsentierte, wurde noch am selben Tag ein Lauftreff veranstaltet, um die Läufer davon zu überzeugen. „Wir wollen den Läufern die Gelegenheit geben, unsere Produkte kostenfrei zu testen, und einen Raum für direktes Feedback schaffen“, erklärt eine On-Sprecherin.

Dass die Marken um jedes Mitglied ihrer Laufclubs kämpfen, ist kein Wunder. Zwar wollte sich auf F.A.Z.-Anfrage keiner der Sportartikelhersteller zu den Kosten äußern. Es dürfte jedoch günstiger sein, Kappen oder Shirts zu verschenken und ein paar Lauftrainer anzustellen, als für viele Millionen Euro Werbefilme mit Sportstars zu drehen. Und mit den Clubs kommen Marken direkt an die begehrte Zielgruppe der jungen Läufer rund um die 30.

Auch mit eigenen Apps versuchen die Unternehmen, um die nächste Läufergeneration zu werben. Das Vorbild dafür ist die Lauf-App Strava. Hier messen Läufer mit smarten Uhren ihren Herzschlag, tracken jeden Kilometer und teilen das Ergebnis mit Freunden. Die App hat mittlerweile über 100 Millionen registrierter Nutzer. Im Nike Run Club oder bei Adidas Running vernetzen sich Läufer und stellen sich gemeinsam Herausforderungen. Da geht es darum, monatlich 15, 30 oder 50 Kilometer zu laufen – je nach Trainingsniveau, und im Optimalfall mit Ausrüstung der Marke. Jedes Mal, wenn der Nutzer kostenlose Trainingspläne oder Ernährungstipps in diesen Apps liest, sind dazu Logo oder Schriftzug der Marke zu sehen.

Auch Amelie Mihai und Rebecca Ilt von „anothersweatclub“ schauen auf ihre Uhren und Smartphones, als sie zurück bei der EZB sind. Die Gruppe schnauft, sonst ist es still. „Ich war gerade zwei Wochen im Urlaub, das merke ich schon“, sagt Mihai. In den nächsten Wochen will sie öfter laufen, um für einen Halbmarathon in Form zu kommen. Ihr Trainingsort: der Laufclub.



Frankfurter Allgemeine
VORTEILSWELT

Exklusiv für
F.A.Z.-Abonnenten

Entdecken Sie die neue F.A.Z.-Vorteilswelt

Informative Veranstaltungen, hochkarätige Gewinnspiele und attraktive Vorteilsangebote

Profitieren Sie als Abonnent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung von zahlreichen Vorteilen. Es erwarten Sie exklusive Partnerangebote und attraktive Gewinnspiele. Darüber hinaus erleben Sie Ihre F.A.Z. – bei vielfältigen redaktionellen Veranstaltungen – hautnah und können dabei den Austausch mit anderen klugen Köpfen pflegen.

Jetzt profitieren: faz.net/vorteilswelt



Immerhin, auf dem Zeltplatz ist die Stimmung gut an diesem Samstag-nachmittag. An Campingtischen sitzen Leute in der Sonne und trinken Bier, rauchen, in der Ferne wummern die Bässe. Zwei Männer, Ende dreißig, sind schon am Donnerstag gekommen, dem Beginn des Festivals. Niklas, der eigentlich anders heißt, ist schon oft auf dem Melt gewesen, zuletzt vor einigen Jahren. So leer wie dieses Jahr war es auf dem alten Industriegelände damals nicht, sagt er. „Als wir da vorgestern ankamen, war es quasi totenstill.“ Die Stufen, die rund um den zentralen Platz angeordnet sind, seien früher voller Leute gewesen. „Jetzt sitzt da eine Handvoll Grüppchen rum.“

Einen halbstündigen Spaziergang vom Zeltplatz entfernt wird klar, was er meint: Hier hätten locker doppelt so viele Leute Platz zum Feiern, vor der Kulisse rostiger Kräne und gigantischer Kohlebagger wirken die Besucher noch verlorener. Immerhin, gegen 23 Uhr füllt sich das Gelände merklich. Und trotzdem – es ist ein bedrückendes Ende für ein Festival, das einst bis zu 25.000 Leute in den stillgelegten Tagebau nahe Leipzig lockte, findet eine Besucherin. Für sie und ihre Freunde ist es die letzte Nacht, die sie auf dem Melt durchtanzen werden. Nicht nur in diesem Jahr, sondern niemals. Denn nach 27 Jahren werden die Bühnen des Festivals ab morgen für immer geschlossen bleiben.

Für die verbliebenen Fans des Festivals ist das eine traurige Nachricht. Aber überraschend dürfte sie für viele nicht gewesen sein. Meldungen dieser Art haben sich zuletzt gehäuft. Das Tabula Rasa hat schon letztes Jahr Insolvenz angemeldet, Tausende Fans hatten ihre Tickets bereits gekauft. In diesem Jahr dann wurde etwa das Hip-Hop-Open in Stuttgart abgesagt, das kleine Meeresschauspiel auf Usedom fand im Juni zum letzten Mal statt. Vielen weiteren geht es genauso – und noch etlichen mehr dürfte ein solches Schicksal zumindest drohen.

„Es steht wirklich nicht zum Besten, gerade bei kleineren und mittleren Festivals“, sagt Axel Ballreich, der als Vorsitzender des Verbands Livekomm die Interessen von Clubbesitzern und Festivalbetreibern vertritt. Was die Branche am allermeisten plagt: die gestiegenen Kosten. „Alles ist teurer geworden: Sicherheitskräfte, Technik, Künstlergagen“, sagt er. Weitergeben können die Festivals die Kosten allerdings nur begrenzt: „Die Zahlungsbereitschaft der Leute ist eingeschränkt.“ Schließlich werde das Leben in jeglichen Belangen teurer.

Das merken auch die Besucher des Melt. „Wir haben die Tickets von einem Kumpel bekommen, der hier beim Festival arbeitet“, erzählt Niklas, während er vor seinem Wohnmobil sitzt. „Mit Anreise und Campingplatz-Gebühr wären wir bei 300 Euro pro Person gelandet.“ Das hätte er niemals ausgegeben. Und da habe man noch kein einziges Bier vor Ort getrunken. Eigene Getränke nämlich darf man nicht mit aufs Festivalgelände nehmen. „Das fückt schon ab“, sagt sein Kumpel, der neben ihm sitzt. Beim Melt kostet eine kleine Flasche Wasser vier Euro, das 0,3-l-Bier 6,50 Euro, für eine Pizza müssen die Besucher etwa 15 Euro



Das Melt-Festival in Sachsen-Anhalt fand nach 27 Jahren kürzlich zum letzten Mal statt.

Die Party ist vorbei

Eigentlich ist Livemusik gerade ein großes Geschäft. Dennoch sterben viele Festivals.

Von Anna Sophie Kühne



Feiern zwischen alten Kohlebaggern
Fotos Andreas Pein

zahlen. Weil der Campingplatz eine halbe Stunde entfernt und nur mit einem kostenpflichtigen Bus erreichbar ist, nutzen viele das gastronomische Angebot.

Natürlich aber kann man bei Essen und Getränken auch günstiger wegkommen, wenn man entsprechend plant und am Campingplatz isst und trinkt. Aber teuer bleibt es, allein wegen des Tickets. „Ich versuche schon immer, günstiger auf die Festivals zu kommen, zum Beispiel indem ich dort arbeite“, sagt ein Besucher. „Vier Festivals im Jahr würde ich mir heute nicht mehr leisten“, so ein anderer. „Selbst mit einem guten Gehalt muss man sich das überlegen.“

Anders als sonst üblich ist der gestiegene Preis bei den Festivaltickets aber nicht Ausdruck eines gesunkenen Angebots – im Gegenteil. Die höheren Preise treffen auf eine Festivalandschaft, die so vielseitig und groß ist wie nie zuvor. Nicht nur in Deutschland, auch international finden inzwischen viele Festivals statt, die Deutsche gern besuchen, etwa in Polen. Zudem sind auch die Ansprüche der Besucher über die letzten Jahre gestiegen: „Nur auf eine Riesenszene einen Main Act zu stellen, das ist einfach zu wenig“, sagt Jonathan, der vor vielen Jahren schon mal auf dem Melt war. „Es wird heute viel mehr erwartet, es muss alles Mögliche drum herum geben.“ Er nennt es den „Wellness-Faktor“. Das reiche von Deko bis Essen. Oder wie Ballhaus vom Verband Livekomm sagt: „Bierhahn und Bratwurst reichen nicht mehr.“

Johannes Everke, der Geschäftsführer des Bundesverbands der Konzert- und Veranstaltungswirtschaft, beobachtet diese Entwicklung schon länger. „Heute konsumiert man Musik vor allem durch Streaming“, sagt er. Das sei aber nicht

der Ort, wo es eine große Zahlungsbeurteilung gebe: „Geld ausgeben tun die Leute vor allem für Live-Events.“ Dadurch habe die Musik an sich nicht mehr den Wert wie früher – die Inszenierung einer Live-Performance, das Erlebnis drum herum dafür aber umso mehr.

Viele Festivals geben sich entsprechend große Mühe mit der Gestaltung ihrer Bühnen, mit vielseitiger Gastronomie und einem überraschenden Rahmenprogramm. Das verhältnismäßig kleine 3000-Grad-Festival bietet Workshops und Lesungen an, es gibt Yoga, Qi Gong und eine Theaterbühne. Doch weil etwa an Infrastruktur oder sanitären Anlagen nur schwer zu sparen ist, geht der Spardruck zulasten des Programms, heißt es von den Veranstaltern. Auf die kommende Saison blicke man mit großer Sorge.

Auch das Immergut-Festival an der Mecklenburgischen Seenplatte hat ein kreatives Angebot für den Zeitvertreib abseits des Musikalischen. Auf der „Wortbühne“ wird zu verschiedenen Themen diskutiert, in diesem Jahr ging es etwa um die Europawahl und Künstliche Intelligenz. Doch auch diese Mühe genügt nicht, um ausreichend Besucher zu gewinnen. Vor Corona hatte das Immergut-Festival, das traditionell am letzten Maiwochenende stattfindet, 4500 Besucher, zuletzt waren es noch 2500. „Dieses Jahr war unser Festival defizitär“, sagt Charlotte Brehe, Sprecherin des Immergut-Festivals. „Und anders als große Veranstalter können wir das nicht mit anderen Events quersubventionieren.“ Hinter dem Festival steht der Verein Immergutrocken, viele Helfer engagieren sich ehrenamtlich, Brehe ist eine von zwei festangestellten Teilzeitkräften. Das Minus in der Kasse, das es auch im

vergangenen Jahr schon gab, kann der Verein nur durch staatliche Förderungen ausgleichen.

2019 kostete das günstigste Ticket für das Immergut-Festival 60 Euro, in diesem Jahr waren es 125, für Kurzent-schlossene 145 Euro. Zu den finanziellen Schwierigkeiten trage auch die mangelnde Planbarkeit bei den Einnahmen bei, sagt Brehe. „Der Ticketkauf wird heute eher hinausgezögert.“ Das leuchtet ein: Wo Leute die Anzahl der Festivals, die sie besuchen, aus finanziellen Gründen einschränken und immer weniger Veranstaltungen frühzeitig ausverkauft sind, kann man sich die Pläne für den Sommer getrost offenhalten.

Die Grenze von 100 Euro für ein Ticket zu überschreiten ist dem Verein nicht leichtgefallen, sagt Brehe. Dem Immergut sei es wichtig, niemanden aus finanziellen Gründen auszuschließen. Entsprechend intensiv sei der Schritt diskutiert worden – um sich dann doch als alternativlos herauszustellen. Mithilfe von Soli-Tickets, bei denen Besucher freiwillig ein paar Euro mehr bezahlen, sollen einige Tickets zum ermäßigten Preis abgegeben werden können. Die familiäre Atmosphäre auf dem Festival sei es, die die Leute wiederkommen lasse, so Brehe. „80 Prozent unserer Gäste haben dieses Jahr bei einer Umfrage angegeben, dass sie nicht zum ersten Mal auf dem Immergut sind.“ Neue Besucher zu gewinnen ist hingegen sehr schwierig: „Mit unseren Preisen nähern wir uns preislich allmählich den großen Festivals an“, sagt sie. Mit deren Headlinern, also den wichtigsten Künstlern im Line-up, könne man aber nicht konkurrieren.

Damit spricht Brehe einen sensiblen Punkt in der Branche an. Längst hat hinter den Kulissen eine Konsolidierung begonnen, bei der sich am Ende vor allem die profitabelsten Veranstaltungen behaupten dürften. Das US-amerikanische Unternehmen Live Nation etwa hat während der Corona-Pandemie eine Mehrheitsbeteiligung an dem deutschen Veranstalter Goodlive erworben, der auch das Melt Festival und das Hip-Hop-Open ausgerichtet hat. FKP Scorpio veranstaltet gut zwei Dutzend Festivals, darunter Branchenriesen wie das Hurricane oder Rock am Ring. Der britische Veranstalter Superstruct richtet mehr als 80 Festivals aus, darunter Wacken, das jährlich Zehntausende Metalfans lockt. Vor Kurzem hat der US-amerikanische Finanzinvestor KKR Superstruct übernommen, 1,3 Milliarden Euro sollen dafür laut Medienberichten geflossen sein.

„Große Investoren tragen erheblich zum Kostendruck in der Branche bei, insbesondere bei den Gagen“, sagt Axel Ballreich vom Verband Livekomm. „Das macht den kleineren den Garaus.“ Für einen „Mittelklasse-Act“ müsse man heute mit hohen fünfstelligen bis mittleren sechsstelligen Beträgen rechnen. Er ist überzeugt: „Die nächsten ein bis zwei Jahre werden für viele Festivals entscheiden, ob es weitergeht.“ Und wie blicken die Organisatoren des Immergut ins nächste Jahr? „Wir sind okayer Dinge“, sagt Charlotte Brehe. Kommende Woche soll das nächste Festival angekündigt werden, es wird der 25. Geburtstag des Immergut. Das Datum dürfte loyale Fans nicht überraschen.

■ NAMEN & NACHRICHTEN



Am meisten in den Medien: Rheinmetall-Chef Armin Papperger
Foto Marcus Simaitis



Erfolgreich an der Börse: Christian Bruch von Siemens Energy
Foto Getty

Deutschland spricht über Papperger

Der Rheinmetall-Chef war im vergangenen Quartal der Manager mit der größten Medienpräsenz.

Von Alexander Wulfers

Im Managerranking der F.A.S. gibt es einen neuen Spitzenreiter. Armin Papperger, Vorstandsvorsitzender des Rüstungskonzerns Rheinmetall, war im vergangenen Quartal unter den Managern der 40 Dax-Konzerne am stärksten in den Medien präsent. Das haben die Medienanalysten von Unicepta anhand von 116 Print- und Onlinequellen in Deutschland und im Ausland für die F.A.S. ausgewertet.

Papperger äußerte sich in den Medien vor allem zur Zeitenwende in der deutschen Verteidigungspolitik und zu den damit einhergehenden Rüstungsinvestitionen. Auch die guten Unternehmenszahlen brachten Papperger viel Aufmerksamkeit. Wegen der Aufrüstung in den NATO-Staaten nach der russischen Invasion der Ukraine rechnet der Panzerbauer mit längerfristig steigendem Gewinn. Der Stichtag für das Ranking fiel, noch bevor bekannt wurde, dass von der russischen Regierung gesteuerte Agenten ein Attentat auf Papperger geplant haben sollen.

Mit Platz 2 muss sich dieses Mal ein Manager geschlagen geben, der in der Vergangenheit oft schon den Titel geholt hat: Volkswagen- und Porsche-Chef Oli-

ver Blume. Er äußerte sich in Interviews vor allem zur Zukunft des Elektroautos. Schlagzeilen machte Blume zuletzt mit einer Zusammenarbeit des Wolfsburger Konzerns mit E-Auto-Entwickler Rivian.

Platz 3 im Ranking nimmt nach seiner öffentlichkeitswirksamen Wutrede der Chef der Deutschen Börse, Theodor Weimer, ein. Er hatte im April in scharfem Ton mit der Ampelregierung und insbesondere mit Wirtschaftsminister Robert Habeck abgerechnet. Dass Weimer dafür vor allem Applaus von rechts außen bekam, zeigt, dass Medienpräsenz nicht immer positiv sein muss.

Auch unternehmerischer Erfolg ist nicht immer gleichbedeutend mit Medienpräsenz. So sieht die Liste der Dax-Chefs, die den Börsenwert ihres Unternehmens am meisten steigern konnten, ganz anders aus. Hier thront Christian Bruch, Vorstandsvorsitzender des Industrieunternehmens Siemens Energy, über allen anderen. Um 43 Prozent ist der Kurs des Unternehmens im zweiten Quartal gestiegen. Henkel-Chef Carsten Knobel konnte immerhin rund 12 Prozent Kursgewinn verzeichnen, ebenso wie der Drittplatzierte, Michael Sen von Fresenius.

Größte Medienpräsenz

Rang / Name / Dax-Konzern 2. Quartal 2024

1	Armin Papperger (Rheinmetall)
2	Oliver Blume (Volkswagen, Porsche AG)
3	Theodor Weimer (Deutsche Börse)
4	Christian Sewing (Deutsche Bank)
5	Björn Gulden (Adidas)
6	Ola Källenius (Mercedes-Benz)
7	Markus Kamieth (BASF)
8	Guillaume Faury (Airbus)
9	Roland Busch (Siemens)
10	Christian Klein (SAP)

Quelle: Unicepta/FAZ-Grafik Gonzalez

Beste Performance

Rang / Name / Dax-Konzern Kurs 1.4. bis 30.6.24 in %

1	Christian Bruch (Siemens Energy)	+43
2	Carsten Knobel (Henkel)	+12
3	Michael Sen (Fresenius)	+12
4	Manfred Knof (Commerzbank)	+11
5	Jochen Hanebeck (Infineon)	+9
6	Markus Steilemann (Covestro)	+8
7	Björn Gulden (Adidas)	+8
8	Christian Klein (SAP)	+5
9	Tim Hötting (Deutsche Telekom)	+4
10	Joachim Wenzing (Munich Re)	+3

Quelle: Bloomberg/FAZ-Grafik Gonzalez

Der Flug von Cyprus Airways von Nikosia nach London ist verspätet. Seit 50 Jahren schon. Das Flugzeug existiert nicht mehr, der Flughafen ist unbenutzbar geworden. Seit einem halben Jahrhundert verwaist er am Rande der zyprischen Hauptstadt. Am 20. Juli 1974 landeten hier die letzten Maschinen, kurz vor Beginn der Kampfhandlungen. Das türkische Militär startete eine Invasion im Norden der Insel. Seitdem ist Zypern in einen türkischen Teil im Norden und einen griechischen Teil im Süden geteilt. Und der Flughafen ist stillgelegt.

Er liegt nun in der sogenannten Pufferzone zwischen den beiden Hälften der Insel, die von 800 UN-Blauhelsoldaten geschützt wird. Das Gelände darf nur mit Sondererlaubnis betreten werden. Die F.A.S. hat eine dieser seltenen Genehmigungen erhalten – und sich auf eine Zeitreise begeben, die viel über die heutige Lage der Insel verrät und über die Aussichten, ob es irgendwann mit einer Wiedervereinigung von Zypern klappt.

Der Flughafen war bei seiner Eröffnung 1968 ein Symbol der Hoffnung. Acht Jahre zuvor war Zypern unabhängig geworden, nach Jahrhunderten unter osmanischer und britischer Herrschaft. Man hoffte auf einen wirtschaftlichen Aufschwung, der Flughafen sollte Zyperns neues Tor zur Welt werden. Stattdessen wurde er 1974 zu einem Schauplatz der Kämpfe. Und war danach immer wieder Treffpunkt für Gespräche der beiden Seiten über eine Wiedervereinigung. Hier wurden Pläne dazu beschlossen und Zuversicht verbreitet, hier gingen aber auch beide Parteien oft ohne Aussicht auf eine Einigung auseinander. Noch heute finden hier regelmäßig Treffen statt, um wenigstens kleine Fortschritte zu erreichen. Ab und zu lädt die UN-Schutztruppe die politischen Führer der beiden Inselteile zu Gesprächen auf das Flughafengelände, um die Chancen für neue Verhandlungen zu sondieren.

All das war 1968 nicht absehbar. Die Eröffnung des Flughafens war mit großen Erwartungen verbunden. Die gerade ankommenden Pauschalreisen sollten viele Touristen auf die Insel bringen. Auch prominente Rockstars, Schauspieler und sehr Wohlhabende landeten hier. Der Flughafen wurde zum Zwischenstopp für das östliche Mittelmeer, zum Beispiel auf dem Weg in das damals boomende, schillernde Beirut im nahen Libanon. Das etwa 100 Meter lange und 60 Meter breite Terminal wurde vom Wiesbadener Architektenbüro Dorsch und Gehrmann entworfen und auf dem Gelände des einstigen britischen Militärflughafens gebaut. Das Gebäude war hell durch große Öffnungen im Dach und üppige Fensterfronten. Im Innern befand sich eine der allerersten automatischen Gepäckförderanlagen in einem Flughafen. Damals war es noch üblich, die Koffer am Flugzeug abzuholen.



Die Düsenmaschine von Cyprus Airways wurde während der Kämpfe auf die Rollbahn gestellt, damit türkische Truppen nicht landen konnten. Die Einschusslöcher sind noch heute zu sehen, genauso wie an der Glasfront des Terminals.

Der vergessene Flughafen

Vor 50 Jahren besetzte die Türkei den Norden Zyperns. Auch am Flughafen Nikosia wurde gekämpft. Seitdem ist er verwaist – und trotzdem ein Gradmesser dafür, wie es um die Insel steht.

Von Dyrk Scherff (Text) und Frank Rötth (Fotos)



Dann kam der 20. Juli 1974. Wenige Tage zuvor hatten griechenlandfreundliche Offiziere der zyprischen Nationalgarde gegen die Regierung geputscht und sie abgesetzt. Ihr Ziel war der Anschluss Zyperns an Griechenland. Die türkischstämmige Bevölkerung, die schon zuvor immer wieder gewalttätig mit der griechischen Mehrheit aneinandergeraten war, fürchtete ihre Vertreibung und rief um Hilfe. Sie kam in Form des türkischen Militärs, das in wenigen Tagen ein Drittel der Insel besetzte. Mitte August waren die Kämpfe beendet. Die Invasionsarmee blieb, auch als der Putsch scheiterte und die alte Regierung ins Amt zurückkehrte.

Auch um den Flughafen wurde gekämpft. Die Cafeteria, die noch kurz zuvor so viel Urlaubsfreude verbreitete, wurde zum Kommandostand umfunktioniert, einige Räume wurden zur Krankenstation. Die UN-Truppen, die schon 1964 nach Ausschreitungen zwischen beiden Volksgruppen ins Land gekommen waren, griffen ein und erklärten den Flughafen zur Schutzzone. Seitdem steht er leer.

Wer den Flughafen heute besucht, bekommt noch einen guten Eindruck davon, wie damals geflogen wurde. Es gab ein paar wenige Check-in-Schalter, vor denen sich keine Schlangen stauen durften, sonst hätten sie draußen vor dem Gebäude gestanden. Man ging zu Fuß und ohne Sicherheitskontrolle zum Flugzeug. Es gab schon Duty-free-Läden, in denen man dem Verkäufer aber noch am Tresen sagen

Auf dem Rollfeld und im Terminal mit seinen großen Werbetafeln herrscht Stille, die Gepäckförderanlagen sind verwaist.

musste, was man kaufen will; er holte die Waren dann aus dem Regal. Die Wartestühle waren gut gepolstert, drei Telefonzellen im ganzen Terminal waren genug. An den Wänden prangt noch die Werbung der Siebzigerjahre für Seiko-Uhren und Bata-Schuhe. Auf einem Schild steht: „Sag Ja zu Zigaretten“.

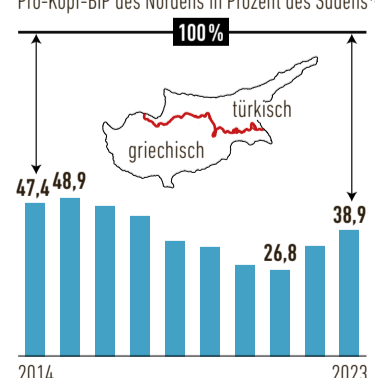
Teile des Gebäudes sind mittlerweile einsturzgefährdet und dürfen nicht mehr betreten werden, es häufen sich entsprechende Warnhinweise. Verkleidungen und Kabel hängen von der Decke herunter, Vögel haben sich eingenistet. Es dringt Regen ein, weil die Scheiben der Oberlichter geplatzt sind.

Das Rollfeld mit Platz für einst elf Flugzeuge ist still und leer, nur am Rand vor der ehemaligen Wartungshalle steht das Wrack einer Hawker-Trident-Düsenmaschine von Cyprus Airways. Die Einschusslöcher sind noch gut zu sehen. Sie wurde während der Kämpfe auf die Rollbahn gestellt, damit türkische Truppen dort nicht landen konnten. Die Maschine wurde so schwer beschädigt, dass sie nicht



Zypern ist auch wirtschaftlich geteilt

Große Wohlstandslücke
Pro-Kopf-BIP des Nordens in Prozent des Südens¹⁾



Dienstleistungen dominieren, Anteil der Wirtschaftssektoren an der Bruttowertschöpfung 2023²⁾



Nord und Süd im Vergleich
in Prozent 2023

	Republik Zypern (griechischer Teil)	Nordzypern (türkisch besetzt)
Bevölkerung	927.100	426.400
BIP-Wachstum 2014–2023 p. a.	3,9	2,6
BIP-Wachstum 2024 erwartet	3,0	k.A.
Arbeitslosenquote	6,1	5,1
Inflationsrate	3,9	76,4
Zahl der Touristen (in Mio.):		
2023	3.846	1.855
2019 (zum Vergleich)	3.977	1.750

davon:	
Handel	12,0
Finanzdienstleistungen	10,5
IT/Telekommunikation	9,4
Immobilien	8,5
Beherbergung/Gastronomie	6,3
Transport/Schifffahrt/Lagerung	5,5

mehr fliegen konnte. Sie diente als Ersatzteillager für zwei andere Flugzeuge, die damit wieder flugfähig gemacht und 1977 mit Sondergenehmigung nach England ausgeflogen wurden. Dort waren sie noch ein paar Jahre im regulären Liniendienst, eines steht heute im Imperial War Museum in Duxford bei London.

Es waren die letzten Flüge, die hier starteten. Aber auch heute hat der Flughafen Nikosia noch eine Funktion. Die UN-Blauhelsoldaten und die zivile UN-Verwaltung der Pufferzone nutzen weitest des Terminals einige Gebäude als Unterkunft und Büros. Sogar einen Swimmingpool für die Mitarbeiter gibt es. Viel wichtiger sind die Gebäude aber, um Gespräche zwischen den beiden Volksgruppen zu ermöglichen. Das passiert bemerkenswert oft. Es gibt regelmäßige Treffen von 14 gemischten Arbeitsgruppen zu Themen wie Umweltschutz, dem gemeinsamen kulturellen Erbe, Handel, aber auch Kriminalität. „Die Zusammenarbeit läuft gut“, sagt Aleem Siddique, der Sprecher der UN-Mission auf Zypern, die eine der

ältesten der Vereinten Nationen ist. Auch der Ausschuss zum Aufspüren von mehr als 1000 Kriegsvermissten hat auf dem Flughafengelände Büroräume.

Laut Umfragen ist eine Mehrheit der Bevölkerung Zyperns unter bestimmten Bedingungen offen für eine Wiedervereinigung. Nur noch 20 Prozent auf beiden Seiten lehnen sie prinzipiell ab. Die Bewohner beider Teile begegnen sich aber selten. Der Austausch ist gering, der Handel auch. Ein paar Griechen, die im Norden billig tanken; ein paar Türkischstämmige, die im Süden arbeiten.

Die Politiker haben je nach Wahlergebnis ihre Meinung zur Wiedervereinigungsfrage schon öfters geändert. 2004, im Jahr des EU-Beitritts Zyperns, wurde auf dem Flughafen ein Vereinigungsabkommen unterzeichnet. Große Hoffnung kam auf. In den folgenden Referenden stimmten die Bewohner im Norden dafür, im Süden aber dagegen. Heute plädiert die Führung der türkischen Zypern für zwei getrennte Staaten, was der Süden nicht akzeptieren will. Am Ende entscheidet vor allem der türkische Präsident Recep Erdoğan, ob er einer Vereinigung zustimmt oder nicht. Im Moment sieht es nicht danach aus. Die Planungen für den 50. Jahrestag der Invasion untermauern das. Sowohl Erdoğan als auch der griechische Ministerpräsident Mitsotakis werden ihre jeweiligen Volksgruppen auf der Insel besuchen. Eine symbolische gemeinsame Begegnung ist nicht vorgesehen.

Eine große Hürde stellen, um gegenseitigen Misstrauen und der Machtfrage abgesehen, die zu erwartenden ökonomischen Kosten einer Wiedervereinigung dar. „Der Norden erreicht nur knapp 40 Prozent des Pro-Kopf-Einkommens des Südens. Er ist stark von der Türkei abhängig, das für seine Exporte und den Tourismus der mit Abstand größte Markt ist und Finanzhilfen zahlt, auch wenn sie nicht mehr so hoch wie früher sind“, sagt Fiona Mullen von der zyprischen Beratungsfirma Sapianta Economics. „Und jetzt wird Nordzypern auch noch von der Inflation getroffen, die es aus der Türkei importiert.“

Ein knifflige Frage ist außerdem, was nach einer Wiedervereinigung mit den mehr als einer Million Grundstücken der Griechen in Nordzypern geschehen würde, die inzwischen oft von Türken genutzt werden. Oder illegal an Russen und andere Ausländer verkauft wurden. Auch eine Deutsche soll in diese Deals verwickelt sein.

Dazu kommt eine Reihe von politischen Schwierigkeiten. Aus dem Norden strömen viele Flüchtlinge, die über das Meer mit Booten ankommen, in den Süden. Es gibt Spannungen mit der libanesischen Hizbullah-Miliz, die dem Süden militärische Unterstützung von Israel vorwirft. Die USA und Großbritannien haben gegen einige zyprische Bürger und Firmen wegen Geldwäschevorwürfen Sanktionen verhängt.

Der Tourismus entwickelt sich indes gut, er hat im Norden sogar das Niveau von vor Corona überschritten. Es wird viel gebaut. Auch im Süden ist das so. Die Erholung seit der Staatsschuldenkrise 2013 war kräftig, das Wachstum ist hoch, der Haushalt weist einen Überschuss auf.

Und der Flughafen? Vielleicht wird er eines Tages wieder zur Kulisse für Vereinigungsgespräche. Aber eine Wiedereröffnung ist unwahrscheinlich. Die Renovierungskosten wären immens. „Und die zunehmende städtische Bebauung in der Nähe macht eine Öffnung fast unmöglich“, sagt UN-Sprecher Aleem Siddique.

Ein bisschen lebt der alte Flughafen am neuen in Larnaka weiter. Dort ist in der Abflughalle eine Wand mit Bildern der zyprischen Mythologie aufgebaut, die sich einst im Terminal in Nikosia befand. Daneben steht ein Schild: „Bis zum Tag der Befreiung schlägt das Herz des Nikosia International Airport hier.“

Über die Berliner Zukunft wird jetzt in Bielefeld entschieden, ein Stück weit zumindest. Um eine lange umstrittene Haushaltslücke von acht Milliarden Euro zu schließen, will die Ampelkoalition für Investitionen in Schiene und Straße bloß noch Kredite vergeben und außerdem von der staatlichen Förderbank KfW das Geld zurückholen, das sie für die Energiepreisbremsen nicht gebraucht hat. Diesem Vorschlag aus dem Kanzleramt hatte Finanzminister Christian Lindner allerdings nur unter Vorbehalt zugestimmt: Er will erst mal prüfen lassen, ob die Sache auch verfassungsrechtlich wasserdicht und wirtschaftlich sinnvoll ist.

Den juristischen Teil dieser Prüfung, darauf hat sich die Koalition auf Vorschlag des Finanzministeriums verständigt, soll der Bielefelder Lehrstuhlinhaber Johannes Hellermann übernehmen. Er entscheidet damit gewissermaßen über die Zukunft der Regierung, jedenfalls darüber, ob es zwischen SPD, Grünen und FDP bald neuen Streit gibt. Wenn die acht Milliarden durch die geplanten Umbuchungen nicht zu beschaffen sind, könnte das Ringen um den Haushalt nämlich von vorne losgehen – auch wenn in Regierungskreisen vorsorglich darauf hingewiesen wird, dass die herbstlichen Konjunkturprognosen und die nächste Steuerschätzung die Lücke womöglich schrumpfen lassen.

Allerdings könnte der Name Hellermann ein Hinweis darauf sein, dass es Lindner mit der Benennung des Gutachters nicht von vornherein auf ein Scheitern der Pläne angelegt hat. Zwar hatten die beiden schon vor sehr langer Zeit miteinander zu tun, allerdings standen sie damals auf entgegengesetzten Seiten. Als Lindners oppositionelle FDP im fernen Jahr 2011 den Haushalt der damaligen rot-grünen Minderheitsregierung in Nordrhein-Westfalen beklagte, vertrat Hellermann die Landesregierung um die Sozialdemokratin Hannelore Kraft und deren Finanzminister Norbert Walter-Borjans. Er argumentierte damals, trotz des hohen Wirtschaftswachstums nach dem Einbruch durch die Finanzkrise 2008 liege eine konjunkturelle Notlage vor, da die entstandene Produktionslücke noch immer nicht aufgefüllt sei.



Koalitionäre Lindner, Habeck, Scholz: Die gute Laune könnte jetzt nur noch ein Professor aus Bielefeld verderben. Foto Stefan Boness

Hoffen auf Bielefeld

Heikler Auftrag: Staatsrechtler Johannes Hellermann soll die Etatpläne der Ampel bewerten.

Von
Ralph Bollmann

Das lässt sich zwar nicht ohne Weiteres auf die Bundesebene übertragen, weil die Regeln für die Kreditaufnahme hier durch die Schuldenbremse viel präziser definiert sind. Allerdings zählte Hellermann schon immer zu jenen Verfassungsrechtlern, die dem Haushaltsgesetzgeber einen großen politischen Spielraum einräumten, der sich der juristischen Beurteilung entzieht. Habilitiert hat er sich einst in Bielefeld bei Joachim Wieland, der diesen Grundsatz einmal so formulierte: „Die demokratisch gewählten Politiker müssen selbst entscheiden, wie viele Schulden sie machen. Das kann ihnen kein Gericht abnehmen.“ So zitierte ihn seinerzeit die Zeitschrift

„Spiegel“. Das hinderte ihn freilich nicht daran, im nordrhein-westfälischen Schuldenstreit als Mitglied des Landesverfassungsgerichts seinen Schüler abblitzen zu lassen – und den Haushalt zu kassieren, den dessen Mandanten Kraft und Walter-Borjans vorgelegt hatten. Im Jahr darauf baute der frisch gekürte FDP-Landesvorsitzende Christian Lindner seine Wahlkampagne auf dem Widerstand gegen die defizitären Etats der Minderheitsregierung auf – und gewann.

Auch in den zurückliegenden Debatten um die Schuldenbremse vertrat Hellermann ein Position, die von der Linie des Finanzministers deutlich abwich. So warf

er bereits kurz nach dem Parlamentsbeschluss über die 100-Milliarden-Euro-Kredite für die Bundeswehr die Frage auf, ob es dafür überhaupt einer Verfassungsänderung unter Einschluss der Opposition bedürft hätte – oder ob nicht der russische Überfall auf die Ukraine jene außergewöhnliche Notsituation darstelle, die auch mit einfacher Mehrheit festgestellt werden kann und dann ein Überschreiten des Schuldenrahmens erlaubt.

Mehr noch: Am Ende eines Aufsatzes, den er auf der Plattform „Verfassungsblog“ publizierte, meldete er Zweifel an der Position an, „die verfassungsrechtliche Schuldenbremse für sakrosankt zu erklären“. „Schon angesichts des erheblichen Bedarfs an öffentlichen Investitionen etwa in den Bereichen Infrastruktur und Digitalisierung, Bildung und klimagerechter Umbau hat sich die Frage gestellt, ob es gerade auch unter dem für die Staatsverschuldung maßgeblichen Gesichtspunkt der Generationengerechtigkeit richtig ist, grundsätzlich keine Nettokreditaufnahme zuzulassen.“ In einem Beitrag für die SPD-nahe Friedrich-Ebert-Stiftung hatte Hellermann überdies kritisiert, dass der Mechanismus der Schuldenbremse bei einem auch nur mäßigen Wirtschaftswachstum womöglich „zu einem ökonomisch unsinnigen weiteren Absinken der staatlichen Schuldenstandsquote“ führe.

Das alles war noch vor jenem 15. November 2023 gesprochen, dem Tag also, an dem das Bundesverfassungsgericht den Klima- und Transformationsfonds der Ampelkoalition verwarf und damit die Regierung in ihre bislang tiefste Krise stürzte. Hier waren Scholz, Lindner und Habeck allerdings besonders dreist vorgegangen. Sie hatten Kreditermächtigungen aus der Schuldenbremsen-Ausnahme, die für Corona erklärt worden war, ohne neuen Notlagenbeschluss kurzerhand für den Kampf gegen die Erderwärmung umgewidmet.

Nun war es abermals Hellermann, der davor warnte, die Karlsruher Auflagen allzu restriktiv auszulegen. Er schrieb ein entsprechendes Kurzgutachten fürs Finanzministerium. Darin hob er unter anderem hervor, dass sich das von den Richtern hochgehaltene Prinzip der Jährlichkeit und Jährlichkeit allein auf Kreditermächtigungen bezieht, die auf Ausnahmen von der Schuldenbremse beruhen.

Sondervermögen, die sich aus gewöhnlichen Haushaltsmitteln oder regulären Krediten speisten, betreffe das nicht. Damit war er wohl näher an den Intentionen der Richter als die übervorsichtige Regierung, die jetzt gleich gar nichts mehr riskieren wollte – worüber man sich dem Vernehmen nach in Karlsruhe wiederum wunderte.

Zuletzt ging Hellermann in der „Zeitschrift für das gesamte Recht der Energiewirtschaft“ noch einen Schritt weiter: Er brachte sogar ein Sondervermögen zur Überwindung der Klimakrise ins Spiel. Das Urteil aus Karlsruhe errichte „weder für die Inanspruchnahme von Notfallkreditermächtigungen noch für die Errichtung von Sondervermögen im Zusammenhang mit klimawandelbedingten Maßnahmen unüberwindliche Hürden“, schrieb er. Mit anderen Worten: Ein Klimafonds, der explizit mit dem Klima und eben nicht mit der Pandemie begründet wird, sei weiterhin möglich.

Nun sind die drei Fragen, die Hellermann jetzt zu begutachten hat, anders



Johannes Hellermann, 67
Foto Picture Alliance

gelagert und aufgrund der unterschiedlichen Rechtsform von Deutscher Bahn, Autobahngesellschaft und KfW auch unterschiedlich zu bewerten. Umso mehr bleibt in den drei Koalitionsparteien eine Unsicherheit, welche Schlüsse er ziehen wird.

Er selbst bleibt dabei ganz cool. „Das Schicksal der Koalition spüre ich nicht in meinen Händen“, beteuert er auf Anfrage. „Ich sehe meine Aufgabe darin, mit fachlicher Expertise in spezifisch finanzverfassungsrechtlicher Hinsicht zur Aufbereitung der Entscheidungsgrundlagen beizutragen. Nicht mehr, nicht weniger.“

Marketing-Anzeige

50 Jahre
DJE

Wir verwalten Ihr Vermögen
wie unser eigenes.

Unabhängiger Vermögensverwalter seit 1974

➔ dje.de/zins-und-dividende

Dies ist eine Marketing-Anzeige. Bitte lesen Sie den Verkaufsprospekt des betreffenden Fonds und das PRIIPs-KID, bevor Sie eine endgültige Anlageentscheidung treffen. Darin sind auch die ausführlichen Informationen zu Chancen und Risiken enthalten. Diese Unterlagen können in deutscher Sprache kostenlos auf www.dje.de unter dem betreffenden Fonds abgerufen werden. Eine Zusammenfassung der Anlegerrechte kann in deutscher Sprache kostenlos in elektronischer Form auf der Webseite unter www.dje.de/zusammenfassung-der-anlegerrechte abgerufen werden. Alle hier veröffentlichten Angaben dienen ausschließlich Ihrer Information, können sich jederzeit ändern und stellen keine Anlageberatung oder sonstige Empfehlung dar.

Trumps Zöllner

Robert Lighthizer hat unter Donald Trump die Handelspolitik definiert. Das spürt Europa bis heute. Wenn Trump wieder ins Amt kommt, wird Lighthizer noch mächtiger.

Von Ralph Bollmann und Patrick Bernau



Robert Lighthizer in seinem Büro als Handelsbeauftragter, 2021.
Foto Alyssa Schukar/Reduz/Laif

Wenn in diesen Wochen Manager aus deutschen Unternehmen miteinander zu Abend essen, dann fällt ein Name noch öfter als der von Donald Trump. Mit Trump alleine kämen die deutschen Unternehmen noch klar, so denken viele – aber schwierig wird es mit Robert Lighthizer.

Robert Emmet Lighthizer, 76 Jahre alt, war in Trumps erster Amtszeit sein Chefverhandler für Handelsabkommen. Offiziell hatte er damit nur einen ziemlich unbedeutenden Stuhl am Kabinettschisch. Doch Lighthizer war der Architekt von Trumps internationaler Wirtschaftspolitik – und vor allem der Zölle, mit denen Trump die Globalisierung auf links gedreht hat. Lighthizer gehört zu den wenigen Figuren der Trumpschen Präsidentschaft, deren Politik von Joe Biden fortgesetzt wurde. Und Lighthizer ist einer der wenigen Helfer Trumps, der nicht nur dessen komplette erste Amtszeit über durchgehalten hat, sondern in einer zweiten Amtszeit wieder in der Regierung erwartet wird. Dann allerdings könnte er noch mächtiger sein, nämlich als Finanz- oder Wirtschaftsminister.

Lighthizers politische Ideen sind schnell zusammengefasst, man kennt sie als die Politik von Donald Trump. Lighthizer bemängelt, dass die Vereinigten Staaten viel mehr Produkte in anderen Ländern kaufen, als sie an andere Länder verkaufen. Damit verschulden sich die USA anderswo, und für Lighthizer noch schlimmer: In den USA gehen Arbeitsplätze verloren, nicht zuletzt in den alten Industrieregionen, denen er sich heimlich verbunden fühlt.

Dass große Handelsbilanz-Defizite ein Problem sind, das sehen auch manche Ökonomen so, wenn auch nicht alle. Der Weg, wie Lighthizer sie abbauen will, der war lange Jahre aber weit außerhalb jedes Konsens: eben durch Zölle. Vor allem die Welthandelsorganisation, die global Zölle senken möchte, stößt bei Lighthizer auf wenig Gegenliebe. Er will sie durch ein System einzelner Handelsverträge ersetzen. Für Deutschland mit seinem Exportüberschuss sind Debatten über

Handelsbilanzen immer schwierig, Lighthizers größter Gegner war zuletzt allerdings China.

Lighthizer wurde 1987 zum ersten Mal auf Trump aufmerksam, wie er selbst einmal erzählt hat. Damals hatte der Jurist schon einige Jahre als Beamter in der Regierung von Ronald Reagan hinter sich, davon zwei als stellvertretender Handelsbeauftragter. Zu jener Zeit ärgerte sich Lighthizer, aufgewachsen im alten Industriestaat Ohio, unter anderem über Japans Stahllieferungen in die Vereinigten Staaten. In den Verhandlungen mit Japan war er nicht besonders diplomatisch: Ein Blatt, auf dem Vorschläge der japanischen Delegation standen, faltete er zum Papierflieger und ließ es durch den Raum segeln.

Lighthizer kehrte in Anwaltskanzleien zurück und lobbyierte für Stahlfirmen, immer wieder beteiligte er sich an republikanischen Präsidentschaftskampagnen. 1987 nun, noch im Kalten Krieg, fiel sein Blick auf eine ganzseitige Anzeige, die Trump in drei großen amerikanischen Zeitungen geschaltet hatte: Amerika solle aufhören, für die Verteidigung von Ländern zu bezahlen, die sich das eigentlich selbst leisten könnten.

Dass Lighthizer und Trump sich in einigen Fragen von vornherein einig waren, heißt nicht, dass sich der Anwalt einfach durchsetzen konnte. Zölle hätte es auch ohne Lighthizer gegeben, schätzt Harvard-Ökonom Gordon Hanson. Lighthizer habe aber die aggressive Verhandlungsstrategie eingebracht, die die Welthandelsorganisation in die Knie zwang und durch bilaterale Verhandlungen ersetzte.

Die Gegner Lighthizers kamen damals von beiden Seiten. Einerseits kannten die Republikaner auch eine Tradition des Freihandels, die zum Beispiel Finanzminister Steven Mnuchin vertrat. Auf der anderen Seite stand der Chef des Handelsrates, Peter Navarro, dessen Ideen noch extremer waren als die von Lighthizer. Navarro beendete erst vergangene Woche eine Haftstrafe, weil er die Aufklärung der Aufstände rund um die Präsidentschaftswahl behindert hatte.

Die Abneigung der beiden kam auch nach dem Ende von Trumps Amtszeit

zum Ausdruck. „Die Greta Garbo des West Wings“, nannte Navarro Lighthizer und beschwerte sich in seinem Buch: Der sei sich zu fein gewesen, im Fernsehen für Trumps Wiederwahl zu werben. Bei seinen wenigen Fernsehauftritten sei er sehr überzeugend gewesen, er habe es aber schlicht zu selten gemacht.

Trump verlor die Wahl, doch Lighthizers Politik war damit nicht vom Tisch. Auch der demokratische Präsident Joe Biden nahm die Zölle nicht zurück. Das Verhältnis zu China verschlechterte sich unter Biden weiter, wenn auch von beiden Seiten her. Der demokratische Präsident setzte Katherine Tai als Nachfolgerin ein, und deren Politik ist so nah an der von Lighthizer, dass sie im Juni auf der Veranstaltung einer Denkfabrik gefragt wurde, wo sich ihre politischen Ansichten von denen Lighthizers unterscheiden. Ihre Antwort begann mit den Worten: „Ich sage gerne, dass ich jünger bin und besser aussehe.“

Es ist nicht so, dass Lighthizer die Demokraten im Alleingang überzeugt hätte. Auch in Amerikas politischer Linken gab es schon Jahrelang Unbehagen darüber, dass die Industrie im mittleren Westen so viele Probleme hat – und oft wurde diskutiert, ob die Schuld eher bei den Robotern oder bei China lag. Die Globalisierung einzuschränken, das war durchaus auch bei den Demokraten anschlussfähig.

„Ich glaube nicht, dass Lighthizer eine intellektuelle Triebkraft war“, findet der Handelsökonom David Autor am Massachusetts Institute of Technology. „Meiner Beobachtung nach hat sich der Konsens über den Handel verschoben, weil die schädlichen Auswirkungen des Handelschocks mit China nun hinreichend dokumentiert sind und sich Chinas Rolle in der nationalen Psyche der USA gewandelt hat: von einem Produzenten billiger Waren zu einer aufstrebenden globalen Supermacht auf potenziellem Kollisionskurs mit den Vereinigten Staaten.“

Sein bekannter Harvard-Kollege Dani Rodrik sieht das ähnlich. „Ich glaube, dass die Demokraten irgendwann auch dort angekommen wären“, schreibt er in einer E-Mail. Bidens Industriepolitik mit

riesigen Subventionen habe auch frühere Ansichten widersprochen und hätte irgendwann ähnliche Zölle erfordert wie die von Lighthizer. Aber, sagt Rodrik: „Lighthizer machte es einfacher, weil er einen neuen Zustand schon eingeführt hatte.“

Wenn Trump noch einmal zum Präsidenten gewählt wird und Lighthizer Minister wird, dann könnte eben noch mal ein neuer Zustand eintreten. Im vergangenen Jahr hat Lighthizer selbst ein Buch veröffentlicht, in dem er seine Ideen beschreibt. Am Schluss könnte es darauf hinauslaufen, dass die USA nicht länger nur Zölle auf einzelne Produkte erheben, sondern auf die ganze Palette dessen, was da so gehandelt wird. Der Rest wird eine Frage der Verhandlung sein. Die Stärke der USA in der digitalen Welt geht Lighthizer jedenfalls nicht besonders ans Herz, die Schwäche in der Industrie dagegen sehr.

Da kommt Trumps Politik wieder zum Ausdruck: Auch Vizepräsidenten-Kandidat J. D. Vance stammt aus Ohio, Vance litt noch mehr unter dem Niedergang der Region, wie er einst in seinem Buch „Hillbilly Elegy“ beschrieb.

Politischen Erfolg hat all das. In den Regionen, die von den neu eingeführten Importzöllen profitierten, wählten hinterher mehr Menschen Trump – während der Handelskrieg in den Regionen, die darunter litten, für die Wahlentscheidung nur eine sehr kleine Rolle spielte. Wirtschaftlich allerdings haben die USA davon nicht profitiert. In den geschützten Branchen entstanden keine neuen Arbeitsplätze, während der Handelskrieg andere Branchen schwächte. Das Handelsdefizit der Vereinigten Staaten aber ist nicht geschrumpft, seit Donald Trump Präsident wurde. Es ist gewachsen.

Die Frage ist, was all das für Deutschland bedeutet. Zwischen 2017 und 2021 konnte die Merkel-Regierung bereits einige Erfahrungen mit Lighthizer sammeln. Die hervorstechendste davon: Der Handelsbeauftragte war in der chaotischen Amtszeit Donald Trumps eine der wenigen Mitstreiter, die auf ihrem Posten blieben. Und er hat Ahnung von seinen Themen im Gegensatz zu vielen An-

deren, etwa seinem Rivalen Navarro, der zwar mehr forderte, es aber weniger gut begründen konnte. Er wahrte auch die Umgangsformen, anders als etwa Richard Grenell, Trumps damaliger Botschafter in Berlin, der jetzt als Außenminister im Gespräch ist und auch mal so tat, als könne er der deutschen Bundesregierung quasi Anweisungen erteilen.

Das bedeutet nicht, dass Verhandlungen mit Lighthizer leichter wären, eher im Gegenteil. Was er vorbringt, lässt sich nicht so leicht als Unsinn abtun. Sehr detailliert kann er erklären, warum die deutschen Exportüberschüsse auf unläuteren Voraussetzungen beruhen: Durch den schwachen Euro würden die Ausfuhr der Bundesrepublik künstlich verbilligt, der vergleichsweise große Billiglohnssektor seit den Hartz-Reformen stelle eine Art Lohndumping dar – beides Argumente, die durchaus auch von seriösen Ökonomen vorgebracht werden, wenn auch eher von linker Seite.

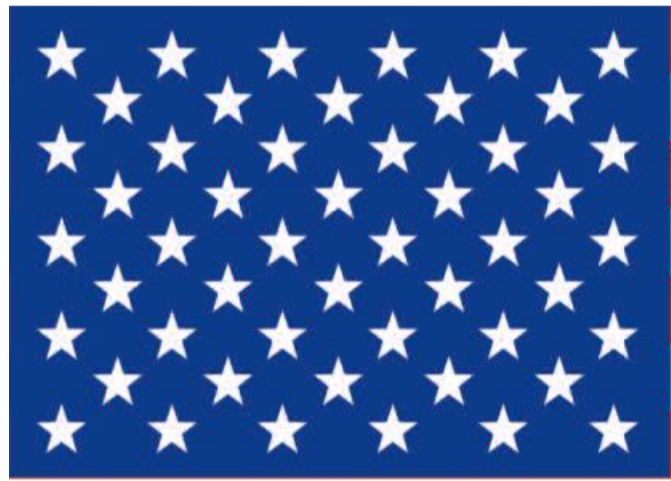
Aus deutscher Perspektive besteht die Gefahr vor allem darin, dass die Zölle künftig eben nicht nur Stahl und Aluminium betreffen, sondern auch das prestigie- und gewinnträchtigste Exportprodukt des Landes, die Autos. Die Fahrzeuge aus Deutschland hatte Trump schon immer im Visier, am Ende seiner Präsidentschaft war das Thema ein wenig in den Hintergrund geraten. Alles spricht dafür, dass es bei einer Wiederwahl abermals auf den Tisch kommt. Immerhin: Fahrzeuge, die von deutschen Konzernen in US-Fabriken produziert werden, wären nicht davon betroffen.

So hatte es Kanzlerin Angela Merkel ja immer versucht: Sie wollte dem US-Präsidenten stets verdeutlichen, wo seine eigenen Vorteile liegen. Als sie Trump zum ersten Mal in Washington besuchte, stellte sie dem Präsidenten und dessen Handelsberater deshalb nicht bloß deutsche Konzernchefs vor, sondern auch Auszubildende aus deren Betrieben in den Vereinigten Staaten. Die Botschaft war klar: Wir machen genau das, was du dir wünschst, wir schaffen klassische Industriearbeitsplätze auf amerikanischem Boden, vorzugsweise in Regionen, die vom Fabriksterben einst stark betroffen waren.

Nachhaltig beeindruckt hat ihn das allem Anschein nach nicht. Aber alle, die mit Lighthizer und Trump damals in der Handelspolitik zu tun hatten, sagen: Es geht immer um Deals, man muss etwas anbieten – und damit rechnen, dass für jedes Entgegenkommen von US-Seite wiederum ein schmerzhaftes Angebot aus Europa eingefordert wird.

Und nicht immer spielte Lighthizer dabei mit offenen Karten – etwa, als es um eine neue Generaldirektorin für die ohnehin verhasste Welthandelsorganisation ging. Die Europäer hatten sich auf die vormalige nigerianische Finanzministerin Ngozi Okonjo-Iweala verständigt. Lighthizer fand sie zu chinafeindlich, er hätte lieber eine Kandidatin aus Südkorea gehabt. So weit, so gut. Wie sich aber herausstellte, hatte er hinter dem Rücken der Deutschen und Franzosen bei den Osteuropäern versucht, gegen die Nigerianerin Stimmung zu machen. Die Neubesetzung des WTO-Streitschlichtungsgremiums blockierte Lighthizer gleich ganz. Die Abneigung gegen Billigimporte aus China, die auch aus diesen Personalien spricht, könnte Deutschland ohnehin noch mehr beschäftigen als etwaige Autozölle. Denn müsste sich die deutsche Industrie zwischen der Zusammenarbeit mit China und der Kooperation mit den USA entscheiden, würde es ziemlich eng.

Ein möglicher Finanzminister Lighthizer bereitet denen, die ihn in Berlin gut kennen, aber nicht nur handelspolitische Sorgen. Dass er etwa Hilfgelder für die Ukraine lockermachen würde, die er doch als europäisches Problem betrachtet, glaubt kaum jemand. Und noch schlimmer könnte es kommen, wenn der Secretary of the Treasury mit seiner Politik die ganze Wirtschaftsmacht USA in den Abgrund reißt. Steuererhöhungen, Importzölle, der Wunsch nach niedrigen Zinsen: All das könnte die Inflation befeuern und den ohnehin stark verschuldeten Staatshaushalt weiter belasten, bis hin zum Kollaps. Und schlimmer noch als Trumps Stärke könnte für die Europäer womöglich die Schwäche der Vereinigten Staaten sein, die daraus resultiert.



Spekulieren auf Donald Trump

Die Börse glaubt, dass Donald Trump der nächste amerikanische Präsident wird. Die Kurse von Solarherstellern und Chipfirmen sind gefallen. Doch es wird auch einige Gewinner geben.

Von Sarah Huemer

Wird er es wirklich? Oder doch nicht? Während die amerikanischen Wähler im November erst ihre Stimme abgeben, scheint an der Wall Street die Entscheidung längst gefallen zu sein: Donald Trump wird der nächste Präsident der Vereinigten Staaten.

Wie überzeugt die Anleger davon sind, zeigt sich derzeit an einigen Beispielen auf dem Aktienmarkt, so auch anhand von First Solar, einem Hersteller von Solarmodulen. First Solar steht für die Energiewende wie kaum ein anderes Unternehmen in Amerika, erst im Juni hat die Aktie einen Rekord erzielt. Doch seit Trump als Favorit für die Präsidentschaft gilt, ist alles anders. Schließlich hält er wenig von erneuerbaren Energien, der Klimawandel kümmert ihn kaum. Zuletzt hat der Kurs von First Solar in wenigen Tagen acht Prozent verloren.

Der Kursverfall der Aktie ist die Reaktion auf den versuchten Mordanschlag an Donald Trump. Seit die Bilder von ihm mit geballten Fäusten und blutverschmiertem Gesicht um die Welt gehen, scheint sein Wahlsieg wahrscheinlicher geworden zu sein. Zumal sich Konkurrent Joe Biden nicht gerade im besten Licht zeigt, ein verpatztes Fernsehduell ist nur ein Fauxpas von vielen. Immer mehr hochrangige Mitglieder der Demokraten fordern Biden zum Rücktritt auf.

Darauf stellt sich die Börse gerade ein. Anleger bereiten sich auf den sogenannten „Trump Trade“ vor, also die Folgen seiner Politik auf die Finanzmärkte. Vor allem in drei Sektoren gehen Fachleute von großen Umbrüchen aus: der Energie, den Finanzen und den Computerchips.

„Es ist gut möglich, dass Trump neue Fördermittel für erneuerbare Energien blockiert. Gleichzeitig dürften fossile Energieunternehmen profitieren“, sagt

Thomas Kulp von der DZ Bank. Er ist als Analyst Mitglied einer Taskforce, die sich mit dem Szenario einer Wiederwahl Trumps beschäftigt. Während Joe Biden über seinen Inflation Reduction Act besonders den erneuerbaren Sektor unterstützt hat, dürften sich derartige Subventionen unter Trump kaum fortsetzen.

„Außerdem gehen wir davon aus, dass Trump in vielen Sektoren dereguliert“, sagt Thomas Kulp. Im Energiesektor könnten das etwa weniger Umweltauflagen sein, die Unternehmen erfüllen müssen. „Dadurch würden die Kosten der Energiekonzerne sinken und folgend ihre Gewinne steigen.“ Aber nicht nur: Weniger Regeln dürfte sich vor allem der Finanzsektor erhoffen. Banken, aber auch Versicherungen könnten unter Trump einen neuen Höhenflug erleben.

Wirtschaftlich ist es neben der Deregulierung vor allem ein Punkt, auf den die Anleger hoffen: Steuersenkungen. Das ist eines von Trumps großen Ver-

sprechen. Schon im Jahr 2017, in seiner ersten Amtszeit, hatte er die Unternehmenssteuern gesenkt. Diese Maßnahme läuft im Jahr 2025 aus, Trump könnte sie erneuern. Dann fielen die Netto-Gewinne höher aus, was die Kurse der Aktien steigen ließe.

Inwiefern das auch tatsächlich so kommt, hängt jedoch nicht nur vom Ausgang der Präsidentschaftswahl ab. Sondern auch davon, wie sich der Kongress künftig zusammensetzt. Nur wenn die Republikaner dort eine Mehrheit bekommen, kann Trump seine Politik vollständig durchsetzen. In diesem Fall sprechen Experten von einer „Roten Welle“, angelehnt an die Parteifarbe der Republikaner. Dass es so kommt, ist möglich, aber noch keineswegs sicher.

Doch selbst wenn es zu einer „Roten Welle“ kommt, sind große Kurssprünge an der Börse keineswegs gewiss, warnt Finanzökonom Lubos Pastor von der Universität Chicago. In einer Studie hat er

sich mit dem sogenannten „Presidential Puzzle“, zu Deutsch Präsidentschaftsrätsel, beschäftigt. Darunter versteht man das Phänomen, dass sich die Aktienmärkte in der Vergangenheit während der Amtszeiten von demokratischen Präsidenten besser entwickelt haben als unter republikanischen – was erst mal paradox klingt, schließlich gelten Letztere als sehr wirtschaftsfreundlich. Auch eine Auswertung der F.A.S. zeigt: Im Schnitt sind die Kurse während einer demokratischen Präsidentschaft um 48 Prozent gestiegen, unter einer republikanischen um 20 Prozent.

Viele Erklärungsversuche gibt es zu dem Phänomen, einer davon kommt vom Lubos Pastor: „Es kommt gar nicht so sehr darauf an, was Präsidenten tun, sondern wann sie gewählt werden.“ Demokraten seien in der Vergangenheit häufig inmitten von Krisen an die Macht gekommen, als die Leute sich nach staatlicher Unterstützung sehnten, sagt Pastor. Jimmy Carter nach dem Ölpreisschock Anfang der 1970er. Barack Obama in der Finanzkrise. Joe Biden während Covid. Ihre Amtszeit fiel somit häufig mit der Erholung an den Börsen zusammen und somit mit kräftigen Kurssprüngen.

Republikaner wiederum, sagt Pastor, werden eher in Zeiten gewählt, in denen es ohnehin schon gut laufe. Zwar ist die Welt derzeit voller Krisen, doch der Wirtschaft in Amerika geht es gut, ebenso den Aktienmärkten. Was Anleger laut dem Fachmann jedenfalls bedenken sollten: Wenn Donald Trump als Präsident vereidigt werde, würden die Kurse zumindest seine angekündigten Maßnahmen schon widerspiegeln – wenn Trump einen Kursanstieg verursacht, geschieht der vor Amtsantritt.

Während Trumps Präsidentschaft geht es dann darum, ob und wie erfolgreich er seine Ideen umsetzt. Lehren lassen sich aus seiner ersten Amtszeit ziehen. Da-

mals wusste man zu Beginn noch nicht, wie ein Präsident Trump tatsächlich agiert, welche Versprechen er einhält. Im Rückblick lässt sich sagen: „Trump hat die Unternehmensteuern reduziert, und die Firmen wiederum haben das Geld für Aktienrückkäufe in Rekordhöhe verwendet“, sagt Benjardín Gärtner, Leiter Aktien der Fondsgesellschaft Union Investment. Insgesamt 50 Prozent hat der S&P500 innerhalb der vier Jahre zugelegt.

„Während seiner Amtszeit hat sich Trump mit den hohen Aktienkursen gebrüstet“, sagt Gärtner. Man erinnere sich an Trumps Tweets, in denen er Bezug auf die damaligen Rekorde nahm. Genauso, wie er es vorausgesagt habe, schrieb er im Januar 2021 auf der Nachrichtenplattform. „Wir gehen davon aus, dass er als Präsident auch in den nächsten Jahren darauf schauen würde, dass die Börse floriert“, sagt Gärtner. Gerade, was inländische Themen angeht, sei Trump ziemlich berechenbar geworden.

Was aber nicht heißt, dass von Trump keine Risiken ausgehen. Selbst um die Demokratie in den USA gibt es Sorgen, weil Trump nach seiner ersten Abwahl Aufstände angefangen hatte. Doch er muss nicht die Demokratie zu Fall bringen, um für Schwierigkeiten zu sorgen. Was seine Außenpolitik betrifft, ist unklar, welche Maßnahmen er ergreift und welche Länder er provoziert. Die weltweite Lage ist eine andere als noch in der ersten Amtszeit von Trump: In der Ukraine und im Nahen Osten ist Krieg. Die Inflation kam zurück, und als Reaktion darauf sind die Zinsen gestiegen. Im Juni lag die Rate der Preissteigerungen bei drei Prozent, von ihrem Höchststand vor zwei Jahren ist sie schon wieder deutlich entfernt.

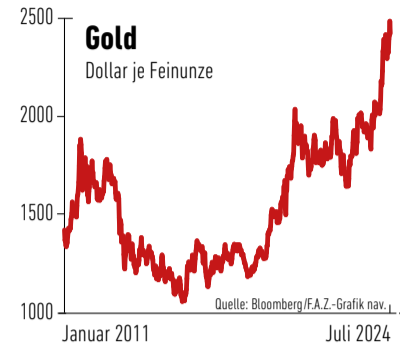
Genau das könnte sich unter Trump wieder ändern, sorgen sich Experten. „Es ist gut möglich, dass die Politik von Donald Trump eine höhere Inflation verursacht“, sagt Thorsten Weinelt, Chefanlagestrategie der Commerzbank. „So verspricht er in seinen Reden, die Migration zu bremsen. Weniger Einwanderung jedoch reduziert die verfügbaren Arbeitskräfte auf dem ohnehin angespannten Arbeitsmarkt.“ Dadurch wiederum könnten die Löhne steigen, was zu höheren Preisen führen würde.

„Auch neue Zölle, die Trump ja ankündigt, würden wahrscheinlich zu einer steigenden Inflation führen“, sagt Weinelt. Denn wenn es keine günstigen Importe aus China mehr gibt, wirkt sich das auf die Preise aus. Die Folge daraus wiederum könnten höhere Zinsen sein. „Den Aktienmarkt dürfte eine solche Entwicklung belasten“, sagt Weinelt.

Einen kleinen Vorgeschmack darauf, was Trumps Außenpolitik für die Börse bedeuten könnte, gab es in den vergangenen Tagen. So hat er sich in einer Rede über Taiwans Verteidigungspolitik ausgelassen. Dort aber befindet sich TSMC, der weltweit größte Hersteller von Computerchips. Der Börsenwert des Unternehmens sowie der Tech-Branche insgesamt ist daraufhin deutlich gefallen. Der amerikanische Technologieindex Nasdaq hat zeitweise seinen größten Verlust seit dem Jahr 2022 hinnehmen müssen.

Hört man sich in den Banken um, so herrscht dort Einigkeit: Man bereitet sich auf mehr Schwankungen an der Börse vor. Dabei wird sich gewiss die eine oder andere Gewinnchance ergeben. Eine gute Nachricht gibt es auch für langfristig orientierte Anleger, die sich vom wechselnden Gemütszustand Donald Trumps nicht sonderlich beeindruckt lassen: Außer der Präsidentschaft von George W. Bush, die mit dem Platzen der Dot-com-Bubble zusammenfiel, gab es in den vergangenen fast 50 Jahren keine Amtszeit, in der die Rendite auf dem amerikanischen Aktienmarkt negativ war.

TOPS & FLOPS



GOLD STEIGT AUF REKORD

Der Goldpreis hat mit zeitweise 2482 Dollar je Feinunze ein neues Rekordniveau erreicht. Allein in diesem Jahr ist das Edelmetall 20 Prozent teurer geworden, seit dem Zwischentief Anfang 2016 hat sich der Wert mehr als verdoppelt. Für den jüngsten Kursanstieg haben die Hoffnung auf fallende Zinsen und politische Unsicherheiten gesorgt. Der amerikanische Notenbankpräsident hat gesagt, dass die Inflation unter Kontrolle zu sein scheint, das deutete auf nahende Zinssenkungen hin. Und der Präsidentschaftskandidat Donald Trump schwächte die Beistandszusagen bei einem chinesischen Angriff auf Taiwan ab.

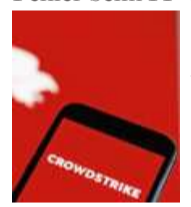
HUGO BOSS ENTÄUSCHT

Keine guten Nachrichten hat der Modekonzern Hugo Boss: Das Unternehmen musste ein schwaches zweites Quartal hinnehmen, was an der gesunkenen Nachfrage der Konsumenten liegt. Die Firma kappt die Prognose für das Gesamtjahr.



WELTWEITE IT-PANNE

Am Freitag wurden Unternehmen auf der ganzen Welt von einer IT-Panne getroffen. Auslöser war ein Fehler beim IT-Unternehmen CrowdStrike, das auch die Software von Microsoft störte. Der Aktienkurs von CrowdStrike verlor zeitweise 40 Prozent.



DEPOT IST PLEITE

Der Deko-Händler Depot hat Insolvenz beantragt. Davon betroffen sind etwa 300 Filialen in Deutschland. Das Unternehmen steckt schon länger in der Krise, besonders die Konsumzurückhaltung hat Depot getroffen. Das Umsatzniveau vor der Pandemie konnte das



Unternehmen 2023 nicht mehr erreichen. Im vergangenen Jahr hat Depot rund 4400 Mitarbeiter beschäftigt.

BAYWA IST IN DER KRISE

Der Agrarkonzern Baywa befindet sich in einer Schieflage. Das Unternehmen hat Schulden in Milliardenhöhe. Die stark gestiegenen Zinsen stellen für Baywa eine enorme Belastung dar, die Refinanzierung der Schulden wird für das Agrarunternehmen zum Problem. Das Unternehmen holt einen Sanierungsgutachter an Bord. Die Aktie ist zeitweise um rund 30 Prozent gefallen.



CHEF VON MISTER SPEX GEHT

Dirk Graber, Gründer des Onlineoptikers Mister Spex, ist als Geschäftsführer zurückgetreten. Er verkündete seinen Rückzug zum Monatsende. Damit setzen sich die Turbulenzen bei Mister Spex fort. Die Verluste sind hoch, im vergangenen Jahr verbuchte das Unternehmen ein Minus von 48 Millionen Euro. Auch die Aktie ist stark gefallen.



Rendite der amerikanischen Präsidenten

Präsident/Partei/Wahljahr	Kursveränderung des S & P 500 während der Präsidentschaften in Prozent ¹⁾	Durchschnitt
Jimmy Carter Dem. 1976	25	20% ²⁾
Ronald Reagan Rep. 1980	32	
Ronald Reagan Rep. 1984	61	
George Bush Rep. 1988	53	
Bill Clinton Dem. 1992	70	
Bill Clinton Dem. 1996	101	48% ²⁾
George W. Bush Rep. 2000	-21	
George W. Bush Rep. 2004	-11	
Barack Obama Dem. 2008	42	
Barack Obama Dem. 2012	50	
Donald Trump Rep. 2016	50	
Joe Biden Dem. 2020	65	

¹⁾ Berechnet vom Wahltag an. ²⁾ Je Präsidentschaft seit 1928.

Quellen: Bloomberg; FAZ-Archiv/FAZ-Gratik für.



Lieber schenken als vererben
Von Dyrk Scherff

Noch nie wurde so viel Vermögen verschenkt oder vererbt wie 2023. Die bei den Finanzämtern berücksichtigten Fälle, also die oberhalb der Freibeträge, summierten sich auf einen neuen Höchstwert von 121 Milliarden Euro, 20 Prozent mehr als 2022. Die Hälfte davon waren Schenkungen, vor allem von Betriebsvermögen.

Die Unternehmer machen es richtig. Sie übertragen ihre Betriebe schon zu Lebzeiten. Das ergibt steuerlich Sinn, weil die Freibeträge alle zehn Jahre neu gewährt werden. Es ist aber auch betriebswirtschaftlich ein guter Weg, damit die nächste Generation rechtzeitig ans Ruder kommt, und das auch als Eigentümer.

Aber nicht nur Unternehmer, auch alle anderen sollten viel häufiger vorzeitig schenken, als mit der Weitergabe an die nächste Generation zu warten, bis sie verstorben ist. Nicht nur aus den gleichen steuerlichen Erwägungen wie die Unternehmer. Auch im Interesse der Erben. Denn sie sind heute in der Regel zwischen 50 und 60 Jahre alt, wenn die Eltern sterben. Zu diesem Zeitpunkt haben sie längst ihre eigene Existenz und ein eigenes Vermögen aufgebaut, sie brauchen dann kein Wertpapierdepot und kein Einfamilienhaus mehr.

Besser ist es daher, lieber früher zu verschenken, als spät zu vererben. Mit dem Haus ist das nicht so einfach, schließlich will man dort noch wohnen bleiben. Das hat nur steuerliche Vorteile, dann könnte man ein lebenslanges Wohnrecht vereinbaren. Mit einem Wertpapierdepot oder Bargeld ist es leichter. Das könnten Eltern übertragen, wenn die Kinder zum Beispiel eine Immobilie erwerben wollen. Sie könnten im Gegenzug eine monatliche Rentenzahlung an die Eltern vereinbaren. Und wenn die Eltern später doch noch größere Geldbeträge benötigen, etwa im Pflegefall, könnten sie Rückholrechte festlegen.



lich vereinbaren kann, um das zu gewährleisten.

Das ist nicht garantiert, die Schwester könnte beim Tod des Bruders oder auch schon vorher verlangen, dass die Erbengemeinschaft aufgelöst, das Haus verkauft wird und sie die Hälfte des Erlöses bekommt. Sohn Lars müsste vermutlich ausziehen. Auch der Staat könnte eine Verwertung des Erbanteils fordern, denn mit dem Tod des Vaters erbt der Sohn einen Teil des Hauses, ist damit vermögend und braucht die Sozialhilfe nicht mehr, die er gerade bezieht. Nur 10.000 Euro Vermögen wird dabei nicht berücksichtigt (Schonvermögen).

Hart könnte es auch werden, wenn die Schwester vor Peter Kellermann stirbt. Dann erben deren beide Töchter die Haushälfte und könnten verlangen, dass das Haus verkauft wird oder Peter und Lars Kellermann sie auszahlen. Dafür sind aber vermutlich nicht genug Ersparnisse vorhanden. Peter Kellermann hat eine Rente von 1200 Euro im Monat und noch 50.000 Euro zur Seite gelegt, das dürfte kaum reichen. „Eine der beiden Töchter ist sehr geldgierig, ich befürchte, dass sie das Haus zu Geld machen will“, hat Peter Kellermann Angst. Dann müssten wohl Vater und Sohn ausziehen. Ein Versuch, den Sohn betreut woanders wohnen zu lassen, ist nach kurzer Zeit gescheitert.

Mit seinem Wunsch hat sich Peter Kellermann an die F.A.S. gewandt. Die bringt ihn zusammen mit Gudrun Doering-Striening, Fachanwältin für Sozial- und Familienrecht und guten Kenntnissen auch im Erbrecht. „Eine einfache Lösung gibt es in diesem Fall nicht, das ist die Quadratur des Kreises“, warnt sie gleich zu Beginn des Gesprächs mit Peter Kellermann. Alle Vorschläge hätten Haken.

Es sei einen Versuch wert, mit der Schwester zu vereinbaren, dass die Zweier-Erbengemeinschaft immer, auch nach dem Tod der Schwester, erhalten bleibt. Dann dürfte das gemeinsame Erbe, also das Haus, nicht geteilt werden. Es wird eine sogenannte „Erbauseinandersetzung“ verhindert. Es ist aber längst nicht sicher, dass die Schwester dem zustimmt. Sie ist zwar pensionierte Beamtin und hat keine Geldsorgen. Aber eine solche Vereinbarung würde die Verwertung des Hauses quasi aufheben. Vor allem die beiden Töchter könnten etwas dagegen haben. Zudem könnte der Staat trotz der Vereinbarung „aus einem wichtigen Grund“ eine Verwertung des Erbanteils fordern, zum Beispiel, damit Sohn Lars nicht mehr Sozialhilfe beziehen muss.

Ein Risiko ist auch, dass Vater Peter zum Pflegefall wird. „Dann kommen schnell Pflegekosten von bis zu 5000 Euro im Monat auf ihn zu“, warnt Anwältin Gudrun Doering-Striening. Und da er kaum Ersparnisse hat, wird der Staat ebenfalls eine Verwertung der Haushälfte fordern, um damit die Pflegekosten zu bezahlen, bevor er einspringen muss.

Was lässt sich dagegen tun? Peter Kellermann könnte seinen Anteil am Haus schon jetzt dem Sohn schenken. Aber dann wäre der nicht mehr bedürftig. Und in den kommenden zehn Jahren besteht ein Schenkungsrückforderungsrecht, wenn der Vater bedürftig wird und Geld für die Pflege benötigt. Der Vater müsste also noch bis 82 den Pflegefall vermeiden – eine höchst

unsichere Lösung. Er könnte stattdessen seiner Schwester die Haushälfte abkaufen, aber dafür reichen die Ersparnisse vermutlich nicht, die Hälfte ist mindestens 100.000 Euro wert. Und im Todesfall des Vaters würde der Sohn dann noch mehr erben, der Staat würde die Sozialhilfe aussetzen. Lars hätte kein Einkommen mehr und müsste das Haus verkaufen. Alternativ könnte Peter Kellermann seine Hälfte schon jetzt an die Schwester veräußern und im Gegenzug ein lebenslanges Wohnrecht für sich und den Sohn vereinbaren.

Der Wert des Wohnrechts berechnet sich mit dem sogenannten Vielfältiger für lebenslängliche Nutzungen, den das Bundesfinanzministerium jährlich veröffentlicht. Er hängt vom Alter des Berechtigten bei Vertragsabschluss ab und beträgt für den Vater 9,28 und für den Sohn 17,1. Dieser Wert muss mit der Jahresmiete für das halbe Haus multipliziert werden.

Dann bleibt möglicherweise ein zu zahlender Restbetrag, den die Schwester vielleicht nicht aufbringen will, zumal sie nie andere Mieter aufnehmen könnte. Auch ein späterer Verkauf wäre schwierig, weil



Mein Geld

Brauchen Sie auch Hilfe in Finanzfragen? Schildern Sie uns gerne kurz Ihre Lage, und schreiben Sie uns unter mein-geld@faz.de

„Kann mein Sohn im Haus bleiben, wenn ich sterbe?“

Ein 72-jähriger Mann hat einen psychisch kranken Sohn. Er soll auch nach dem Tod des Vaters im Haus wohnen. Das ist gar nicht so einfach.

Von Dyrk Scherff

Manchmal schlägt das Schicksal voll zu. Bei Peter Kellermann ist das so. Vor fast 30 Jahren erlitt er einen Schlaganfall. Seitdem hat er Gedächtnislücken und Gehschwierigkeiten, den Rollstuhl konnte er zum Glück vermeiden. Er ist zu 100 Prozent schwerbehindert. Und auch die Ehe hielt nicht.

Und noch ein weiteres schweres Schicksal hat den 72-Jährigen getroffen: Sein 33-jähriger Sohn ist schon in der Pubertät psychisch erkrankt, die Ärzte attestierten eine „bipolare Störung“. Er musste deswegen seine Ausbildung abbrechen und ist seitdem erwerbsunfähig. Ein Selbstmordversuch konnte gerade noch vereitelt werden. Nun nähert sich ein Problem, das Peter Kellermann, der eigentlich genauso wie sein Sohn seinen

echten Namen nicht in der Zeitung lesen will, großes Kopfzerbrechen bereitet.

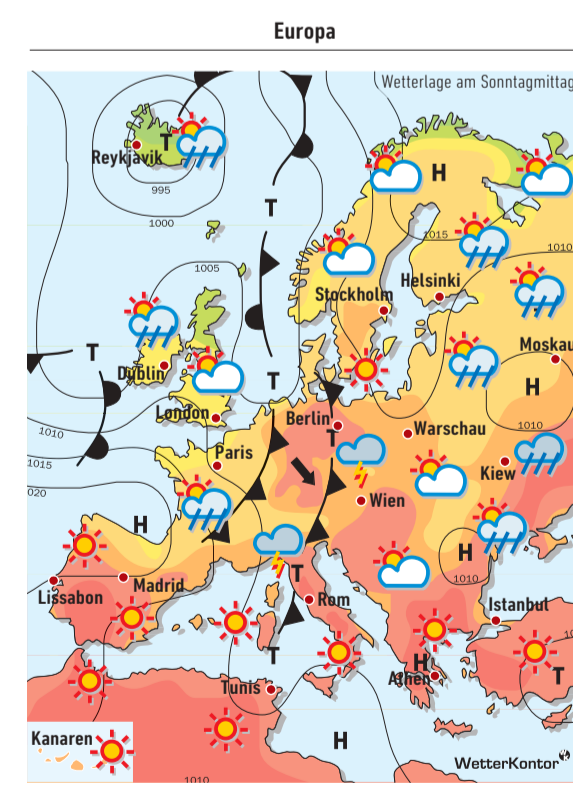
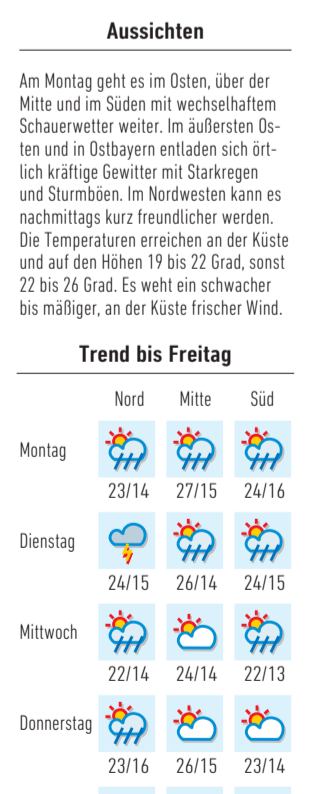
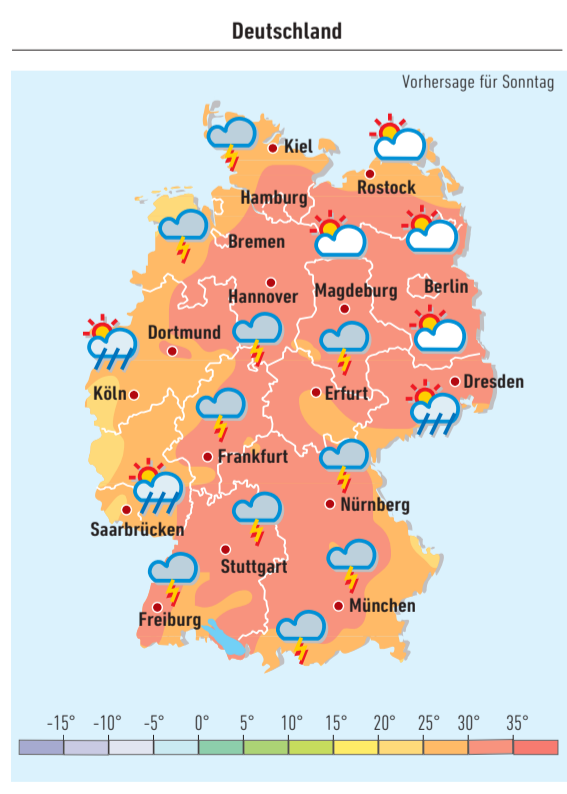
Er wohnt zusammen mit seinem Sohn in einem Haus im Rheinland, 180 Quadratmeter Wohnfläche, 40 sind davon an einen polnischen Handwerker vermietet. Der Haken: Das Haus gehört ihm nur zur Hälfte, die andere seiner Schwester. Sie erbt das Haus 2006 von ihrem Vater. Beide Geschwister sind sich einig, dass sich Peter um Haus und Garten kümmert und die Kosten dafür übernimmt, aber keine Miete an seine Schwester zahlen muss. Sein zunehmendes Alter bringt Peter Kellermann ins Grübeln. Was passiert, wenn er stirbt? „Ich möchte unbedingt, dass mein Sohn weiter im Haus in seiner vertrauten Umgebung wohnen bleiben kann, wenn ich sterbe“, sagt er und fragt sich, was man jetzt schon recht-

WETTER

Wochenende
Berlin, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Sachsen: Am Samstag heiter bis wolkig. Nur über den Höhen örtlich Gewitter möglich, sonst trocken. Anstieg der Temperaturen auf 25 bis 32 Grad. Schwacher bis mäßiger Wind aus Süd bis Ost. Am Sonntag heiter bis wolkig und später in Sachsen-Anhalt und Thüringen kräftige, zum Teil unwetterartige Schauer und Gewitter. Bis dahin 25 bis 33 Grad.
Bremen, Niedersachsen, Hamburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern: Am Samstag viel Sonne, ein paar Wolken und trocken. 25 bis 32 Grad. Schwacher bis mäßiger Wind aus Südost bis Ost. Am Sonntag im Nordosten heiter bis wolkig bei 27 bis 31 Grad. Sonst immer mehr Schauer oder Gewitter. Örtlich auch Starkregen, Hagel und Sturmböen bei Höchstwerten von 23 bis 29 Grad.

Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland: Am Samstag zunächst heiter und heiß bei 27 bis 33 Grad. Später immer mehr Wolken. Spätestens abends und nachts heftige Schauer und Gewitter. Am Sonntag gebietsweise kräftige Schauer oder Gewitter. Örtlich Starkregen, Hagel und Sturmböen. Höchstwerte von 19 bis 26 Grad. Meist schwacher bis mäßiger Wind aus Südwest bis Nordwest.

Baden-Württemberg, Bayern: Am Samstag mehr Sonne als Wolken und oft trocken. Anfangs im Südosten, später im Osten Bayerns Schauer oder kräftige Gewitter. Am Nachmittag 25 bis 33 Grad. Am Sonntag von Baden-Württemberg Regen- und Gewitter mit großer Unwettergefahr. In Ostbayern vorerst noch trocken. Hier bis 30 Grad, sonst 22 bis 27 Grad.



Wochenende
Ein Tiefdruckgebiet bei Island lenkt zusammen mit einem Tief über der Nordsee zum Teil kräftige Regenschauer und Gewitter vom Atlantik in den Westen Mitteleuropas und in die Westalpen. Wechselhaft mit Schauern und Gewittern ist es auch in Südnorwegen und Dänemark sowie in weiten Teilen Frankreichs. In den Ländern rund um das Mittelmeer setzt sich das sonnige und heiße Sommerwetter fort. Hier und da bilden sich Quellwolken, aber nur an den Küsten kommt es selten zu Regenschauern oder Gewittern.
Trend
Zu Wochenbeginn sorgen mehrere Tiefs zwischen den Britischen Inseln, Südschweden und Polen für viele Wolken und Schauer in Mitteleuropa. Gewitter entladen sich vor allem nach über Polen, Tschechien sowie von den Ostalpen bis Nordkroatien. Dabei liegen die Höchsttemperaturen auf mäßig bis sommerlich warmem Niveau. In West- und Südwesteuropa scheint häufig ungestört die Sonne, über den Norden und die Mitte Frankreichs ziehen Schönwetterwolken. Unbeständig geht es auch in Südschweden weiter.

Welt			
	Samstag	Sonntag	Montag
Nordamerika			
Chicago	wolkig 27°	wolkig 28°	Schauer 29°
Los Angeles	heiter 24°	wolkig 24°	wolkig 24°
Miami	Schauer 36°	wolkig 36°	Gewitter 33°
Montreal	Schauer 25°	heiter 23°	Schauer 24°
New York	Regen 31°	wolkig 33°	Schauer 31°
Lateinamerika			
Buenos Aires	Regen 12°	wolkig 16°	heiter 20°
Havanna	Schauer 33°	Schauer 32°	Schauer 31°
Lima	st. bew. 19°	st. bew. 19°	st. bew. 18°
Mexiko-Stadt	Schauer 20°	Schauer 20°	Schauer 19°
Rio de Janeiro	sonnig 27°	sonnig 28°	sonnig 30°
Afrika			
Algier	heiter 36°	heiter 35°	sonnig 32°
Casablanca	sonnig 28°	sonnig 27°	sonnig 26°
Kapstadt	Schauer 14°	wolkig 14°	sonnig 17°
Nairobi	wolkig 22°	wolkig 21°	wolkig 22°
Tunis	sonnig 38°	heiter 42°	sonnig 34°
Naher Osten			
Antalya	sonnig 43°	heiter 39°	heiter 36°
Dubai	wolkig 48°	heiter 48°	wolkig 48°
Riad	wolkig 43°	wolkig 45°	sonnig 46°
Teheran	sonnig 38°	sonnig 39°	sonnig 39°
Tel Aviv	sonnig 34°	sonnig 34°	sonnig 34°
Asien			
Bangkok	Schauer 31°	Schauer 33°	Schauer 32°
Hongkong	wolkig 33°	Schauer 33°	Schauer 32°
Neu Delhi	Schauer 36°	Schauer 37°	Gewitter 36°
Peking	wolkig 39°	Schauer 40°	Schauer 39°
Tokio	Schauer 29°	wolkig 29°	Schauer 29°
Austral./Ozean.			
Adeleide	Schauer 13°	Schauer 14°	wolkig 15°
Auckland	Schauer 13°	Schauer 15°	Schauer 14°
Christchurch	wolkig 12°	wolkig 12°	wolkig 12°
Perth	Schauer 18°	Schauer 19°	Schauer 18°
Sydney	wolkig 14°	sonnig 16°	wolkig 19°

Das besondere Wetterereignis
Blitzschlag verursacht hohe Schäden. Während in Wintergewittern nur wenige Blitze auftreten, gibt es bei sommerlichen Wetterlagen häufig tausende Blitze. Man unterscheidet Wolkenblitze, d.h. Blitze innerhalb oder zwischen Wolken und Erdblitze, die sich zwischen Wolken und Erde entladen. Etwa zwei Drittel aller Blitze sind Wolkenblitze.

Weitere Wetterinformationen und -daten finden Sie im Internet: www.faz.net



Sogar auf dem Wochenmarkt kann man mit der Karte bezahlen.
Fotos Jasper Hill

Mit Karte bitte. Das geht immer öfter. Wirklich.

Deutschland gilt als Land der Bargeldzahler.
Doch das ändert sich. Die Geschichte einer kleinen Revolution.

Von Sarah Huemer

Die Honiggläser stehen exakt aufgereiht nebeneinander, dahinter türmen sich die Suppenmischungen und Gewürze. Dazwischen, man könnte ihn fast übersehen, ragt ein Kopf hervor. Stefan Schumann grüßt und lächelt. Seit es den Wochenmarkt im Frankfurter Bornheim gibt, also seit über 40 Jahren, verkauft er hier seine Waren.

Wenig verändert habe sich das wilde Treiben auf dem Markt in den vergangenen Jahrzehnten, sagt der 73-Jährige. Und doch gab es hier zuletzt eine kleine Revolution, die von keinem Geringeren ausging als von Stefan Schumann. „Ich war der Erste hier auf dem Markt“, sagt er stolz und zieht das Kartenlesegerät sowie sein Handy hervor. Über beide Geräte kann er Zahlungen abwickeln. Seit zwei Jahren müssen seine Kunden nicht mehr zwingend Münzen aus ihrer Geldbörse hervorkramen. Der Metzger neben Schumanns Stand hat es ihm mittlerweile gleichgetan, auch er akzeptiert Karten. Ebenso der Blumenverkäufer ganz vorne. Die Gewürzhändlerin am Eck. Und viele mehr.

Es tut sich was in Deutschland. Haben die ausländischen Fans während der Fußball-EM darüber geklagt, wie rückständig das Land in puncto Kartenzahlung sei, man hätte sie zu Stefan Schumann schicken müssen. Um an dieser Stelle keine Missverständnisse zu verursachen: Es gibt sie noch immer, die Lokale, die schon auf der Speisekarte klar festhalten: „Keine Kartenzahlung möglich“. In Großbuchstaben. Damit es auch wirklich jeder versteht.

Doch sie werden von Tag zu Tag weniger. Deutschland holt auf, die Kartenzahlung ist auf dem Vormarsch, sogar auf dem Wochenmarkt. Das zeigen auch die Zahlen der Bundesbank. Im Einzelhandel, an den Tankstellen und in den Behörden werden Karten fast flächendeckend akzeptiert. Vor drei Jahren noch haben etwa 40 Prozent der Restaurants keine unbaren Zahlungsmittel akzeptiert. So nennt die Bundesbank Kartenzahlungen, Überweisungen und Lastschriften. Die Zahl ist auf 24 Prozent zurückgegangen.

Früher, sagt Stefan Schumann auf dem Bornheimer Markt, sei Kartenzahlung

sehr teuer gewesen. Jetzt ist es günstig geworden. Das lohne sich für ihn. „Die Leute kaufen mehr, weil sie nicht mehr extra zum Geldautomaten laufen müssen“, sagt er. Auch Horst Rüter vom Handelsforschungsinstitut EHI sagt: „In den vergangenen Jahren sind viele neue Zahlungsdienstleister dazugekommen. Der Wettbewerb ist gewachsen, und damit sind immer günstigere Angebote entstanden.“ Nach und nach merken die Händler, dass die vermeintlich hohen Gebühren als Ausrede nicht mehr taugen.

Auf dem Markt, aber auch in den kleinen Cafés, Restaurants oder am Kiosk sind immer häufiger kleine, weiße Geräte zu sehen, die Kellner und Verkäufer mit sich tragen und beim Zahlen zücken. Karte auf den Bildschirm gelegt, fertig. Viele von ihnen zieren das Logo von Sumup. Das Unternehmen ist zwar nicht der einzige Anbieter solcher Zahlungslösungen, wohl aber einer der prominentesten. Denn das Start-up, gegründet von fünf Deutschen, hat geschafft, was lange unmöglich schien: Kartenzahlung auch für kleine Läden, Cafés und Taxifahrer günstig anzubieten. „Die großen Banken sind nie wirklich auf die Bedürfnisse dieses Segments eingegangen, weil für sie die Margen zu gering waren“, sagt Marc-Alexander Christ, Gründer von Sumup.

Im Jahr 2012 haben die fünf Männer das Unternehmen gegründet. Das Hauptquartier ist in London, auch in Berlin gibt es einen Standort. Sie haben kostensparende Strukturen aufgebaut, und setzen im Verkauf vor allem auf Onlinemarketing. Knapp 1,4 Prozent vom Umsatz bezahlen die Händler an Gebühren, hinzu kommen noch einmal die Kosten für das Kartenlesegerät, das preiswerteste kostet knapp 30 Euro. Günstigere Konditionen gibt es für Unternehmen, die etwas größer sind.

Der Erfolg von Sumup lässt sich in den Unternehmenszahlen ablesen. Seit Dezember 2022 sei es profitabel, sagt Christ. In 36 Ländern ist das Unternehmen aktiv. „Alleine in Deutschland sind wir im vergangenen Jahr um fast 40 Prozent gewachsen.“ Christ macht das an der Zahl der Händler, dem Transaktionsvolumen und dem Gewinn fest. Finanziert hat sich Sumup zu einem nicht un-

beachtlichen Teil über Kredite, für ein Start-up eher untypisch. „Möglich war das, weil wir stabile monatliche Einnahmen durch die Händler vorweisen konnten.“ Im Mai hat das Unternehmen verkündet, 1,5 Milliarden Euro über private Kreditgeber aufzunehmen. Es ist eine der größten Transaktionen dieser Art in Europa in den vergangenen Jahren.

Fragt man die Händler, so zeigen sie sich mit den neuen Zahlungsdienstleistern zufrieden. So mancher Lokalinhhaber hat sich entschieden, sogar ganz auf die Akzeptanz von Bargeld zu verzichten. Vor allem in den Großstädten gibt es zu-



Gewürzverkäufer Stefan Schumann auf dem Markt in Frankfurt

nehmend mehr Cafés, die ausschließlich auf die Karte setzen. Die junge, digitalisierte Klientel spricht das an, sie ist das Zahlen mit der Karte ohnehin gewohnt.

Ausschlaggebend aber für die Gastronomen, ausschließlich auf Kartenzahlung zu setzen, sind die Kosten. „Ich spare pro Monat mindestens 20 bis 25 Personalarbeitsstunden“, sagt ein Lokalbetreiber aus Berlin. Jeden Abend müsste das Personal sonst den Kassenstand zählen, über die Kartenzahlung erfolgt die Buchführung automatisch. Der steigende Mindestlohn und der Fachkräftemangel würden dazu führen, dass mehr Lokale auf ausschließlich Kartenzahlung umstellen, ist er überzeugt.

Denn, was viele Händler vergessen, wenn sie über die Gebühren für die Kartenzahlung klagen: Auch Bargeld kostet. Schließlich bedeutet es auch einen gewissen Aufwand, das Geld regelmäßig zur Bank zu bringen und Wechselgeld zu besorgen. „Außerdem wollten wir zeigen, dass wir jeden Cent versteuern“, sagt der Lokalinhaber. Immerhin hält sich der Vorwurf hartnäckig, dass in der Gastronomie nicht alle Restaurantbetreiber ihre Einnahmen vollständig erfassen und so Steuern hinterziehen.

Längst nicht jeder Kunde freut sich über die Lokale, die nur Karten akzeptieren. Drohmails habe er erhalten, erzählt der Gastronom, weshalb er im Text auch lieber anonym bleiben möchte. Zu sehr Sorge er sich, dass es dann mit den Hassnachrichten wieder losgehe. Im Internet habe es einen großen Shitstorm gegeben, einmal habe er über Nacht plötzlich eine Flut an 1-Sterne-Bewertungen bekommen. Bargeld abzulehnen sei nicht erlaubt, heiße es von Kritikern immer wieder. Solange er im Lokal deutlich auf die Kartenzahlung hinweise, sei es gesetzlich kein Problem, entgegnet der Gastronom. „Zuletzt haben sich die Wogen etwas geglättet“, sagt er. Protest gebe es aber weiterhin.

„Vor allem im deutschsprachigen Raum gibt es großen Aufschrei, wenn das Bargeld in Gefahr zu sein scheint“, sagt die Wirtschaftspsychologin Julia Pitters. Dass das Bargeld bald komplett verschwinden könnte, sieht die Expertin jedoch nicht. Münzen und Scheine seien weiterhin gefragt. „Weltweit horten die Leute sogar wieder mehr Bargeld, die Bedeutung als Krisengeld hat zugenommen“, sagt sie. Wichtig sei im täglichen Leben, dass es eine Vielfalt an Zahlungsoptionen gebe.

Julia Pitters forscht seit vielen Jahren zum Zahlungsverhalten der Konsumenten und dazu, welche kulturellen Vorlieben es dabei gibt. In Deutschland pochen die Verfechter des Bargelds vor allem auf den Datenschutz und die Anonymität, die das Bezahlen mit Münzen und Scheinen mit sich bringt. Es dürfte an der deutschen Affinität zum Bargeld liegen, dass sich einige Cafés und Händler überhaupt so lange erlauben konnten und

teils noch immer können, auf Kartenzahlung zu verzichten.

Anders sind die kulturellen Gepflogenheiten beispielsweise in Skandinavien. Dort ist die Kartenzahlung schon länger in so ziemlich jeden kleinen Dorf- und Wechselladen vorgedrungen. „Die Gewohnheiten der Menschen haben sich unter anderem deshalb geändert, weil es dort viel weniger Geldautomaten gibt“, sagt Pitters. Wer kein Bargeld abheben kann, der kann auch nicht damit bezahlen. Auch in Deutschland sinkt die Zahl der Geldautomaten, was ebenso zum Wandel beiträgt.

Denn der Druck der Kunden auf die Händler, Karten zu akzeptieren, ist deutlich gestiegen. Mittlerweile sagen 44 Prozent der Deutschen, dass sie die bargeldlose Zahlung bevorzugen. Gerade einmal 28 Prozent bezahlen lieber mit Münzen und Scheinen, der Rest hat keine klare Präferenz, so die Daten der Bundesbank.

Große Unterschiede gibt es zwischen den Altersgruppen. In einem Zahlungstagebuch haben die Befragten ihre Transaktionen festgehalten. Die 18- bis 24-Jährigen wickeln mehr als die Hälfte ihrer Zahlungen mit der Debitkarte, der Kreditkarte oder dem Handy ab. Diejenigen, die 65 sind oder älter, wiederum nicht mal ganz 30 Prozent. Was die Altersgruppen jedoch eint: Gegenüber dem Jahr 2021 haben alle weniger mit Bargeld bezahlt. Bei den Jungen beispielsweise waren es damals noch mehr als 50 Prozent der Transaktionen, jetzt gerade nur mehr 35 Prozent.

Auch auf dem Bornheimer Wochenmarkt gibt eine Gewürzhändlerin den Wünschen ihrer Kunden nach und bietet Kartenzahlung an. Groß preist sie es nicht an, Bargeld sei ihr weiterhin lieber. „Aber für die Touristen und die Jungen mach ich's“, sagt sie. In ihrem Korb hat sie das Kartenlesegerät liegen, auf Nachfrage ihrer Kunden zieht sie es hervor.

Aktiver wiederum wirbt der Blumenhändler direkt gegenüber für das bargeldlose Bezahlen. An mehreren Eisenstangen, die das rot-weiß gestreifte Zelt tragen, kleben Zettel: „EC-Kartenzahlung möglich.“ Handgeschrieben. Aber immerhin.

DER STEUERTIPP

Private Käufe richtig absetzen

VON HANS-HINRICH VON CÖLLN

Wenn ein Handwerker die Werkzeuge aus seinem Betrieb auch privat nutzt, kann es zu Problemen mit dem Finanzamt kommen. Zum Beispiel bei der Umsatzsteuer, die beim Kauf der Werkzeuge anfällt. Die kann er unter bestimmten Voraussetzungen vollständig oder teilweise als Vorsteuer steuerlich geltend machen. Das gilt nicht nur für Handwerker, sondern für alle Unternehmer.

Eine dieser Voraussetzungen wird aber zuweilen übersehen: Der Unternehmer muss das Eingekaufte aktiv seiner Firma zuordnen. Dies ist insbesondere für Einzelunternehmer wichtig, denn sie sind Unternehmer und Privatperson zugleich. Gerade sie müssen entscheiden, für welchen Bereich sie etwas einkaufen. Das gilt auch, wenn sie das Eingekaufte gemischt für beide Bereiche nutzen.

Diese Zuordnung ist oft ein Zankapfel mit dem Finanzamt und beschäftigt auch die höchsten Gerichte. Nun hat die Finanzverwaltung ihre Auffassung zur Zuordnung von Leistungen und deren Dokumentation aktualisiert (Schreiben vom 17. Mai 2024). Wichtig: Der Unternehmer muss einen Kauf zwar sofort dem betrieblichen oder privaten Bereich zuordnen. Diese Entscheidung muss er aber erst innerhalb einer Frist nach außen dokumentieren. Es gilt die gesetzliche Regelabgabefrist für die Umsatzsteuererklärung. Das ist grundsätzlich der 31. Juli des jeweiligen Folgejahres. Für die vergangenen Jahre gab es andere gesetzliche Abgabefristen, für 2023 beispielsweise der 2. September 2024. Individuell oder allgemein gewährte Verlängerungen der Abgabefrist zählen für die Dokumentationsfrist dagegen nicht.

Innerhalb dieser Frist muss die Zuordnung zwar dokumentiert werden, aber sie muss bis dahin nicht dem Finanzamt zugänglich gemacht werden, sie muss nur vorgehalten werden. Die typische Form der Dokumentation nach außen besteht übrigens darin, die Vorsteuer – vollständig oder teilweise – abzuziehen. Es gibt aber auch andere Formen, etwa der Kauf unter Firmennamen oder die bilanzielle und ertragsteuerliche Erfassung des Eingekauften im Unternehmen.

Auch wenn der Unternehmer die Vorsteuer nicht abziehen können sollte, kann es sinnvoll sein, das Eingekaufte dem Unternehmen zuzuordnen. Denn unter bestimmten Voraussetzungen kann die Vorsteuer zu einem späteren Zeitpunkt noch teilweise abgezogen werden, wenn sich die Verwendung des Kaufs ändert.

Der Autor ist Steuerberater und Rechtsanwalt bei EY.

DIE BESTEN ZINSEN

BAUKREDIT 400 000 EURO

Effektivzinsen für 10 Jahre	in %	€/Monat
Interhyp	3,46	1.795
Dr. Klein	3,49	1.805
Haus & Wohnen	3,49	1.805
1822direkt	3,56	1.830
Gladbacher Bank	3,58	1.837
BBBank eG	3,59	1.840

80% Finanzierung, 2% Tilgung, inkl. Grundbuchkosten

Tagesgeld

Die höchsten Zinsen und Garantiezeit¹⁾

XTB ²⁾	Folgezins	2,00%	3 Mon.	4,20%
Scalable Capital ²⁾	2,60%	4 Mon.	4,00%	
Censorsbank ²⁾	1,00%	5 Mon.	3,75%	
DHB Bank ²⁾	2,90%	3 Mon.	3,75%	
Bigbank ²⁾	2,70%	3 Mon.	3,75%	
TF Bank ²⁾	1,45%	3 Mon.	3,75%	

Festgeld für 2 Jahre

Die höchsten Zinsen	Klarna (Klarna App erforderlich)	3,43%
Stellantis Direktbank		3,40%
Opel Direktbank		3,35%
Bigbank		3,30%
Renault Bank direkt		3,30%
Isbank		3,25%

1) Ohne Mindestanlage, 2) Neukunden-Angebot.
3) Voraussetzung: Eröffnung eines Depots.
Quelle: FHM-Finanzberatung (www.fhm.de/FAZ-Gratik-nax)

Mit ein paar Klicks das Leckerste auswählen und dann nur noch auf den Boten warten: Das Prinzip Lebensmitteltaxi greift um sich und füllt bereits manchen Kühlschrank komplett. Doch kann ein Onlineshop in allen Punkten überzeugen? Oder hat es doch Vorteile, seine Sachen eigenhändig in den Rollwagen zu legen und nach Hause zu tragen?

Die F.A.S. hat einen Versuch gestartet. Als Testobjekt dient Rewe, nach eigenen Angaben der Marktführer unter den Lebensmittellieferanten in Deutschland. Bis zu 15.000 Produkte seien online erhältlich, sagt eine Unternehmenssprecherin. In über 90 Städten plus Umland liefern Rewe-Kuriere in Kleintransportern die Ware aus. Der Rewe-Onlineshop wirbt mit einer gratis Erstbestellung, wobei natürlich nur die Lieferkosten gemeint sind. Zudem verspricht Rewe: „Großes Sortiment. Garantierte Frische. Zeit sparen.“ Wir wollen wissen, ob das stimmt.

Die erste kleine Überraschung ist: Wer im Rewe-Onlineshop stöbert, findet nicht überall dasselbe Warenangebot. Das Sortiment schwankt je nach Wohnort. Der Testkauf soll 17 Produkte umfassen, darunter auch frische Produkte wie Eier und Eis. Der Mindestbestellwert für das Anliefern beträgt 35 bis 60 Euro, auch hier ist der Lieferort ausschlaggebend. Bestellen kann man zu jeder Tages- und Nachtzeit, doch entscheidend ist ein sogenanntes Lieferfenster, in dem man alles entgegennehmen soll. Die angebotenen Zeiträume liegen montags bis samstags zwischen 7 Uhr und 22 Uhr, aber variieren von Tag zu Tag.

Doch was, wenn man zur Lieferung nicht zu Hause ist? Entweder ist ein „volljähriger Vertreter“ vor Ort und nimmt den Einkauf entgegen. Trifft aber der Lieferant keinen Erwachsenen an, versuche der Bote, über die Mobilnummer einen neuen Liefertermin noch am selben Tag auszumachen. „Ist dies nicht möglich, zumutbar oder erfolgreich, storniert Rewe die Lieferung“, heißt es in den allgemeinen Geschäftsbedingungen.

Eine Lieferung kostet im Höchstfall 4,90 Euro, aber auch hier spielen Uhr-

zeit, Wochentag und Postleitzahl eine Rolle. Tendenziell zahlt man mehr, je enger man das Zeitfenster eingrenzt. Für jeden Kunden wird ein Wochentag zum Gratisliefertag erkoren. Gestrichen werden die Liefergebühren auch bei Warenkörben, deren Wert 120 Euro übersteigt.

Beim Einkaufen folgt die zweite Überraschung: Erst kurz vor dem Bezahlen erfährt der Kunde, ob die in den virtuellen Warenkorb gelegten Artikel überhaupt lieferbar sind. Bei fünf von 17 Produkten war dies nicht der Fall – und das System macht Vorschläge: Dürfen es statt Biohähnchenbrustfilets auch Bioputenmedaillons sein? Beim Toilettenpapier schlägt Rewe alternativ seine Eigenmarke vor, beim Eis eine andere Sorte, außerdem ein anderes Spülmittel. Insgesamt sind die Alternativen etwas billiger. Rewe verspricht, dass Ersatzartikel den Preis der ursprünglich ausgewählten Produkte nicht übersteigen. Beim ausverkauften Tiefkühlspinat blieb auch der Algorithmus ratlos, man musste selbst in die zweite Klickrunde.

Marketingberater Matthias Niggelhoff aus Würseln hält es aus Verkäufersicht für nachvollziehbar, dass Rewe erst kurz vor dem Bezahlen mit schlechten Nachrichten rausrückt. „Kunden haben sich emotional für Produkte entschieden, freuen sich darauf.“ Um die Enttäuschung zu verarbeiten, greifen viele zur vorgeschlagenen Alternative. „Weil das besser ist, als gar nichts zu haben“, sagt Niggelhoff. Würde man schon früher sehen, was fehler, drohe der Abbruch.

Immerhin knapp ein Drittel der angepresenen Artikel war im Test nicht lieferbar, eine erstaunliche Quote. Die Rewe-Sprecherin spricht beim Vorschlagswesen nicht von Verkaufspsychologie, sondern von einem „Ersatzartikel-service“. Im Onlineshop heißt es, man könne aktuell nicht anzeigen, wenn Produkte kurzfristig nicht auf Lager sind.

Laut dem Unternehmen erfolgt die Lieferung einen Tag nach der Bestellung. Sonntage bleiben außen vor. Wer bei Rewe am Sonntag bestellt, kann als Liefertermin schon montags zwischen neun und elf Uhr auswählen. Am Tag



Eine Kritik lautet: Rewe packt die Lebensmittel in zu viele Tüten. Foto Picture Alliance

Lebensmittel an die Haustür

Obst, Gemüse oder Nudeln online zu bestellen ist bequem. Den größten Lieferdienst hat Rewe. Wie gut ist der?

Von Patricia Hoffhaus

selbst informiert der Lieferservice per SMS bis auf wenige Minuten genau, wann die Lieferung ankommen wird. Über eine Karte lässt sich das Lieferauto beobachten und sehen, wann der Kurier das eigene Haus erreicht.

Im Test erscheint der Lieferant wie verabredet um kurz nach neun Uhr. Mit seiner Sackkarre kommt er bis vor die Wohnungstür und stellt fünf Papiertüten in den Eingangsbereich ab. Dass die Produkte in mehr Tüten als nötig verpackt sind, ist ein genereller Kritikpunkt der Verbraucherzentrale Hessen an Lieferdiensten. So entstünde mehr Müll als bei herkömmlichen Einkäufen vor Ort im Laden. Bis auf die Gurke, die an einigen Stellen eingedrückt ist, sind alle Produkte frisch und unbeschädigt. Das Eis kommt auch in einer Papiertüte, die während des Transports gekühlt wurde.

Zum Vergleich geht es noch am selben Tag in eine mittelgroße Rewe-Richrath-Filiale mit Fleischtheke. Gleich einige Preis- und Aktionsunterschiede fallen auf: Das Eis, das online im Angebot ist, gibt es hier nur zum regulären Preis. Dafür sind zwei andere Produkte reduziert, die der Onlineshop gerade nicht billiger vorhält. Auch dauerhafte Preisunterschiede fallen auf: Ein Liter Bärenmarke Frische-Milch kostet online 1,49 Euro, im Supermarkt 1,69 Euro.

Woran das liegt? Der Onlineshop sei ein separates Vertriebsformat, sagt die Rewe-Sprecherin. Deshalb gebe es spezifische Preispassungen. „Nicht jedes Angebot ist in jedem Format verfügbar.“ Auch vor Ort sind nicht alle 17 spezifischen Produkte von der Einkaufsliste erhältlich, vielmal muss eine Alternative her. Mal gibt es eine andere Marke wie beim Toastbrot, mal Sprudelwasser statt stillen Wasser.

Wie aber steht es um die „garantierte Frische“, wie Rewe auf der Website anpreist? Die Mindesthaltbarkeitsstandards seien beim Lieferservice und den Märkten jedenfalls gleich, sagt die Rewe-Sprecherin. Im Test hat der Laden bei Ablaufdaten leicht die Nase vorn: Sieben Produkte aus dem Einkaufsladen waren länger haltbar als die gelieferten Produkte, nur dreimal war

es andersherum. Drei weitere waren exakt gleich lang haltbar, bei zwei Artikeln gab es kein vergleichbares Mindesthaltbarkeitsdatum – und Obst und Gemüse können Kunden vor Ort selbst aussuchen. Eine zermatschte Gurke trägt wohl niemand zur Kasse.

Preislich war der Onlineteinkauf durchaus konkurrenzfähig: Im Supermarkt kostet der Einkauf 62,55 Euro, online 88 Cent weniger, aber zuzüglich 4,90 Euro für die Lieferung. Dafür hat man den Komfort, die Taschen nicht selbst nach Hause schleppen zu müssen, und spart Zeit. Kauft man online Getränke, berechnet Rewe ab der dritten Getränkekiste für jede weitere Kiste einen Zuschlag von 1,50 Euro.

Um Geld zu sparen, empfiehlt die Verbraucherzentrale Hessen einen simplen Trick: Wer sich an eine Einkaufsliste hält, vermeidet Impulskaufe. Hier haben Onlinesupermärkte einen natürlichen Vorteil, sagen Marketingexperten wie Niggelhoff: Es fällt digital leichter, diszipliniert den Korb zu füllen mit dem, was man wirklich braucht. Doch um ein verkaufsförderndes Umfeld bemühen sich beide Rewe-Schauplätze. Wird im Supermarkt meist Musik für gute Kauf-laune gespielt, werden online beim Lieferservice Angebote mit roter Schrift präsentiert. Insgesamt aber macht der Auftritt keinen reißerischen, sondern einen sachlichen Eindruck.

Was aber, wenn in den Papiertüten doch mal überreife Tomaten liegen oder man die bestellte Schokolade plötzlich nicht mehr will? Kunden können die Artikel, ohne Gründe zu nennen, noch an der Wohnungstür ablehnen. Durch das Bestellen der Lebensmittel allein kommt noch kein Kaufvertrag zustande, und es fließt noch kein Geld. Bezahlt wird erst, wenn mindestens ein Produkt aus der Bestellung angenommen wird, dann fällt auch die Liefergebühr an, so heißt es in den allgemeinen Geschäftsbedingungen. Kunden können also bis zur Annahme Gebrauch von ihrem Abrechnungsrecht machen. Sind die Produkte einmal bezahlt, muss man sie behalten. Es sei denn, sie weisen Mängel auf. Dann sollte man den Kundensupport kontaktieren und Beschwerde einlegen.

<p>Immobilien kaufen</p>	<p>Partnersuche und Bekanntschaften</p>	<p>Stellenangebote</p>	<p>Auktionen, Kunsthandel und Galerien</p>
<p>Wohnimmobilien</p>	<p>Ansicht</p>	<p>Haushaltshilfe gesucht</p>	<p>Auktion in Ahrenshoop Samstag, 3. August 2024, 19 Uhr</p>
<p>Freistehendes EFH in bester Lage von Dreieich-Buchschatz!</p>	<p>Exklusives Villenprojekt mit herrlichem Panoramablick.</p>	<p>An- und Verkauf</p>	<p>Altenbourg, Austen, Bachmann, Bartels, Joachim Böttcher, Manfred Böttcher, Bouet, Brass, Büchel, Bunge, Diehn-Bitt, Douzette, Ebert, Ehmsen, von Eicken, Eulenstein, Lyonel Feininger, Moritz Götzke, Hager, Hahs, Bernhard Heising, Hippold, Michael Jastram, Thomas Jastram, Kastner, Kaus, Keller, Kesting, Kinder, Knauf, Krispel, Koch-Stetter, Kretschmar, Kruse-Lietzenburg, Kuhfuss, Laserstein, Leber, Lehmpfuhl, Lohse, Malchin, Marcks, Mattheuer, Metzkes, Minkewitz, Mohwald, Moll, Morgner, Müller-Kaempff, Niemeyer-Holstein, Partikel, Payer, Plenkens, Pukall, Schacht, Schlotermann, Seidel, Uhlig, Womacka, Zoller.</p>
<p>Von privat ohne Makler Bayern (Unterfranken) Fachwerkhaus in 97638 Mellrichstadt, OT Sondheim Grabfeld zu verkaufen 159 m² Wfl, 35 m² NB, 771 m² Grundstück 1x Garage, 2x überdachte Stellplätze, 1x große Halle (240 m²) Objekt 2007 kpl. saniert, restauriert, isoliert und modernisiert, 3 km zur Autobahn A71 (Schweinfurt - Erfurt). Das Anwesen ist sofort beziehbar, nur Zustand!</p>	<p>Wüst und Wüst AG · Fischmarkt 1 · 6300 Zug Tel. +41 41 727 53 78 · lea.rellstab@wuw.ch · www.wuw.ch</p>	<p>Stellengesuche</p>	<p>Stellengesuch</p>
<p>Zuhause in Bestlage am Tegernsee</p>	<p>Südtirol - Brixen: The White Residence</p>	<p>Statistik und Mathematik</p>	<p>Stellenangebote</p>
<p>Traumwohnung im Rheingau</p>	<p>KITZBÜHEL</p>	<p>Urlaub 2024</p>	<p>Stellengesuch</p>
<p>Sonstiges</p>	<p>Gesuche</p>	<p>Klingt interessant: die F.A.Z. zum Hören.</p>	<p>Stellengesuch</p>

Ehemalige NORDSEEKLINIK der DRV Rheinland auf der Insel Borkum steht zum Verkauf

Zum Verkauf steht die ehemalige Rehabilitationsklinik der Deutschen Rentenversicherung Rheinland, deren Betrieb erst kürzlich zum 31.03.2024 eingestellt wurde. Die Brutto-Gesamtfläche der Klinik beträgt ca. 19.500 m². Das Grundstück befindet sich in zentraler Lage unmittelbar an der historischen Strandpromenade von Borkum und umfasst rund 5.500 m². Mit direktem Blick auf Strand und Nordsee bietet diese Immobilie großes Entwicklungspotenzial und ist ideal für Investoren.

Ihr ernsthaftes Kaufinteresse bekunden Sie insbesondere auch durch Ihre Bereitschaft, zum Kaufangebot u. a. ein Entwicklungs- und Nutzungskonzept, welches dem aktuellen Bebauungsplan sowie der Sanierungsplanung der Stadt Borkum entspricht, vorzulegen. Unser detailliertes Exposé senden wir Ihnen in diesem Fall gern zu. Bitte richten Sie Ihre Anfrage mit dem Stichwort „Borkum“ an Deutsche Rentenversicherung Rheinland, Abt. Gebäudemanagement, FB1, Kreuzstraße 62, 40210 Düsseldorf oder per Mail an vitalij.usselmann@drv-rheinland.de.

Hotels zur Pacht oder zum Kauf gesucht
Wir suchen für bekannte Hotelketten sowie für bonitätsstarke Investoren Hotels ab 50-300 Zimmer zur Pacht oder zum Kauf. Ihr Angebot bitte an:
Bill Immo Hospitality GmbH, Hotel Immobilien Management
Tel. 0761/88 14 22 00, Fax: 88 14 22 08
E-Mail: info@bill-immohospitality.com, www.bill-immohospitality.com

OST-Deutschland:
Mehrfamilienhäuser & Gewerbeobjekte für unsere vorgeprüften Investoren gesucht. verkaufen@oschinski-immobilien.de
OSCHINSKI Investment-Immobilien GmbH
0361/777 924 44

Port Grimaud:
privat von privat
1-2 Zi-App. in PG II oder III
zu kaufen gesucht.
Zuschriften unter ZF150000873 F.A.Z., Postfach 820219, 81802 München

Kunst für Kluge Köpfe
Entdecken Sie exklusive Werke unter: faz.net/selection-kunst

Jeden Morgen das Wesentliche wissen.

F.A.Z. Frühdenker — Der Newsletter für Deutschland

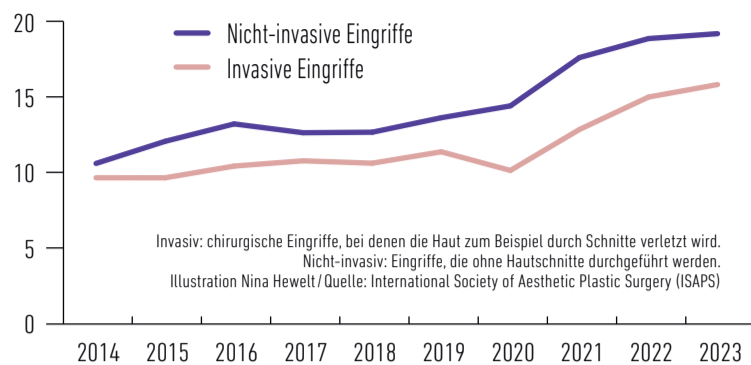
Mit dem Newsletter F.A.Z. Frühdenker erhalten Sie jeden Morgen einen effizienten Überblick über die bedeutendsten Themen des Tages – von der F.A.Z.-Redaktion sorgfältig ausgewählt, übersichtlich strukturiert und kompetent eingeordnet. Holen Sie sich die wichtigsten Meldungen zum Tagesgeschehen einfach und bequem in Ihr E-Mail-Postfach: Testen Sie jetzt unseren neuen, für Digitalabonnenten exklusiven Newsletter, und abonnieren Sie F.A.Z. Frühdenker drei Monate kostenfrei unter faz.net

Heute schon die F.A.Z. gehört?
Jetzt reinhören: der F.A.Z. Podcast für Deutschland.
Jetzt anhören unter faz.net/podcast

Jetzt kostenlos testen unter nl.faz.net

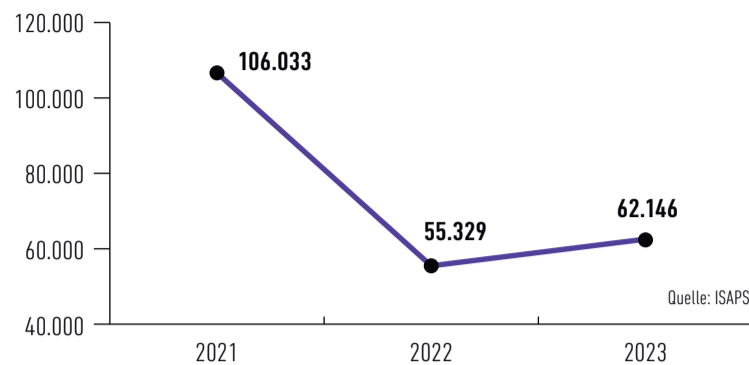
IMMER MEHR MENSCHEN AUF DER WELT ENTSCHEIDEN SICH FÜR KOSMETISCHE EINGRIFFE

in Millionen



SCHON JUNGE MENSCHEN LASSEN SICH BOTOX SPRITZEN

Anzahl des beliebtesten Eingriffs bei Menschen unter 18 Jahren weltweit



Alles für die Schönheit

Immer mehr Menschen lassen sich operieren. Nicht zuletzt wegen der sozialen Medien.

Von **Stefanie Diemand** und **Nina Hewelt (Grafik)**

Es kommt vor, dass junge Frauen Klaus Niermann ein Foto aus Instagram zeigen, auf dem ein Mensch mit vermeintlich perfekten Gesichtszügen zu sehen ist, und sagen: Genau so soll die Nase aussehen, die Lippenform bitte exakt wie auf dem Bild. Seit einigen Jahren beeinflussen die sozialen Medien seine Arbeit immer stärker, sagt er. „Erst neulich wurde ich gefragt, ob ich den Ponytail-Lift eines Arztes aus Beverly Hills kenne.“ Den Eingriff, eine Straffung der oberen Gesichtshälfte, kannte er. Den Arzt nicht. „Wahrscheinlich ein Kollege, der auf Youtube viral gegangen ist.“ Niermann leitet als Chefarzt für ästhetische und plastische Chirurgie die Fontana Klinik in Mainz. Seit mehr als 16 Jahren operiert er dort Menschen, die mit ihrem Aussehen unzufrieden sind.

Und das werden immer mehr: Seit 2014 ist die Zahl der Schönheitsoperationen weltweit um fast 64 Prozent gestiegen. Dazu zählen alle sogenannten invasiven Eingriffe, also größere Operationen wie Nasenkorrekturen oder Brustverkleinerungen, bei denen die Haut durch Schnitte verletzt wird. Die sogenannten nichtinvasiven Schönheitsverfahren haben sogar um mehr als 81 Prozent zugenommen. Darunter fallen Behandlungen wie Faltenunterspritzungen mit Botulinumtoxin (bekannt unter dem Markennamen Botox) oder Lippenunterspritzungen mit Hyaluronsäure, die ohne Hautschnitte durchgeführt werden.

Das Land, in dem mit Abstand die meisten kosmetischen Eingriffe vorgenommen werden, ist übrigens das Land, in dem die Studie der Boston University veröffentlicht wurde: die USA. Umgerechnet auf die Einwohnerzahl eines Landes ergibt sich aber ein anderes Bild: Während die USA nur noch an vierter Stelle liegen, ist Argentinien hier Spitzenreiter. Auf den Plätzen zwei und drei folgen Belgien und Griechenland.

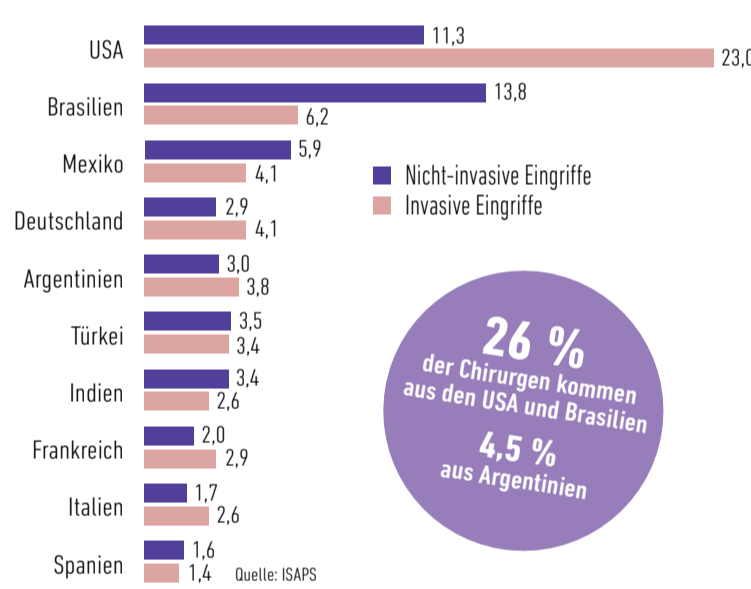
Die höheren Zahlen lassen sich auch durch den sogenannten Medizintourismus erklären. Hierbei reisen Touristen in ein anderes Land, um sich dort einer Schönheitsoperation zu unterziehen. Neben Ländern wie Kolumbien, Türkei oder Mexiko ist auch Argentinien gefragt. Vor allem Brasilianer, Amerikaner und Paraguayer reisen für eine Schönheitsbehandlung in das südamerikanische Land.

Deutsche Patienten bevorzugen das nähere Ausland: Vor allem die Türkei, Griechenland und Italien gelten als kostengünstige Ziele. In der Bundesrepublik stiegen hingegen die Preise an. Den Wünschen der Patienten versucht Chirurg Niermann mit guter Beratung zu begegnen. Nicht alle Behandlungen seien sinnvoll. Auch deshalb rät er, bei der Arzt-suche nicht nur auf die Kosten zu achten.

Das Geschäft lohnt sich: Der weltweite Markt für kosmetische Chirurgie soll bis 2032 mehr als 81 Milliarden US-Dollar betragen, prognostizierte das Marktforschungsunternehmen Fortune Business Insights. Davon profitieren aber längst nicht nur die Kliniken und Ärzte, sondern auch die beteiligten Unternehmen. Und von denen gibt es viele – so wie den Implantathersteller Johnson & Johnson (85 Milliarden Dollar Umsatz) oder das führende Botox-Unternehmen Abbvie, das nur mit dem Nervengift im ver-

DIE USA SIND DAS LAND MIT DEN MEISTEN PLASTISCHEN EINGRIFFEN

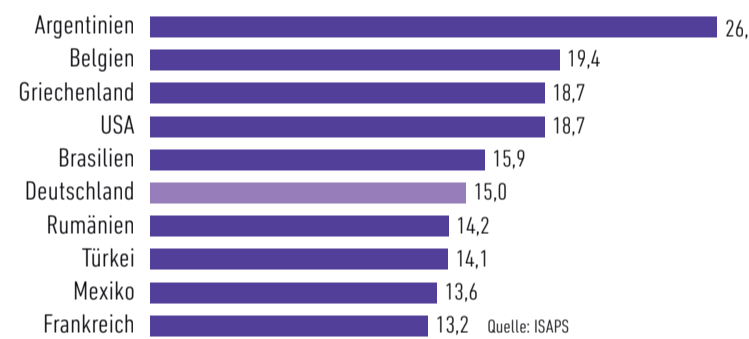
Anteil der Eingriffe weltweit in Prozent



26 % der Chirurgen kommen aus den USA und Brasilien
4,5 % aus Argentinien

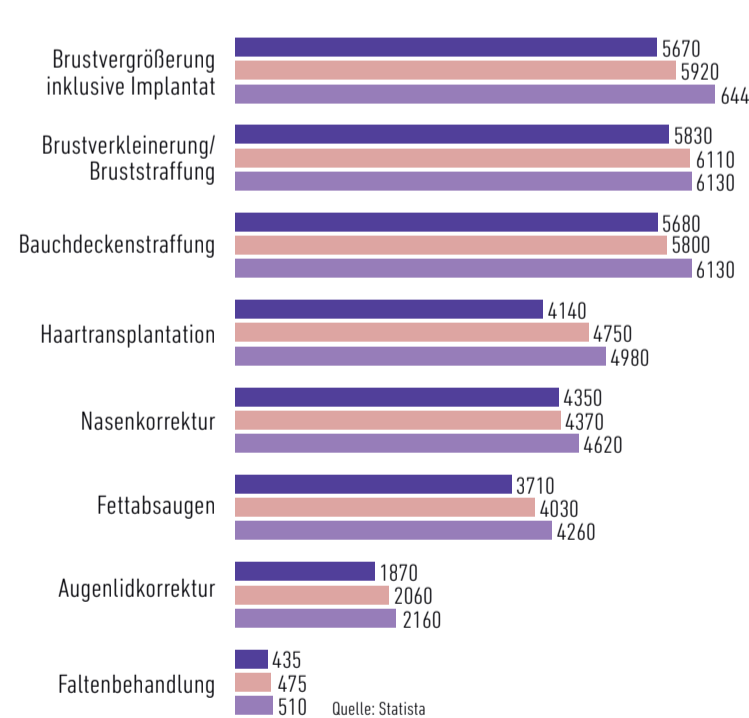
ARGENTINIEN IST DAS LAND MIT DEN MEISTEN PLASTISCHEN EINGRIFFEN PRO EINWOHNER

Gesamtzahl der invasiven und nicht-invasiven Schönheitsoperationen pro tausend Einwohner 2023



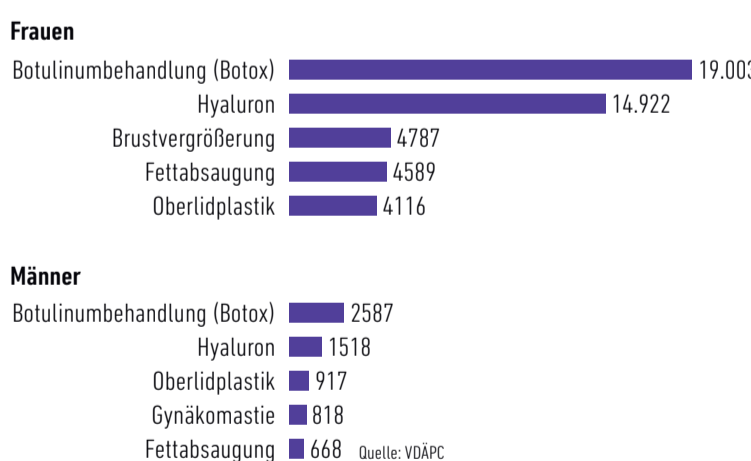
SCHÖNHEITSOPERATIONEN IN DEUTSCHLAND WERDEN IMMER TEUERER

in Euro



BOTOX IST IN DEUTSCHLAND BEI BEIDEN GESCHLECHTERN AM BELIEBTESTEN

Anzahl der Eingriffe 2023



Der Handzettel ist tot! Es lebe der digitale Handzettel!

Auf der Auktionsplattform Ebay können Kunden derzeit ein ganz besonderes Exemplar eines Handzettels ersteigern: den Prospekt „Aldi informiert“ vom 29. März 2000. Auf dem Titelblatt steht ein damals unwiderstehliches Angebot, ein „Multimedia-Internet-PC“ der Marke Medion mit Intel-Prozessor und Daten-Fax-Modem. Für 1998 Deutsche Mark. An diesem Mittwoch vor gut 24 Jahren standen die Menschen in der Bundesrepublik vor den Aldi-Süd-Filialen Schlange, nachdem eine Woche zuvor der Aldi-Prospekt im Briefkasten gelandet war. Und das nur, um einen der begehrten Computer zu ergattern. Sie mussten schnell sein, die Rechner waren nach wenigen Stunden ausverkauft.

O Schreck! Der Discounter Aldi Süd will testweise in manchen Regionen auf seinen Prospekt verzichten.

Von **Stefanie Diemand**

Ähnliche Begehren schaffte Aldi in der Vergangenheit auch mit anderen Werbeprospekten, zum Beispiel mit einer günsti-

geren Thermomix-Alternative – oder wie vor wenigen Jahren mit den sogenannten „Aldiletten“, Badelatschen mit Aldi-Schriftzug. Die Aldi-Prospekte können daher wohl durchaus als ein Stück der deutschen Handelsgeschichte begriffen werden.

Sollten Sie das genauso sehen, müssen Sie nun bei den nächsten Zeilen stark bleiben: Aldi schafft den Handzettel ab. Zumindest testweise. Beruhigen darf nämlich, dass es sich nur um ein vorläufiges Ende handelt – und das auch nur in wenigen der insgesamt rund 2000 Aldi-Süd-Filialen. Ab dem 19. August will der Discounter in einem hessischen Testgebiet, dass von der Stadt Butzbach bis in den Norden von Frankfurt reicht, auf Handzettel im Briefkasten verzichten. Das betrifft rund 90 Filialen. Wie lange dieser Test dauern soll, ist nicht bekannt.

O Schreck! Wie soll der alteingesessene Aldi-Kunde denn jetzt noch über Ba-

delatschen oder Küchenmaschine Bescheid wissen? Ganz einfach: Statt Papierwerbung sollen die Kunden „getreu dem Prinzip der Einfachheit“ auf die für „sie am besten geeigneten“ Kanäle umsteigen, um sich über die Angebote von Aldi zu informieren, wie es nüchtern aus dem Unternehmen heißt. Zu diesen Kanälen zählt der digitale Prospekt auf der Website und in der Aldi-App. Seit 2023 können sich Kunden auch über den Messenger Whatsapp über Angebote informieren lassen. Bei dem „zeitlich und regional begrenzten Testlauf in einer kleinen Region in Hessen“ sollen auch neue Werbeformen erprobt werden.

Genau neu sind diese Versuche unter Lebensmittelhändlern übrigens nicht. Der Supermarkt Rewe schaffte schon im vergangenen Jahr seinen Prospekt deutschlandweit ab – und das nicht nur testweise. Heute müssen sich die Super-

markt-Kunden digital über Angebote informieren. Der Kölner Händler gab Nachhaltigkeitsgründe für die Abschaffung an. Dies führte zu einiger Kritik in der Branche, da für digitale Werbung zwar kein Papier benötigt wird, dafür aber der Energiebedarf als hoch gilt. Ähnlich argumentierten auch der schwedische Möbelhändler Ikea und das Baumarkt-Unternehmen Obi, als sie ihr gedrucktes Werbemittel vor einigen Jahren einstellten.

Bei Aldi Süd wird hingegen gar nicht erst mit Umweltschutz argumentiert. Stattdessen wolle man mit der kurzzeitigen Testphase die Kosten reduzieren. Vor allem die Preise für Papier sind in den vergangenen Jahren stark gestiegen. Zudem werden durch die Testaktion auch Druckkosten eingespart.

Ähnliche Tests könnte es in Zukunft auch bei Aldi Nord geben, heißt es indes

im Branchenmagazin „Lebensmittelzeitung“. Bestätigen will das der Discounter jedoch nicht. Dafür gibt das Schwesterunternehmen aus dem Süden all denen Entwarnung, die jetzt schon vom baldigen endgültigen Ende des Handzettels ausgehen: Eine nationale Ausweitung der Testphase sei unabhängig vom Erfolg nicht geplant. Niemand will den Handzettel abschaffen! Zumindest vorerst nicht.

Und wer es in der Testphase wirklich gar nicht ohne Aldi-Prospekt im Briefkasten aushält, kann sich auch im Testgebiet den Handzettel wieder ins Haus holen: Auf Wunsch können Kunden die Prospekte weiterhin als Papierprodukt bestellen. In dem aktuellen Handzettel wirbt der Discounter übrigens nicht nur für günstige Lebensmittel, sondern auch für seine digitalen Prospekte in der Aldi-App.



Klimatechnik im Doppelpack: Ein begrüntes Energiedach kühlt und liefert sauberen Strom.
Foto Optigrün international AG

Der Solaranlage blüht jetzt was

Immer mehr Eigentümer stellen Photovoltaikmodule auf dem Dach zwischen Mauerpfeffer, Sand-Thymian und Fetthenne auf. Das kostet Fläche für die Stromerzeugung. Doch die Kombination hat viele Vorteile.

Von Jörg Niendorf

Selbst ein kleines Vordach kann beispielhaft sein: Vor Jahren hat Dirk Bergel dort verschiedene Mauerpfeffer und Gräser angepflanzt. Er wollte von der Terrasse seines Reihenhauses, das an einem Hang im südlichen Siegerland liegt, nicht auf ein ödes kiesbedecktes Dach schauen. Und er wollte die flirrende Sommerhitze auf solch einer nackten Fläche nicht direkt vor sich. Also wuchs der Pfeffer – und bald fügte der Siegerländer dem Gründach noch Solarmodule hinzu. Erst zwei, dann vier. Einfache Stecker-Photovoltaikanlagen, so wie sie für Balkonkraftwerke üblich sind. Sogleich hatte Bergel den Beweis: Die Module im Grünen liefern zuverlässig, und das Pflanzenklima kühlt das Mikroklima sogar im Hochsommer. „Jetzt im Moment schafft es die Hälfte des Stromverbrauchs im Haus“, sagt Bergel. Über das Jahr gesehen sind es 15 Prozent. Die Symbiose von Gründach und Photovoltaik auf dem kleinen Vordach zeigt, was in Städten im großen Stil möglich wäre. Gründächer helfen, die Stadt klimafreundlich zu kühlen. Solardächer wiederum sorgen für klimagerechten Strom. Doch beides an gleichem Ort zusammenzubringen ist trotzdem kein Selbstläufer. Die Module können die Dachumgebung bisweilen enorm aufheizen. Man stelle sich nur einmal ein Panel in praller Mittagssonne vor. Die dunkle Oberfläche kocht förmlich. Was also ist sinnvoll? Es scheint fast so, als würden sich die Klimalösungen auf den Dächern der Stadt Konkurrenz machen. Entweder

oder war lange die Devise. Solarplaner schauen ausschließlich auf ihre Anlagen, Grünplaner interessieren sich nur für den Pflanzenwuchs. Doch diese Sicht wandelt sich allmählich. Stefan Zeller vom Bundesverband Gebäudegrün (BuGG) sagt: „Man kann sehr wohl die Vorteile aus beiden Systemen mitnehmen.“ Zeller beschreibt ein Umdenken. In jüngster Zeit beziehen Fachplaner für Gründächer häufiger die technischen Anlagen mit ein, es gibt mittlerweile viele Baukastensysteme auf dem Markt.

Die Notwendigkeit, Dachflächen gleich mehrfach für den guten Zweck zu nutzen, ist hoch. Mancherorts bestehen Solardachpflichten für Neubauten, und gleichzeitig schreiben die Behörden vor, Flachdächer anteilig zu begrünen. Auf einen entscheidenden technischen Effekt macht der Verbandsreferent Zeller aufmerksam – und dieser gibt der Kombination von Gründach plus Photovoltaik (PV) offenbar seit einiger Zeit einen starken Schub. Untersuchungen des Verbands haben gezeigt: Die Zelltemperatur der Anlagen, die auf einem kühlen Pflanzenteppich stehen, steigen selten auf mehr als 35 Grad Celsius. Damit verzeichnen sie selbst bei sengender Sommerhitze nur wenig Wirkungsgradverluste. Anlagen, die auf einem Kiesbett stehen, können dagegen auch mal bis zu 90 Grad heiß werden. Dadurch sinkt nicht nur ihre Leistung. Sie müssen oft auch ganz abschalten.

Gleichzeitig muss jeder Bauherr, der mit einer kombinierten Gründachsolaranlage liebäugelt, Einbußen mitrechnen. Denn auf einem begrüntem Dach lassen sich insgesamt weniger Module aufstellen. Es muss schließlich Platz bleiben, um das Grün zu pflegen. Und auch die Dachlast müssen Eigentümer im Auge behalten, wenn sie durch gleich zwei Anlagen Gewicht zusetzen.

Wertvolle Photovoltaikfläche preiszugeben, mochten die Puristen unter den Solarplanern bisher gar nicht. Sie sind für Maximalerträge. Aber das Umdenken ist im Gang. Zudem beobachtet der Gründach-Verband, dass die Wirtschaftlichkeit von Solaranlagen heute schneller erzielt werden kann, da die Preise für die Module sinken. Kleinere Anlagen werden rentabler.

In den Großstädten gibt es viele freie Flachdächer und viel Handlungsdruck, damit also auch Möglichkeiten für Vorzeigeprojekte, in denen Dächer zu ökologischen Multitalenten avancieren können: Sie sind Flächen zur Energiegewinnung, zum Hitzeschutz, um Regenwasser zunächst zurückzuhalten und dieses nur dosiert an die Abwasserkanäle abzugeben, und Flächen, um die Biodiversität zu erhöhen. Insekten lieben solche Dächer.

Wie genau ist nun eine derartige Solar- und Grün-Gebäudehülle aufgebaut? Wie wird aus dem konventionellen Dach ein Vielseitigkeitsdach? Die erste Überraschung dabei: Das gesamte Paket, also die Erde für die Pflanzen plus die mehr als einen Meter hohen technischen Gestelle für die Module, liegt selbsttragend auf der Dachfläche. „Es muss an keiner Stelle in die bestehende Dachschicht gebohrt oder eingegriffen werden“, sagt Martin Küster, ein langjähriger Fachmann auf dem Gebiet. Allein

der feste Bewuchs und das Gewicht hielten alles stabil zusammen, selbst bei starkem Wind, sagt der für Berlin und Umgebung zuständige Gebietsleiter der Optigrün AG. Küster demonstriert anhand der Materialien ein ausgeklügeltes System, das der Anbieter entwickelt hat. Auf das bestehende Dach, das eine wurzelfeste Abdeckung haben muss, kommt ein spezielles Schutzvlies, danach folgt der Fuß für die Aufständerung der Solaranlage. Die Metallschienen stecken bereits in der zweiten Schicht, einer Drainagematte. Als nächste Etage folgt das Substrat, aus dem die Pflanzen, etwa die typischen Sedumarten, Schnittlauch oder auch einmal Lavendel, wachsen.

Anstelle der Schicht mit der einfachen Drainagematte kann auch eine großflächige Retentionsbox unter das Substrat gelegt werden. Dorthinein kann Wasser nach einem starken Regen versickern und im Anschluss großzügig verdunsten. Die Kosten für einen derartigen Gründachaufbau beginnen bei etwa 90 Euro je Quadratmeter. Solarmodule kauft man dann separat über eine entsprechende Fachfirma. Auch ein weiterer Hersteller wie der baden-württembergische Dachbegrüner Zinco bietet Systemlösungen für die kombinierte Nutzung auf dem Hausdach an.

Wer sich für eine solche Kombilösung entscheidet, muss darauf achten, die richtige Bepflanzung zwischen den aufgeständerten Solarmodulen zu wählen. So schön es aussieht, hohe Pflanzen dürfen dort nicht wachsen, denn sie verschatten die Paneele. Mit dem Auftrag des Substrats lasse sich der grüne Teppich vor, hinter und unter den Modulen sozusagen modellieren, raten Fachleute wie Martin Küster. Das heißt: mehr Substrat dort, wo die Pflanzen ruhig höher wachsen dürfen, weniger da, wo sie flach bleiben sollen. „Zweimal im Jahr sollte es eine Begehung und eine professionelle Pflege der Pflanzen geben“, rät Küster. Besonders in den Wuchsphasen im Frühjahr und Frühsommer müsse die Vegetation auf zehn bis zwölf Zentimeter über dem Boden gemäht werden, empfiehlt die Berliner Regenwasseragentur. Aktuell liefern sogar Untersuchungen zur Wartung mithilfe von Mährobotern.

Wie viel Neuerungen auf dem Gebiet der Klima-Dächer noch zu erwarten sind, zeigen allein die Versuche, die Fachmann Küster auf dem Gründach seines eigenen Wohnhauses am Stadtrand der Hauptstadt anstellt. Er experimentiert mit Solarmodulen, die auf einem Pflanzenteppich stehen, der eigens bewässert wird. Hier messen Apparaturen den Grad der Verdunstung und die auftretenden Kühleffekte. Daneben stehen zum Vergleich andere Module, die nicht von dem Kühlsystem profitieren. Alle Daten werden aufgezeichnet und in der schwäbischen Firmenzentrale von Küsters Arbeitgeber Optigrün ausgewertet.

Außerdem forscht der Ingenieur mit bifacialen Solarmodulen. Diese können beidseitig die Sonnenenergie aufnehmen, wenn sie halbschräg auf dem Dach liegen. Dort hat Küster eine besonders helle Pflanzenart gepflanzt, um die Auswirkungen des hell reflektierenden Untergrunds zu messen. Spannend wird, ob solche Pflanzen den Stromertrag der Module erhöhen können. Jene bifacialen Module können auch aufrecht stehen, aus Platzgründen ist das auf Dächern sinnvoll. Dadurch wird die Vegetation besser mit Licht und Regenwasser versorgt.

Auch auf seinem Mini-Klimadach im Siegerland überlässt Dirk Bergel nichts dem Zufall. Wie Küster hat auch er fortwährend ausprobiert, wie sich die Bedingungen auf dem Vordach verbessern lassen. Mehrfach hat er die vier Module neu positioniert und die Bepflanzung verändert. In diesem verregneten Juni haben sie immerhin erstmals fast 160 Kilowattstunden Strom produziert.

Das die Vasen, Krüge und Teekannen des Keramiklers Jacques Monneraud so aussehen, als wäre es ratsam, sie nicht mit Wasser zu füllen, ist vor allem den handwerklichen Fähigkeiten des Franzosen geschuldet. Und zwar nicht etwa den fehlenden, sondern den ausgesprochen kunstfertigen. Denn die Kollektion mit dem Titel „Carton“, die Monneraud kürzlich in Paris vorstellte, besteht aus mehreren Objekten, die aussehen, als seien sie aus Wellpappe zusammengeklebt. Anderthalb Jahre arbeitete der Franzose an den Stücken, deren Herstellung entgegen der Optik große Detailgenauigkeit und eine exakte Materialkenntnis erforderte. Raum für Fehler gab es nicht. Um der Textur und Farbe von Pappe möglichst nahe zu kommen, kombinierte Monneraud drei verschiedene Tonarten. Die vermeintlichen Klebestreifen bestehen aus einer hauchdünnen Glasur, deren ideale Rezeptur er erst nach mehreren Hundert Tests fand. Dass er es geschafft hatte, merkte er während des Besuchs eines Freundes, der ihn fragte, ob er jetzt von Keramik auf Pappe umgestiegen sei.

WAS FÜR EIN DING!
NICHT VON PAPPE
VON FLORIAN SIEBECK



Foto: Jacques Monneraud

„Was für ein Ding!“ erscheint alle zwei Wochen.

DAS GANZE SEHEN – MIT CAPITAL.

Kein Platz für mehr Kilos

Die Deutschen werden immer dicker, doch Wohnungen und Möbel wachsen nicht mit. Wie starkes Übergewicht den Alltag und das Wohnen zur Belastungsprobe macht.

Von Anne-Christin Sievers

Wenn Tanja Marfo früher als Make-up Artist unterwegs war und man sie bat, Platz zu nehmen, standen ihr die Schweißperlen auf der Stirn. „Ich habe mir immer Sorgen gemacht: Hält mich dieser Stuhl, oder später im Hotel: Trägt mich das Bett?“, erzählt die 44-Jährige aus Norderstedt bei Hamburg. „Auf einer Veranstaltung ist einmal ein zierlicher Plastikstuhl unter mir zusammengebrochen, das war unglaublich peinlich.“

Damals wog Marfo 200 Kilogramm. Im Flugzeug war der Gurt zu kurz, um ihren Körper zu umspannen, in der Bahn der Sitz in der zweiten Klasse zu eng, wie in vielen Kinos. Im Restaurant stand sie vor Stühlen mit Armlehne oder festen Ensembles aus Bank und Tisch, in deren schmale Lücken sie sich unmöglich hineinzwängen konnte. „Der ganze Tag drehte sich darum, solche Situationen zu antizipieren und zu vermeiden, indem ich mir vorher tausend Informationen einhole“, erzählt Marfo. „Der Alltag mit starkem Übergewicht ist wirklich belastend.“

Was im öffentlichen Raum beginnt, setzt sich in Möbelhäusern und den eigenen vier Wänden fort: Möbelgeschäfte haben in der Regel nur normierte Stühle, Sofas und Betten im Sortiment, schmal und zierlich gestaltet, selbst qualitativ hochwertige tragen meist nur Lasten bis 130 Kilogramm. Wer mehr auf die Waage bringt, greift daher zu Boxspringbetten – sie gelten als besonders belastbar.

Klappstühle und schlecht verarbeitete Billigmöbel aus dünnen Spanplatten kommen für Schwergewichtige nicht infrage, ebenso wie Designermöbel aus starren, eng geschnittenen Materialien wie Plastik und Metall, bei denen Ästhetik mehr zählt als Komfort. „Ich habe im normalen Handel gekauft, nie online, weil ich vorher ausprobieren wollte, ob die Maße passen und die Möbel mich tragen“, erzählt Marfo. Sie achtete darauf, dass Stühle stabil gebaut sind, und verstärkte ihr Bett zusätzlich. In Sesseln hat Marfo nie gesessen, „dafür haben wir jetzt eine vier Meter lange Lounge Couch, hier ist richtig viel Platz, um sich auszubreiten“, sagt die 1,86 Meter große Norddeutsche.

Die Wohnung selbst ist, wie üblich, nicht so ausgestattet und geschnitten, dass es für übergewichtige Menschen passt: die Duschkabine zu eng, die Badewanne zu schmal, der Toilettensitz zu klein und wackelig. Den Wohnkomfort schränkt das ein. Marfo erzählt, dass sie sich nach einem Sturz in der Wanne lange nicht mehr getraut habe zu baden. Aus Angst, vielleicht nicht mehr herauskommen zu können. „Das war echt schlimm, ich habe mich dafür vor mir selbst geschämt.“ Alltägliches in der Wohnung wurde zur Belastungsprobe: „Ich war körperlich sehr eingeschränkt. Beim Putzen fiel es mir schwer, in die Ecken hereinzukommen. Weil ich eine Zeit lang nicht auf die Knie gehen konnte, waren viele Arbeiten im Haushalt schwer möglich.“ Den Umzug ins neue Haus zu stemmen, die alte Wohnung danach zu streichen brachte sie an ihre Grenzen: „Der absolute Super-GAU!“

Wohnungen und Mobiliar entsprechen einer Norm, die künftig gar nicht mehr so normal sein könnte. Denn die Deutschen werden immer dicker. „Mehr als die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung hierzulande ist übergewichtig, hat also einen BMI von mehr als 25“, sagt Anja Hilbert, Professorin für Verhaltensmedizin an der Universität Leipzig. „Und jeder vierte Erwachsene hat Adipositas, Tendenz steigend.“ Als adipös gilt ein Mensch mit einem BMI von 30 und mehr. Die Zahlen stammen aus einer Studie des Robert Koch-Instituts von 2012, aktuellere gibt es nicht, „mittlerweile liegen sie wahrscheinlich deutlich höher.“

Hersteller, die sich auf diesen Trend eingestellt haben, sind rar. Der XXL-Stühle-Shop hat ergonomische Bürostühle und Chfesssel für Personen im Angebot, die größer als 1,90 Meter und schwerer als 120 Kilo sind. Bei Pfundskerl-xxl.de finden Männer Wohn- und Reiseaccessoires in Übergrößen wie extra belastbare Toilettensitze, robuste Campingstühle oder extrabreite Hängematten mit 200 Kilo Tragkraft. Darüber hinaus gibt es ein paar kleine Polstereien, die Maßstühle für Schwergewichtige anbieten, wie Roers aus dem nordrhein-westfälischen Rees. Durch ein stabiles Gestell aus schweren Schichtholzleimplatten, sehr belastbaren Federkernen und Schäumen tragen diese Sessel locker 300 Kilogramm. In Sitzbreite, Sitztiefe und Höhe der Rückenlehne sind sie genau an Gewicht und Körperform angepasst und bieten Funktionen wie Aufstehhilfe, motorische Fußstütze und Rückenlehne. Spezielle Ausstattung und Hilfsmittel für Adipöse wie Badewannenlifte, Klappsitze für die Dusche, Sitzerhöhungen, Aufstehhilfen für die Toilette sowie Pflegebetten verkaufen vor allem Sanitätshäuser – das sieht meist nach Seniorenheim aus. Wer als Übergewichtiger Möbel in angesagtem Design möchte, sucht oft vergeblich.

„Es gibt noch immer kaum Forschung zum Thema Adipositas und Wohnen, auch sonst liest man kaum etwas dazu“, sagt Hilbert. Das verwundert angesichts der steigenden Zahlen. Während sich zahlreiche Studien dem Wohnen im Alter oder mit Behinderung widmen, bleibt die Wohnrealität stark Übergewichtiger merkwürdig unterbelichtet.

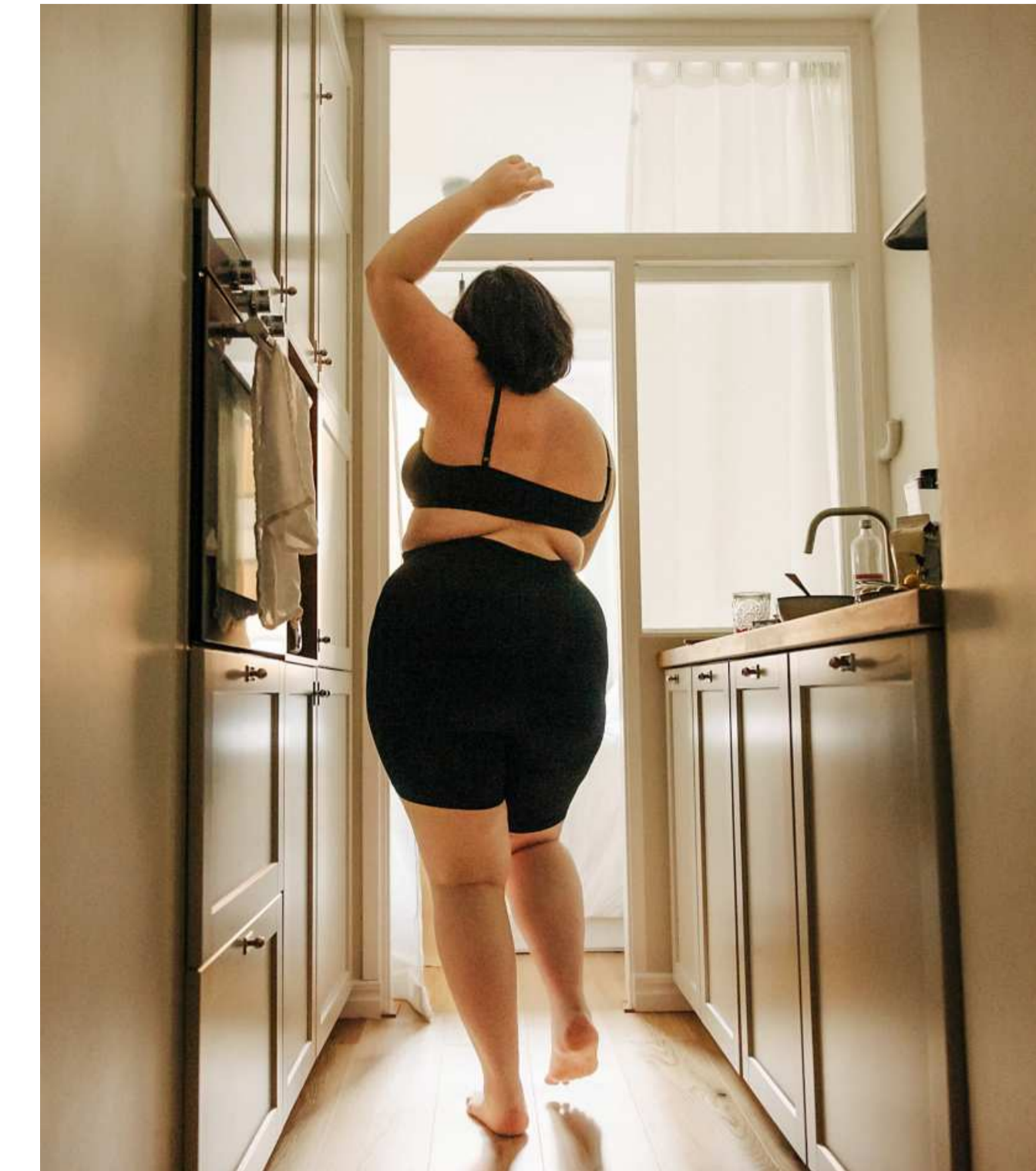


Tanja Marfo

Foto privat

Ein paar Erkenntnisse ließen sich aus Studien aber doch ableiten, sagt Hilbert: Neben der Genetik, Bewegungsarmut und zu vielen hochkalorischen sowie verarbeiteten Nahrungsmitteln spielt auch das Wohnumfeld eine Rolle. So leben Menschen mit Adipositas häufiger in weniger privilegierten Vierteln. Wo Fußgänger auf große, laute Straßen stoßen, eine höhere Luftverschmutzung durch Feinstaub herrscht, es weniger Freizeiteinrichtungen, Parks und Spazierwege in der Nähe gibt, dafür umso mehr Fast-Food-Ketten und Kioske, steigt das Risiko der Anwohner, übergewichtig zu werden. Es ist ein Teufelskreis. Denn Hilbert beschreibt auch: „Wir wissen, dass eine Folge der Adipositas ein niedriger sozioökonomischer Status ist, Betroffene haben weniger Bildungsmöglichkeiten, schlechtere Chancen auf dem Arbeitsmarkt und handfeste Einkommensverluste.“

Die schlechte Wohnqualität setzt sich in der Wohnung selbst fort. Das heißt zum Beispiel, dass mehrere Menschen auf kleinem Raum leben oder die Bewohner Lärm stärker ausgesetzt sind, der den Schlaf beeinträchtigen kann. „Nachweislich gehen auch diese Umstände mit Adipositas einher“, sagt die Psychologin. Hinzu kommt: Wer einen hohen Anteil des Einkommens fürs Wohnen ausgeben muss, hat ein höheres Risiko, an Fettleibigkeit zu erkranken – Obst und Gemüse aus dem Supermarkt oder der Schwimmbadbesuch sind dann nicht mehr drin.



Ort zum Entfalten: Wenn es vor der Tür negative Kommentare hagelt, wird die eigene Wohnung als Schutz- und Freiraum noch wichtiger. Foto Planpicture

Platz und Komfort kosten. Ob das geräumige Hotelzimmer, zwei Sitze im Flugzeug oder Bahnfahrten erster Klasse, ob Hilfsmittel, dicke Spezialmatratze oder Maßstühle für 3000 Euro. Wenn adipöse Menschen die Bedingungen im öffentlichen Raum oder die Wohnung an ihre Körperfülle anpassen wollen, müssen sie tief in die Tasche greifen. Doch viel Geld ist gerade das, was diese Gruppe oft nicht hat.

So kommt es, dass dicke Menschen körperlich zwar mehr Raum einnehmen, in Gesellschaft und Medien aber oft unsichtbar bleiben. Sie haben keine Lobby. Und das in einer Zeit, in der viele Gruppen ihre Einzelinteressen lautstark vertreten und andere auffordern, ihre Bedürfnisse zu berücksichtigen. Sozialpsychologen sprechen daher von einem fehlenden sogenannten Ingroup-Bias. Was das bedeutet, erläutert Anja Hilbert so: „Menschen mit Adipositas finden sich schwer zu Interessengruppen zusammen, um sich für sich und andere Betroffene einzusetzen, weil die gesellschaftliche Abwertung alle Lebensbereiche durchdringt und so schwer wiegt, dass sie sich selbst abwerten.“

Obwohl die Wissenschaft Fettsucht mittlerweile als chronische Erkrankung versteht, bei der genetische und neurobiologische Ursachen entscheidend sind, wird sie in der Öffentlichkeit noch immer als Makel und Zeichen von Charakterschwäche angesehen. „Man nimmt einfach an, das Körpergewicht unterliege der persönlichen Kontrolle“, konstatiert Hilbert. „Wenn es mit der Gewichtsreduktion nicht klappt, ist jeder selbst schuld.“ Entsprechend heftig werden Adipöse diskriminiert und stigmatisiert, wie Marfo erleben musste: „Sobald ich auf die Straße trat, wurde ich von allen Seiten angefeindet. Eine Oma, die meine Figur negativ kommentierte, Jugendliche, die mit dem Finger auf mich zeigten und lachten“, erzählt sie. Einmal habe man sie sogar bespuckt. Den Alltag zu bewältigen ist für Betroffene mit körperlichen Schmerzen und großem seelischem Leid verbunden, weiß Hilbert, die auch die Leipziger Adipositas-Ambulanz für Erwachsene, Kinder und Jugendliche leitet. „Es kommt zu psychischen Folgeerkrankungen wie Depressionen, Ängsten, niedrigem Selbstwert und negativem Körperbild bis hin zu Einsamkeit. Viele gehen aus Angst vor negativen Kommentaren kaum noch vor die Tür oder nur im Dunkeln, etwa um Sport zu treiben.“

Wenn draußen ständig Angriffe drohen, bekommt das Zuhause eine besondere Bedeutung. „Es wird noch wichtiger als Ort, an dem man sich geschützt, sicher

und geborgen fühlt“, sagt Marfo. Hier muss man sich nicht dünn machen, kann alles so einrichten, dass es passt, sich entfalten und zurückziehen. Einige stark Adipöse sind unfreiwillig an ihre Wohnung gefesselt, weil sie es nicht mehr schaffen, die Stufen im Treppenhaus zu laufen.

Weil die Zahl schwergewichtiger Menschen steigt, wäre es laut Hilbert sinnvoll, sie von Beginn an in die Planung von Wohn- und öffentlichem Raum einzubeziehen: „Einerseits können wir so ihre Teilhabe erleichtern, andererseits ist es wichtig, präventiv so zu bauen, dass Adipositas gar nicht erst entsteht.“ Draußen bedeutet das, Grün- und Erholungsflächen zu schaffen, die körperliche Bewegung fördern, mit ausreichend Bänken, wenn die Kraft bei langen Fußwegen ausgeht. Geräumige Sitzplätze in Bus und Bahn, Schwerlaststühle beim Zahnarzt, offene Ganzkörper-MRT, Fitnessstudios mit Geräten, auf denen Adipöse trainieren können – nur einige der Ansatzpunkte.

„Die Wohnungen sollten barrierefrei gestaltet sein, mit Aufzug, breiten Fluren und Türen, damit stark Übergewichtige darin mit Rollator oder Rollstuhl fahren können“, wünscht Hilbert. „Und die Räume sollten so großzügig geschnitten sein, dass große Möbel wie ein breites Bett hineinpassen.“ Auch Gemeinschaftsräume, in denen sich adipöse Bewohner mit Nachbarn treffen können, empfiehlt die Fachfrau, um sozialer Isolation und Einsamkeit entgegenzuwirken – räumt aber ein, dass sich diese Bauweise angesichts hoher Kosten nicht immer umsetzen lässt.

Der ständige Spießrutenlauf war für Marfo neben ihrer Gesundheit einer der Gründe, etwas zu verändern. Sie ließ sich im Januar 2023 operativ den Magen verkleinern und hat seitdem 80 Kilogramm abgenommen. Heute betreibt sie unter dem Namen „Kurvenrausch“ einen Kanal auf Instagram mit mehr als 86.000 Followern, auf dem sie ihre Geschichte teilt, über Adipositas aufklärt und andere Betroffene auf ihrem Weg unterstützt. „Ich wünsche mir, dass Diskriminierung aufgrund des Gewichtes ins Gesetz aufgenommen wird, damit man gegen schlimme Benachteiligung vorgehen kann“, sagt Marfo. „Und dass dicke Menschen im Alltag weniger bewertet werden, das wäre schon eine große Erleichterung, oft hat jedes Pfund seinen Grund.“



Frankfurter Allgemeine Buch



ISBN 978-3-96251-182-1
208 Seiten, 22 Euro



ISBN 978-3-96251-193-7
128 Seiten, 26 Euro

www.fazbuch.de



Wo die Dinosaurier wohnen

Berlin bekommt den Spreepark zurück. Das verfallene Vergnügungsareal verwandelt sich in eine ganz neue Art von Stadtpark. Auch für das berühmte Riesenrad gibt es Pläne.

Von Rainer Müller



Relikte aus einer vergangenen Zeit: Viele Skulpturen und Anlagen sollen im neuen Park erhalten bleiben.

Fotos Blickwinkel, Katja Hoffmann/Laif, Picture Alliance, Planpicture, Stefan Boness



Er war der einzige Vergnügungspark der DDR, und bis heute ist er nie ganz verschwunden. Unmittelbar am Ufer der Spree in Trepow gelegen, soll der jahrelang verschlossene Rummelplatz wieder zu einem Ort der Naherholung werden, mit Natur und Kultur, und zugleich zu einem wichtigen Baustein der Berliner Stadtentwicklung.

Die bewegte Geschichte des Spreeparks beginnt ihr erstes Kapitel 1969, als auf dem Gelände einer früheren Baumschule im Stadforst Plänterwald der VEB Kulturpark Berlin – kurz „Kulti“ – eröffnete und jährlich mehr als eine Million Besucher anzog. Sein markantes Wahrzeichen war ein 45 Meter hohes Riesenrad, das als Landmarke noch weit flussaufwärts aus zu sehen war. Das zweite Kapitel begann nach der Wiedervereinigung, als ein Hamburger Schausteller den Kulti übernahm, ihn fortan Spreepark nannte und viele zusätzliche Achterbahnen, Buden und Figuren auf das Gelände brachte. Das Riesenrad aber blieb die Hauptattraktion.

Doch nach einigen Jahren ging der Spreepark pleite, und es begann das dritte Kapitel: als Berlins berühmtester Lost Place. Immer wieder sorgte er für Schlagzeilen, weil der Betreiber mit Teilen seines Fahrgeschäftes in Peru landete – und sein Sohn dort im Gefängnis.

Der Vergnügungspark schloss nach der Insolvenz seine Pforten. Die waren allerdings ziemlich durchlässig, das Areal entwickelte sich zu einem Ort illegaler Rave-Partys und zum Abenteuerspielplatz. Die zunehmend überwucherten Fahrgeschäfte und umgestürzten Dinosaurierplastiken boten ikonische Fotomotive. Selbst Hollywood wurde auf das skurrile Grundstück aufmerksam und nutzte es als Filmkulisse.

Doch neben der popkulturellen Mythisierung des Ortes waren auch Vandalismus und Sicherheitsprobleme Folgen der jahrelangen Schließung. Also kaufte das Land Berlin das Gelände und übertrug es 2016 seiner landeseigenen Gesellschaft Grün Berlin GmbH. Die zäun-

ten stillgelegten Freizeitpark erst mal ordentlich ein und ließ Besuchergruppen nur noch im Rahmen von Führungen oder kulturellen Veranstaltungen auf das Gelände. Seit diesem Jahr ist auch das kaum noch möglich, denn mit schwerem Gerät ist dort inzwischen der Umbau der Anlage im Gang. In zwei Jahren soll ein für alle zugänglicher Park eröffnen.

Grün Berlin hat Erfahrung in Planung, Realisierung und Betrieb von ungewöhnlichen Parkanlagen. Bundesweit bekannt sind beispielsweise der Mauerpark und der Park am Gleisdreieck. Die beiden vielfach preisgekrönten Areele sind keine lieblichen Grünanlagen mit Baumgruppen, Blümlchen und Brunnen, sondern eher extensiv begrünte Freiflächen, die alte Grenzanlagen, Stellwerke und von Birken überwucherte Gleise integrieren.

Mit dem 23 Hektar großen Spreepark-Gelände allerdings entwickelt das landeseigene Unternehmen nun einen Park neuen Typs, der die vielen Ansprüche an städtische Grünflächen mit einem Kunst- und Kulturkonzept verbinden will. Es wird das vierte Kapitel für den Park – oder wie es Christoph Schmidt, Geschäftsführer von Grün Berlin, formuliert: „Beim Spreepark verfolgen wir einen ganz neuen Ansatz: Kunst transformiert ein Gelände und ist Treibriemen für seine gestalterische Entwicklung.“

Was nach einem abgehobenen Konzept klingt, ist letztlich aus den Ergebnissen einer Bürgerbeteiligung hervorgegangen, in der gut 2000 Wünsche und Ideen zusammenkamen. Die Bandbreite der Einfälle war groß und reichte von einer reinen Reaktivierung als normaler Freizeitpark bis zum Vorschlag, das Gelände vollständig der Natur zu überlassen. Denn hier sind über die Jahre mehrere wertvolle Biotope entstanden, in denen sich bedrohte Tierarten angesiedelt haben.

Ganz oben auf der Wunschliste der Berliner stand aber der Erhalt und die Nutzung möglichst vieler Rummel-Relikte. Die beauftragten Landschaftsplaner bekamen daher die Aufgabe, die

Überbleibsel zu erhalten und „in ungewöhnlichen Zusammenhängen neu zu beleben“, wie es in der Projektbeschreibung heißt. Kunst, Kultur und Natur sollen miteinander verbunden sein und dabei Geschichte und Gegenwart des Geländes weiterführen.

„Nicht nur das Gelände soll durch die Kunst transformiert werden, sondern auch Hochbauten und Ingenieurbauwerke wie das Riesenrad“, erläutert Christoph Schmidt das Prinzip. Vor allem das Riesenrad ist für viele Menschen ein Identifikationsobjekt. Nach 20 Jahren Stillstand war allerdings klar, dass es umfassend saniert, wenn nicht neu gebaut werden müsste.

Dazu sollten Künstler neue Vorschläge machen. Um von Anfang an sicherzustellen, dass die Entwürfe technisch umsetzbar sein würden, mussten sich die Künstler mit Ingenieurbüros zusammenschließen und als Teams bewerben. Am Ende erhielt realities:united, eine Berliner

Künstler- und Architektengruppe, zusammen mit dem Ingenieurbüro Schlaich Bergermann und Partner den Zuschlag.

Der Riesenradentwurf steht exemplarisch für den neuen Spreepark und kombiniert Geschichte und Zukunft. Rund 90 Tonnen Stahl des alten Fahrgeschäfts werden wieder genutzt, gerade erst haben die Projektverantwortlichen sie zu einem Nachfolgeunternehmen des ursprünglichen Herstellers nach Polen transportiert. Nächstes Jahr soll das Riesenrad wieder aufgebaut werden und mit dem Park 2026 eröffnen.

Wie schon sein Vorgänger wird sich das Riesenrad über einem künstlichen Wasserbecken drehen. Dabei steht es aber nicht mehr im Wasser wie früher, sondern scheint dank eines diagonal abgehängten Tragwerks zu schweben. Dreht sich das Riesenrad, verschwimmen die verschiedenen Farben der Speichen. „Mit ihrem Kunstwerk wollen die Macher eine Verschmelzung von Alt und

Neu, Vergangenheit und Zukunft schaffen“, erklärt Katja Aßmann, künstlerische Leiterin des Spreeparks.

Die anderen Fahrgeschäfte erleben keine vergleichbare Wiederauferstehung. Ausdrücklich soll der Spreepark kein normaler Vergnügungspark werden. Einige der früheren Rummelattraktionen wurden ohnehin schon vor Jahren vom Insolvenzverwalter verkauft, andere bleiben wie die Achterbahn „Spreelitz“ zunächst überwucherte Ruinen, sollen aber durch Hecken oder Zäune abgesichert und nach der Parköffnung künstlerisch neu interpretiert werden, erläutert Aßmann während eines Rundgangs übers Gelände.

Wieder andere Attraktionen sollen als Kunstwerke ein neues Leben bekommen. So verwandelt die derzeit auf der Biennale in Venedig ausstellende Künstlerin Sol Calero aus Venezuela den ehemaligen Bahnhof der „Schwanenbahn“ mit recycelten Baumaterialien und Elementen aus

dem Vergnügungspark in einen karibisch-bunten Pavillon und nennt ihn „Algenhaus“. Inspiriert hatte sie die Steifborstige Armeleuchteralge, eine Algenart, die wirklich so heißt und in den Kanälen heimisch wurde, durch die früher die schwanenförmigen Boote fuhren.

Wegen dieser und anderer seltenen Arten wurde das künstliche Gewässer, wie auch andere Parkbereiche, als Biotop unter Schutz gestellt. „Wir finden Kohabitation als Thema hier im Park sehr spannend“, sagt Aßmann. „Wie sich Kunst, Kultur, menschliche und alle anderen Spezies einen Ort teilen und wo nicht das eine das andere verdrängt.“ Nicht nur im Algenhaus haben die beteiligten Künstler und Planer diesen Gedanken begeistert aufgegriffen. Eines der geplanten Kunstwerke am Rande eines Wäldchens nennt sich „Sprechende Bäume“. In der interaktiven Medieninstallation beginnen die Bäume scheinbar zu sprechen, sobald sich Besucher nähern.

Die Stadtnatur im Spreepark ist zudem Thema der ersten Ausstellung im Eierhäuschen. Der drollige Name geht angeblich auf eine hölzerne Verkaufsstelle für Eier zurück, aus der im 19. Jahrhundert erst eine Schifferkneipe wurde und später ein Ausflugslokal im wilhelminischen Stil. Dieses Ausflugslokal hat eine fast genauso bewegte Geschichte wie der Spreepark, an dessen Eingang es steht, und ist nach umfassender Sanierung wieder geöffnet. Neben einem Restaurant und Biergarten beherbergt das Eierhäuschen auch den sogenannten Spreepark Art Space mit Künstlerwohnungen, Ateliers und eben auch die Ausstellung. Zusammen mit einem neuen Schiffsanleger für die Fähre zur Jannowitzbrücke ist das Eierhäuschen der erste für die Öffentlichkeit frei zugängliche Teil des Spreeparks. Sonst können Gäste im Moment nur bei einigen Kunstaktionen auch mal hinter den Zaun blicken.

In zwei Jahren soll der Park komplett fertiggestellt werden. So lange müssen sich die Berliner noch gedulden, bevor sie ein neues Kapitel in der Spreepark-Geschichte schreiben können.



Ohne das Wahrzeichen geht es auch zukünftig nicht.

Foto Realities United

Mehr Mis

trauen wagen

Zu den Ungleichheiten zwischen Ost- und Westdeutschland gehört das unterschiedliche Verhältnis, das privates Sprechen hier und dort zum öffentlichen einnimmt. Es ist dies eine Verschiedenheit, die zwar hin und wieder benannt, in ihren Auswirkungen aber stark unterschätzt wird. Menschen, die im Osten sozialisiert wurden, wundern sich häufig darüber, wie bruchlos die beiden Sprachebenen im Westen gerade auch bei Leuten, die sich selbst als links einschätzen, ineinander übergehen. Für DDR-Bürger hatte es sich von selbst verstanden, die Sphären strikt zu trennen: Die offiziellen Sprachregelungen von Partei und Staat gebrauchte man dort, wo sie als äußeres Zeichen der Loyalität erwartet wurden, doch im privaten Alltag hätte man sich lächerlich gemacht, wenn man sie sich zu eigen gemacht hätte.

Dabei war vorausgesetzt, dass die nur zu offensichtlich von Macht- und Propagandazwecken durchsetzten offiziellen Formeln nicht beim Nennwert zu nehmen sind. In den stalinistischen Anfangszeiten konnte sich dieses Bewusstsein nur in einem inneren Vorbehalt ausdrücken: „Selbst Eheleute sprechen miteinander im Jargon der politischen Versammlung“, schrieb der Dichter Czesław Miłosz Anfang der Fünfzigerjahre über seine Erfahrung in der Volksrepublik Polen.

Doch im Lauf der Jahrzehnte hat sich eine zweigleisige Kommunikation als allgemein praktizierte und akzeptierte Form durchgesetzt, mit den Widersprüchen zwischen öffentlichem Druck und persönlicher Selbstachtung umzugehen, verbunden mit der Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, um hinter den veröffentlichten Sprachschablonen das eigentlich Gemeinte zu entziffern. „So weiß war der Morgen so / Offensichtlich aus gutem Stoff, so blaß / Und unnütz, daß ich dich fragte, was / Haben sie dahinter versteckt“, heißt es in einem selbstironischen Gedicht von Steffen Mensching über diese Praxis. Ironisch ist auch, dass sich das zugleich als eine Anwendung der Ideologiekritik betrachten lässt, die zur offiziellen materialistischen Philosophie gehörte (offiziell freilich nur auf den Klassenfeind im Westen bezogen).

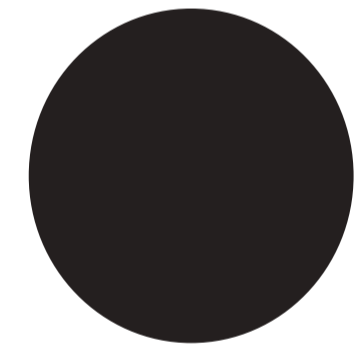
Wie verhält sich eine solche historische Erfahrung nun zu der im Westen, die seit Generationen nichts als eine repräsentative Demokratie kennt? Der Soziologe Steffen Mau meint in seinem neuen Buch „Ungleich vereint“ eine „moralische Umwertungsstrategie“ wahrzunehmen, der zufolge aus einer „Diktaturerfahrung als Makel“ nun „eine Poleposition in Sachen Demokratie“ werden solle. Viele Ostdeutsche nähmen ein feineres Sensorium für sich in Anspruch, was etwa das Einfordern „formelhafter Bekenntnisse“ oder die Versuche „sprachpolitischer Interventionen“ seitens des Staats betrifft.

Mau scheint diese Art Umwertung kritisch zu sehen; sie gehe manchmal, schreibt er, „unmittelbar in autoritäre

Phantasmen“ über. Tatsächlich liegt es nahe, im lange eintrainierten, gewohnheitsmäßigen Misstrauen gegenüber der offiziellen Kommunikation auch eine Quelle für die Flut von Verschwörungstheorien und Ressentiments in den vergangenen Jahren zu vermuten. Und einen begünstigenden Faktor dafür, dass sich der Kategorienunterschied zwischen Demokratie und Diktatur verwischt, so als spielte es gar keine Rolle für die Beurteilung öffentlicher Rede, ob sie in einem die Meinungsfreiheit schützenden System der Gewaltenteilung oder in einem Einparteiensystem auftritt.

Doch es sind nicht nur Rechte, nicht nur Demokratieverächter, die im Osten über die Selbstverständlichkeit verblüfft sind, mit der im Westen offiziöse Wendungen in den privaten Sprachgebrauch eingehen. Ist es nicht vielleicht so, dass dort heute selbst Eheleute miteinander im Jargon der politischen Versammlung sprechen? Das lässt sich empirisch natürlich nicht restlos verifizieren oder, wie man in der Kriegsberichterstattung immer sagt, „nicht unabhängig überprüfen“, allenfalls durch anekdotische Evidenz. Doch schon allein dieser aus einer unterschiedlichen historischen Erfahrung heraus entstandene Eindruck wirft prinzipielle Fragen auf: Ist der Anspruch, die Flöhe husten oder gar das Gras wachsen zu hören, eher förderlich oder eher schädlich für eine Demokratie? Ist umgekehrt die Übereinstimmung von privater und öffentlicher Sprache grundsätzlich ein Ausweis demokratischer Gesinnung, die Folge einer offenen Gesellschaft, in der es niemand nötig hat, sich im Privaten zu verstecken? Oder könnte sie auch ein Ausdruck politischer Naivität sein und damit die Demokratie sogar in Gefahr bringen?

Es gab eine Zeit, da war das Misstrauen gegenüber der Sprache der Regierenden und der „bürgerlichen Presse“ auch bei der westdeutschen Linken groß. Ein guter Teil der Achtundsechziger-Rhetorik war vom Gestus der Entlarvung geprägt, vom Willen, den Mächtigen vor allem im eigenen westlichen Lager die „Charaktermaske“ herunterzureißen und dahinter alle möglichen dunklen Interessen freizulegen, die sie in Wahrheit antrieben. Völlig verschwunden ist dieser Impuls nie; noch im Whistleblower-Ethos eines Julian Assange ist er präsent.



Wie viel Distanz zur Sprache der Regierenden braucht die Demokratie? In Ost- und Westdeutschland gibt es dazu unterschiedliche Auffassungen.

Von
Mark Siemons

Doch parallel zum damals beginnenden Marsch der Achtundsechziger durch die politischen Institutionen wurde er bei der Linken im Lauf der Jahrzehnte mehr und mehr von einem anderen Motiv aufgesogen: dem Primat einer „Gesellschaftspolitik“, für die der demokratische Staat vor allem eine Form der „Selbstorganisation der Gesellschaft“ ist. „Das Private ist politisch“, lautete das Motto, unter dem sich die Entgrenzung der Sphären zu einer Norm entwickelte. Die Sprache wurde im Zuge dieses Wandels zu einem Hauptfeld der Politik: nicht bloß als Mittel, um die Politik besser zu erklären, sondern als deren Ziel und Endpunkt selbst, als Versuch, die gesellschaftliche Realität durch deren Neudefinition zu verändern.

Viel diskutierte Aufregerthemen wie die sogenannte politische Korrektheit oder das Gendern sind nur Unterabteilungen dieses umfassenderen Trends. Der Gebrauch bestimmter Ausdrücke im alltäglichen Umfeld wurde zu einer Form des niedrigschwelligen und sich daher weit über den Kreis der Aktivistinnen verbreitenden Engagements. So war der Boden dafür bereitet, auch die Verteidigung der Demokratie gegen die immer mehr erstarkenden Populisten vor allem über die Sprache zu führen: durch das Bestreben, zwischen sich und den sanktionierten Formeln der freiheitlich-demokratischen Grundordnung keine Lücke zu lassen und sich auf diese Weise nicht den geringsten Raum für Uneindeutigkeit zu erlauben. Für Ideologiekritik ist da allenfalls noch Platz in ausgelagerten Bereichen wie auf dem Feld des Postkolonialismus, nicht aber in der Beschäftigung mit dem eigenen Land.

So ist zu erklären, dass die verschwimmende Grenze zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen privater und offizieller Sprache von westlichen Post-Achtundsechzigern als etwas Emanzipatorisches, jedenfalls Demokratisches wahrgenommen wird, während viele Post-Neunundachtziger im Osten dazu neigen, sie als autoritären Übergreif zu betrachten. Ihr demokratisches Urerlebnis bei der Wende war das einer Befreiung der Gesellschaft von den Zumutungen des Staats und dessen Sprache. Manche leiten daraus das Recht und die Pflicht ab, die Ansprüche der Gesellschaft, des In-

dividuums im Zweifel von sich selbst gegen alles Mögliche zu behaupten, was sie als staatliche Übergriffe wahrnehmen, seien es nun Corona- oder Sprachregeln.

So erweist sich der historisch bedingte unterschiedliche Gebrauch der Sprache als eine Quelle des Ressentiments. Könnten sich die beiden verschiedenen Perspektiven aber nicht im Sinne der allen gemeinsamen Demokratie ergänzen? Es kann ja auch ein Misstrauen gegenüber gestanzten Formeln geben, das der Demokratie gerade förderlich ist. „Menschenrechte“ zum Beispiel: Wem sie am Herzen liegen, der sollte nicht verleugnen, dass sie in der praktischen geopolitischen Durchsetzung in ein Netz von Macht- und Wirtschaftsinteressen, oft auch Manipulationen und Propagandaabsichten verweben sind. Dies zu erkennen und zu artikulieren bedeutet nicht, die Menschenrechte selbst zu relativieren oder das Engagement für sie zu vermindern, im Gegenteil: Wer ihren machtpolitischen Kontext ausklammert, setzt sie der Gefahr aus, zur Ideologie zu erstarren und dadurch ihre Glaubwürdigkeit zu verringern. Vergleichbares gilt für andere großräumige Programmbegriffe von der „freien Welt“ bis zur „Weltgemeinschaft“, von der „Zivilgesellschaft“ bis zur „feministischen Außenpolitik“.

Die besten und ehrenwertesten Ziele können zu leblosen Formeln erstarren und sich sogar dem Verdacht aussetzen, nichts als eine bloße Machtgeste zu sein, wenn sie dauerhaft von Ideologiekritik verschont bleiben. Und wenn es für sie nicht auch eine alltägliche Sprache gibt, die vom offiziellen Diskurs abweicht. Müsste es nicht gerade die Folge eines pluralen, ausdifferenzierten Politik- und Gesellschaftsverständnisses sein, dass man sich der Unterschiedlichkeit von Sprecherrollen bewusst ist – dass man also als Privatmensch anders redet denn als Vertreter einer Regierung, Partei, Institution oder Lobbyorganisation? „Repräsentative Demokratie“ bedeutet ja nicht, dass man sich die Sprache der Repräsentanten zu eigen machen muss. Die politische Willensbildung darf und soll durchaus in einem von ganz persönlichen Verhältnissen, Herkunft, Beziehungen und Interessen geprägten Sprechen zustande kommen.

Damit nun das Misstrauen nicht in antidemokratische Verschwörungstheorien abgleitet und das Engagement nicht in blindwütige Affirmation, mit all den destruktiven Wechselwirkungen zwischen beidem, wäre vielleicht etwas mehr Dialektik beim Sprechen förderlich. Es wäre irreführend und manchmal auch zynisch, bei der Ideologiekritik stehen zu bleiben und so die universalistischen Ziele aus dem Auge zu verlieren, die den Kern vieler offizieller Formeln ausmachen. Aber es wäre auch blauäugig oder manipulativ, auf jeden Fall hoffnungslos, die Ebene der Interessen und ideologischen Zurichtungen mutwillig auszuklammern, um die erstrebenswerten Ziele zu retten. Es kommt darauf an, eine neue Balance zu finden.

Rot und Feldgrau

Der Kampf um die Erinnerung an den 20. Juli geht weiter

Die neue Ausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand handelt von Frauen. Frauen, die Juden und andere Verfolgte versteckt, Flugblätter geschrieben, Informationen geschmuggelt haben. 32 Einzelschicksale werden erzählt, je ein Porträtfoto mit zweisprachigem Text. Auch Marlene Dietrich und Therese Giehse sind dabei. In einer Datenbank kann man 200 weitere Lebensläufe abrufen.

Auch die Dauerausstellung im zweiten Stock zeigt vor allem Porträts: Köpfe, hauptsächlich Männer, und ihr Leben, ihre Tat. So entsteht ganz von selbst das Bild des deutschen Widerstands als Mosaik von lauter Einzelnen. Sie waren Sozialdemokraten, Kommunisten, Liberale, Offiziere, Hausfrauen, Handwerker; und sie hatten wenig gemeinsam außer dem Willen, den Nationalsozialismus zu beseitigen. Keine Volksgemeinschaft, kein Gesetz schützte sie. Sie waren vogelfrei, der Justiz des Verbrecherstaats ausgeliefert. Deshalb taten sie sich zusammen.

Seit ihrer Gründung vor 75 Jahren hat die Bundesrepublik ein Problem damit, dieser vielen Hundert Einzelnen und ihres Handelns zu gedenken. Zuerst waren es die „Eidbrecher“ in Uniform, die man nicht für ihr Attentat auf Hitler im Juli 1944 ehren wollte. Dann tobte, vier Jahrzehnte lang, der Streit um die Aufnahme von Exilanten, Kommunisten und Spionen in den Denkmalkanon. Georg Elser, der Mann, der kurz nach Beginn des Zweiten Weltkriegs den Diktator fast mit einer Bombe getötet hätte, kam ganz zuletzt.

In ihrem Buch „Das deutsche Alibi“ rekapituliert die Journalistin Ruth Hoffmann diesen Erinnerungskampf. Es tut weh, zu lesen, wie in den Fünfzigerjahren über Stauffenberg und seine Mitverschwörer geredet und gedacht wurde; aber mehr noch schmerzt die Einsicht, dass die Fronten des Kalten Krieges noch lange nach der Wiedervereinigung in die Geschichte zurückprojiziert wurden. Der „rote“ Widerstand war tabu, nur der feldgraue, militärische sollte als Vorbild gelten. Dabei hatte gerade Stauffenberg das Bündnis mit den Kommunisten gesucht.

Ist heute, achtzig Jahre nach dem Attentat, nun alles gut? Man darf es bezweifeln. Gerade hat die Stiftung 20. Juli ein Manifest veröffentlicht, das Versuche „von rechten und linken wie auch von religiös motivierten Populisten“ zurückweist, „den Begriff des Widerstandes gegen unsere freiheitliche Demokratie zu instrumentalisieren“. Unter den Unterzeichnern sind viele berühmte Namen: Goerdeler, Beck, Haefen, Boeselager, Hammerstein, Mertz von Quirnheim. Zugleich beantragt die AfD im Bundestag eine eigene Gedenkstätte am Flugplatz Rangsdorf, wo Stauffenberg nach dem Attentat landete. Die deutsche Rechte will die Erinnerung an den 20. Juli wieder aus dem Gesamtbild heraus schneiden, so wie die Kalten Krieger der Sechziger- bis Neunzigerjahre.

Nein, wir sind nicht fertig mit dem deutschen Widerstand, so wenig wie mit dem „Dritten Reich“. Die Inventur der Mitläufer und Mittäter, das sieht man an Fällen wie dem des Berlinale-Gründungsleiters Bauer, ist nicht abgeschlossen, die der Rückgaben und Entschädigungen an die Opfer auch nicht. Die zwölf Jahre, die für tausend gelten wollten, stecken Deutschland nach wie vor in der Kehle, und kein populistischer Rotz wird sie herauspülen. Deshalb macht jeder Besuch der Gedenkstätte im Bendlerblock traurig; weil es so wenige waren, die sich gegen das Regime des Terrors erhoben; und weil sie mehr Mut hatten, als wir je selbst in unserem Leben aufbringen mussten. Eine von ihnen war Hilde Coppi, die zur „Roten Kapelle“ gehörte und nach der Geburt ihres Kindes im Gefängnis enthauptet wurde. Im Herbst kommt ein Film von Andreas Dresen ins Kino, der ihre Geschichte erzählt: „In Liebe, eure Hilde“. Es gibt eben immer wieder neue Bilder des deutschen Widerstands. Nicht nur in Ausstellungen. *Andreas Kilb*

KRITIK UND KRISE



Wunsch nach Chaos

Von Carolin Amlinger

Look at these pictures, tell me what you see ...", schau dir diese Bilder an, und sag mir, was du siehst. Kaum verbreiteten sich die Bilder des Attentatsversuchs auf Donald Trump in den sozialen Medien, kam Misstrauen auf: „It just doesn't happen!“ Auch wenn wir alle es sehen, es ist nie passiert. Die politische Krise in den USA hat eine ikonische Bebilderung erhalten, und diese wird die Krise vermutlich verschärfen. An den Bildern des blutverschmierten Trump mit geackter Faust entlädt sich das erhitzte Gefühlsklima einer polarisierten Gesellschaft: Es sind affektive Extreme, die ein Begehren nach Zerstörung transportieren.

Gerade die digitale Bilderflut lässt paradoxerweise an der Realität der Bilder zweifeln. Sie produzieren fluktuierende Gegenbilder, denen man sich in ihrem Irritationspotential kaum entziehen kann. Wenn die Aufnahmen des Anschlags mit Markierungen, Pfeilen, Verweisen versehen werden, situiert man sie in einen neuen Sinnhorizont. Eine Inszenierung der Republikaner? Ein Komplott der Demokraten? Schaut hin, und ihr werdet sehen. Das, was wir gemeinhin Normalität nennen, wird in den sozialen Medien über Memes und Tweets symbolisch gestaltet und über Likes und Retweets stabilisiert. Man weiß es und tut es trotzdem.

Meist wird unterstellt, dass Personen, die Verschwörungstheorien teilen, auch von diesen überzeugt sind. Doch entscheidend ist weniger der Glaube an die feindseligen Gerüchte, die mit großer Aktivität verbreitet werden. Treibend ist eher ein fröhlicher Wunsch nach Chaos, mit dem Ziel, die politische Ordnung zu stören. Insofern sind die digitalen Gefühlsströme, die durch Gegenbilder erzeugt werden, nicht eruptiv oder ungesteuert. Sie sind auf den politischen Gegner gerichtet, der geschädigt werden soll.

Die Bilder des Attentats auf Trump wurden vielfach mit einem Entsetzen kommentiert, das sich nicht nur auf das vergangene Ereignis bezog, sondern ebenso auf die zukünftigen, antizipierten Folgeereignisse. Man weiß um die affektiven Mechanismen der digitalen Bilderpolitik, lässt sich aber in die Flut der Bilder hineinziehen. Ironisierende Memes demonstrieren die eigene Illusionslosigkeit. Trump mit Ketchup-Flasche in der Faust will die symbolische Macht der Geste verlacken. Doch die witzige Distanz markiert gleichzeitig Teilnahme am Spiel, Handeln wider besseren Wissens.

Die Soziologin Carolin Amlinger schreibt hier alle vier Wochen über gesellschaftliche Konflikte.

Ein Beitrag der Natur zur
Kriegsapokalypse:
der Vesuv im Frühjahr 1944
Foto Imago



BILD DER WOCHE

Asche in der Luft

Von Katja Petrowskaja

Vor mehreren Jahren, als wir dachten, dass Kriege auf diesem Kontinent nur in der Vergangenheit stattfanden, fuhr ich mit Bekannten aus Neapel nach Herculaneum und Pompeji. Vor uns lagen tote Städte, die im ersten Jahrhundert nach Christi durch den Ausbruch des Vesuvus zerstört und danach zu weltberühmten Ausgrabungen wurden. Als wir am Vesuv vorbeifuhren, legte mir eine Frau das winzige Foto in die Hand. Es zeigte den Ausbruch des Vulkans von 1944. Eine grandiose, geradezu majestätische Ansicht, das Bild einer Urgewalt, ich schaute darauf, als wäre es aus dem ersten Jahrhundert. Der Ausbruch von 1944 war ein Beitrag der Natur zur Kriegsapokalypse. 1943 landeten die amerikanischen Befreiungstruppen in Neapel, auch dank ihnen gibt es Unmengen von Fotos zu diesem Ereignis.

Später erfuhr ich vom Ausbruch im Jahr 1631 und seiner Bedeutung für die Malerei, vom schicksalhaften Ausbruch 1906, der eine massenhafte Migration aus Süditalien in die USA auslöste. Ich schrieb meine Doktorarbeit über den Dichter Wladislaw Chodasewitsch, der vor hundert Jahren einen Essay mit dem Titel „Der Horror von Pompeji“ verfasste. Es handelt von der Ewigkeit, von Arten des Sterbens, von Tod ohne Buße. Chodasewitsch schrieb auf Russisch, er war einer der Emigranten, die vor dem roten Terror nach Europa flüchteten.

Beim Abschied von der in Finsternis versinkenden Heimat soll er gesagt haben: „Noch lange nach dem Ausbruch liegt die Asche in der Luft.“ Vor Kurzem las ich seine Texte wieder und hatte den schmerzhaften Gedanken, dass der heutige Krieg auch die längst zerfallene Welt von Chodasewitsch, ihre Bücher und Sprache mit seiner Asche bedeckt.

Gerade war ich in Neapel und las „Die Haut“ von Curzio Malaparte, dem Genie und dubiosen politischen Abenteurer. Ein ergreifendes Buch über das Neapel von 1943 und 1944, das sich mit der Verdorbenheit des Krieges, dem Verrotten des Humanen befasst. Malaparte beschreibt den Ausbruch des Vesuvus 1944 und stellt die Überlebenden in einer metaphysischen Dimension als biblische Wesen dar, als neue, gerade erschaffene Menschen.

An dem Tag, als ich mit der Lektüre fertig bin, bombardiert Russland meine Heimatstadt Kiew. Dass ich so viel über den Vesuv nachdachte, kommt mir auf einmal dekadent und unpassend vor, die Beschäftigung mit Vergangenheit als Luxus angesichts des Kriegs von heute, der von Menschen, nicht von der Natur gesteuert wird. Die Bilder von Explosionen über Kiew – Säulen schwarzer Luft über Hochhäusern. Die russische Rakete trifft Okhmatdit, das größte Kinderkrankenhaus der Ukraine. Auch mein Leben wurde einst hier gerettet. Ärzte und Kinder sind unter den Opfern, Hunderte

Menschen kommen, um zu helfen, auch verletzte Ärzte beteiligten sich an den Räumungsarbeiten in den Ruinen. Ein Arzt mit dem riesigen Blutleck auf dem Rücken seines weißen Kittels geht mir nicht aus dem Kopf, ein Mädchen, das weggetragen wird, Menschen, die Ketten bilden, um Wasser zu transportieren, ein OP-Raum, das Gesicht einer getöteten jungen Ärztin. Blut, zerstörte Gebäude, Mütter der kranken Kinder. Ich rufe meine Cousine an, die nur zweihundert Meter vom Klinikum entfernt wohnt, sie ist unverletzt, aber die Wohnung ist voller Scherben wegen der Explosionswelle. Auch das Geburtsklinikum Isida wird getroffen, acht Ärzte sterben. Mein Verstand will das Geschehen nicht begreifen. Russland greift kranke Kinder an, damit wir verzweifeln. Es zerstört die zivile Infrastruktur, damit der Krieg zum alltäglichen Albtraum wird, damit wir in die Knie gehen.

Dieses Foto ist weder Illustration noch eine Metapher, es ist ein Zustand des Unterbewusstseins, der wie die Asche des Vesuvus alles überschüttet. Er ruft eine Erstarrung hervor, die die Ukrainer sich nicht leisten können. Als ich das Foto mit dem kleinen Flugzeug auswähle, denke ich daran, dass vor genau zehn Jahren der Flug MH17 über der Ostukraine von russischen Streitkräften abgeschossen wurde. Das Bild kommt mir vor wie ein Traum, die wirklichen Zerstörungen bleiben außerhalb.

IMPORT EXPORT



Zwangsverheiratungen in den Sommerferien

Von Ronya Othmann

Kinderehen sind in Deutschland seit 2017 verboten. Also Ehen, in denen ein oder beide Partner unter 16 Jahre alt sind. Solche im Ausland geschlossenen Ehen sind in Deutschland automatisch unwirksam. Jedoch hatte das 2017 beschlossene Gesetz die Folgen für die Beteiligten nicht mitbedacht, also musste nachgebessert werden. Minderjährige können nun Unterhaltsansprüche geltend machen. Und mit Erreichen der Volljährigkeit können beide Partner, wenn sie es so wollen, die Ehe rechtmäßig schließen. Ehen von Minderjährigen ab 16 Jahren sind weiterhin wirksam, jedoch können sie durch einen richterlichen Beschluss aufgehoben werden.

Man konnte, wenn man wollte, die Debatte dazu im Bundestag verfolgen, hier und da gab es eine Meldung. Aber in einer breiten Öffentlichkeit wurde das Thema nicht groß diskutiert. Dabei gehen nach Schätzungen von UNICEF weltweit jedes Jahr zwölf Millionen Mädchen eine Ehe ein. Auf der Welt leben also derzeit 640 Millionen Frauen und Mädchen, die vor ihrem 18. Geburtstag verheiratet wurden. Ein wenig größer diskutiert wurde das Thema 2016, als das Oberlandesgericht Bamberg die Ehe eines 14-jährigen Mädchens, das mit seinem 20-jährigen Ehemann aus Syrien geflüchtet war, für wirksam erklärte, da die Ehe ja in Syrien geschlossen wurde. Kein Einzelfall, hieß es damals, aber genaue Zahlen hatte man auch nicht.

Nun gibt es verschiedene Gründe, warum Minderjährige verheiratet werden: Armut, die Vorstellung, dass eine Tochter in der Ehe besser aufgehoben sei, religiöse und kulturelle Wertvorstellungen. Wobei das Wort „Gründe“ genauso zynisch klingt wie das der „Kinderehe“, welches, wenn man an eine 14-Jährige denkt, wohl weniger eine Ehe meint als ein Verbrechen. Frühe Schwangerschaften, damit verbundene gesundheitliche Risiken, Isolation, Bildungsabbrüche, Abhängigkeiten und häufig häusliche Gewalt sind die Folgen. Natürlich verlieben sich auch Minderjährige, doch ist es fraglich, inwiefern sie die Tragweite einer solchen Verbindung abschätzen können. Die meisten Kinderehen, davon ist auszugehen, werden unter Zwang geschlossen, direkt oder indirekt, weil die Betroffenen keine Alternativen, keine anderen Perspektiven für sich sehen.

Dennoch hat man in den letzten Jahren ziemlich viel Kulturrelativistisches dazu gehört. Wir könnten anderen nicht unsere Werte aufzwingen, hieß es. Und: Kinderehen habe es nicht vor allzu langer Zeit auch in Europa gegeben. Was

das besser machen soll, bleibt fraglich. Die Nachbesserung des Gesetzes ist jetzt durch, das Thema aber noch lange nicht.

Allein in Berlin habe es 2022 laut einer Umfrage des Arbeitskreises gegen Zwangsverheiratung und der Gleichstellungsbeauftragten des Bezirksamts Friedrichshain-Kreuzberg 496 Fälle von versuchten oder durchgeführten Zwangsverheiratungen gegeben. 144 Zwangsehen wurden vollzogen, 88 davon im Ausland. Betroffen waren vor allem Frauen und Mädchen, mehr als die Hälfte im Alter zwischen 16 und 21 Jahren und zehn Prozent wiederum unter 16. Die Dunkelziffer dürfte deutlich höher sein. Bundesweite Zahlen gibt es nicht. Zwangs- und Kinderehen betreffen nicht nur Minderjährige, die verheiratet nach Deutschland kommen, sondern auch Mädchen und Jungen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind und hier zur Schule gehen. Sie werden hier verheiratet (natürlich nicht offiziell vor dem Standesamt) oder dafür ins Ausland gelockt oder verschleppt.

In den Sommerferien ist die Gefahr immer besonders groß. Vorstellen können sich das viele Schüler und Lehrer nicht. Auch deshalb ist die Arbeit an Schulen wichtig. Die Organisation Terre des Femmes beispielsweise führt Schultheaterprojekte durch, leistet Präventionsarbeit, sensibilisierte jüngst in der „Weißen Woche“ gemeinsam mit der Polizei an Berliner Schulen. Das schafft Aufmerksamkeit, gibt Denkanstöße. Die strukturellen Probleme bleiben trotzdem an Schulen, in denen auf 3000 Schüler und Schülerinnen zwei Sozialarbeiter kommen. In der Lehrerausbildung kommt das Thema nicht vor. Und in Berlin hat der Jugendnotdienst gerade auch noch Aufnahmestopp.

Es fehlt aber auch außerhalb der Schulen an Sichtbarkeit. Opfer von Kinder- und Zwangsehen kommen kaum vor. Sie schreiben keine Gastbeiträge in Magazinen, sind nicht in Podcasts zu Gast oder sprechen auf Konferenzen. Die Gründe liegen auf der Hand. Eine der wenigen, die das tut, ist die kurdisch-britische Aktivistin Payzee Mahmud, die im Alter von 16 Jahren an einen älteren Mann verheiratet wurde – mitten in London. Ebenso wie ihre Schwester Banaz, die, als sie sich nach zwei Jahren voller Gewalt aus ihrer Ehe befreite, ermordet wurde. Man kann sich auf Youtube ihren TED-Talk anhören, man sollte es. Darin erzählt sie auch, wie alle wegsehen: Lehrer, Polizisten, der Imam, die Hochzeitsgäste, der Arzt, die Behörden. Was will man sehen? Was sieht man? Es mag auch eine Frage der Perspektive sein, aber die kann man ändern. Für die Betroffenen wäre es lebensnotwendig.

Da war mehr drin

Weltgeschichte vor der Haustür: Natja Brunckhorst erzählt in ihrer Komödie „Zwei zu eins“ von der Gerade-noch-DDR im Jahr 1990. Eine Begegnung

Über das Jahr 1990 in Deutschland kann man gar nicht genug erzählen. Was war das für eine spannende, entscheidende Zeit! Weltgeschichte gleich vor der Haustür. Neue Regierung, neues Geld, neuer Staat, alles in einem Tempo, in dem andere Menschen ihre Würste kaum vom Grill bekommen. Diese Assoziation ist wichtig, denn im Sommer 1990 war bestes Wetter. Das ist ein Detail, das Natja Brunckhorst in die Karten spielte, als sie begann, sich für eine Geschichte aus dieser Zeit zu interessieren. Sie hatte in einem Buch von Peter Ensikat („Das war ein Kabarettist in der DDR, ich les den gern, er war ein ganz toller Mensch“) aufgeschnappt, dass damals das ganze (bald wertlose) Papiergeld der DDR in einem Stollen eingelagert wurde. „Es gibt sehr lustige Fotos von dieser Einlagerung“, erzählt Natja Brunckhorst. „Da sitzen Menschen auf Säcken voller Geld an Förderbändern. Ich habe recherchiert und fand die Geschichte einfach unglaublich.“

Damit war das Grundmotiv für die Komödie „Zwei zu eins“ gefunden. Ein paar Leute in der Gerade-noch-DDR stoßen auf diesen Stollen, sie bringen größere Haufen Geld zu sich nach Hause, dann werden sie kreativ. Denn der Zeitraum für

den Umtausch ist schon fast vorbei, und mit einer Million DDR-Mark kann man nicht am Schalter auftauchen. Es braucht also eine dezentrale, man könnte auch sagen: eine kollektive, fast kommunistische Lösung, die darin besteht, dass viele Leute sich zusammentun, um die Scheine noch in ein Tauschverhältnis einzuspeisen. Zum Glück rennen damals Vertreter aus dem Westen den Leuten die Türen ein, um ihnen allen erdenklichen Krempel anzudrehen. Mit den bestens aufgelegten Stars Max Riemelt, Peter Kurth, Ronald Zehrfeld, Ursula Werner und Sandra Hüller inszeniert Natja Brunckhorst eine Posse, die in einem guten Sinn populistisch ist. Und dabei einen Punkt trifft, der sich gerade auch in den neueren Debatten über Osten und Westen als immer noch virulent erweist: Ging es mit der Wiedervereinigung zu schnell? Hätte man bessere Optionen gehabt?

Natja Brunckhorst war zur Zeit der Wende an einer Schauspielschule. Sie war gerade 15 Jahre alt gewesen, als sie 1981 mit „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ weltberühmt geworden war. Nun wollte sie ihr Metier noch einmal gründlich von vorne lernen, „ich hab das unheimlich wichtig genommen. Die Nachrichten habe ich natürlich mitgekriegt. Die Mauer ist gefal-



Familienaufstellung mit Sandra Hüller (Mitte)

Foto Peter Hartwig/X Verleih

len, aber hey, ich muss ja noch einen Text lernen. Vielleicht habe ich deswegen jetzt so eine Lust auf diese Geschichte gehabt, weil ich das damals vollkommen verpasst habe. Es war wirklich bescheuert, aber ich war immer beschäftigt.“

Später gehörte sie lange zu denen, die sich einen „langsamen, liebevolleren Übergang“ gewünscht hätten, wobei sie als Westberlinerin einen besonderen Zugang zum Osten hatte. Mit 16 Jahren verliebte sie sich in einen DDR-Punk, darüber gibt es auch einen Film, er heißt „Wie Feuer und Flamme“. Dazu hatte sie das Drehbuch geschrieben. Das war auch ihr erster Schritt, die Seite zu wechseln. Inzwischen ist sie selbst Regisseurin, hinter der Kamera fühlt sie sich längst wohler als

davor. „Der Wechsel war nicht leicht. Es gab sehr wohl Anfeindungen, schon als ich angefangen habe, Drehbücher zu schreiben. Nach dem Motto: Jetzt hast du schon lange Beine, musst du auch noch schreiben. Klassisches neunziger Me Too.“

Bis vor wenigen Jahren war es noch ziemlich schwierig für Frauen in der Filmbranche, zur wichtigsten Funktion vorzudringen. „Nun ist es ein Verkaufsargument, wenn Frauen Regie führen.“ 2022 hatte Brunckhorst zum ersten Mal bei einem abendfüllenden Film selbst die Letztverantwortung: „Alles in bester Ordnung“. Als Drehbuchautorin hatte sie auch einen guten Hebel. „Ich bin da manchmal ein bisschen so ein Marathonmensch und sage einfach: Ihr kriegt das

Buch halt nicht, wenn ich es nicht selbst machen darf.“

In „Zwei zu eins“ bekommt man eine schöne Idee davon, was es hätte heißen können, dass Menschen sagen: Wir sind das Volk. „Es gab damals eine große Verunsicherung der Staatsdiener und eine große Freiheit. Viele sagen heute noch: 1990 war die geilste Zeit meines Lebens. Es war ein bisschen wie ein Traum, viele konnten es gar nicht fassen, das war fast wie eine Schockstarke der Möglichkeit.“ Bei ihren Recherchen hat Brunckhorst festgestellt, dass konkrete politische Optionen damals vielleicht doch nicht so realistisch waren, wie man es sich retrospektiv vielleicht wünschte. „Das Fenster hätte schnell wieder zu sein können. Das muss man anerkennen, das hat der Kohl gewusst. Es ging sicher auch um seine eigene Eitelkeit, aber im Nachhinein ist mir klar geworden, es scheint nicht anders gegangen zu sein. Was dann mit der Treuhand passiert ist, ist eine andere Geschichte. Und ich meine, wenn der Rohweder nicht umgebracht worden wäre, hätten wir einen besseren Ansatz gefunden.“ Damit sind wir auf dem Feld der Alternativgeschichte, um das es Brunckhorst dann doch nicht geht. Sie will einen Moment aufscheinen lassen. „Ich will Kino machen, das ich selber gern sehen will. Ich mag Happy Ends, ich mag Humor, aber halt intelligent.“

BERT REBHANDL

Von Donnerstag an im Kino.

Nichts gegen Goethe, aber sag's normal

Wie man den Kanon umschreibt: Lena Brasch inszeniert Stücke über Britney Spears und macht eine Fernsehserie über Lieblingsbücher. Ein Porträt. *Von Anna Vollmer*

Der Bildungsbürger an sich ist über sechzig und geht gern ins Theater. Abends schaut er kluges Fernsehen, vielleicht Dokumentationen oder das „Literarische Quartett“. Junge Menschen sind eher keine Bildungsbürger, denn sie lesen nicht und sind zu viel auf TikTok. So zumindest geht die übliche kulturpessimistische Erzählung, und wer ihr glaubt, für den ist die Regisseurin Lena Brasch wahrscheinlich eine kuriose Ausnahme.

Brasch ist 31, hat Stücke am Berliner Ensemble und am Maxim Gorki Theater inszeniert und gemeinsam mit der Schriftstellerin Helene Hegemann eine Literatursendung für den rbb entwickelt. „Longreads“ heißt sie und geht von der mutigen Annahme aus, dass möglicherweise auch junge Leute Spaß am Lesen, Diskutieren und Denken haben könnten. In jeder Folge spricht Hegemann mit einem Gast über ein Buch seiner Wahl und wählt selbst ein Buch für ihn aus. Es geht nicht um Aktualität oder Klassiker, sondern um Bücher, die die Gäste geprägt haben, nach deren Lektüre sich ihr Blick auf die Welt verändert hat. Es ist eine Sendung, die Literatur ernst nimmt und der man den lustigen Satz ansieht, den Brasch bei einem Gespräch in Berlin sagt, nämlich, dass ihr Vorbild das Fernsehen von früher war: „Zwei Männer sitzen im Schwarz-Weiß-Fernsehen in ihren Sesseln, rauchen, unterhalten sich über drei Stunden, und die Kamera ist die ganze Zeit drauf.“

Es ist Sommer, Lena Brasch sitzt im „Haliflor“, ihrem Stammcafé in Prenzlauer Berg, dem Viertel, in dem sie aufgewachsen ist und immer noch wohnt. Kurz vorher hat der SWR in einer Pressemittelung verkündet, die Literatursendung „Lesenswert“ mit Denis Scheck abzusetzen, überhaupt das ganze Kulturprogramm umzustrukturieren, was dann ja meistens heißt: verkleinern zu wollen. In diesem Fall gibt es aber auch eine erfreuliche Nachricht: Mit „Longreads“ soll es weitergehen.

Überhaupt läuft es gut für Brasch. In der vergangenen Spielzeit hat sie „Spielerfrauen“ am Berliner Ensemble und „Fremd“ am Maxim Gorki Theater inszeniert, basierend auf Michel Friedmans gleichnamigem Buch. Richtig bekannt wurde sie 2022 mit „It's Britney, Bitch“, ebenfalls am BE, einem Stück über Brit-

ney Spears und Frauen in der Öffentlichkeit, das sie gemeinsam mit der Hauptdarstellerin Sina Martens entwickelte. „Spielerfrauen“, die zweite Kooperation der beiden, erzählt von der Rolle von Frauen im Fußball.

Alle drei Themen könnten zeitgemäßer kaum sein und stechen deshalb in der Theaterlandschaft dann doch ein bisschen hervor. Griechische Tragödien, sagt Brasch, könnten schließlich auch im Jetzt spielen. Dafür, das meint sie damit wohl, müssen Darsteller nicht unbedingt alte Texte in modernen Klamotten vortragen, sie können auch einfach von Dingen erzählen, die uns heute beschäftigen.

Hier das klassische Theater (Shakespeare, Goethe, Brecht usw.), da die Popkultur, das ist eine Unterscheidung, die man so klar natürlich nicht mehr machen kann. Weil auch die junge Generation Klassiker mag (man schaue nur mal auf TikTok) und weil im Theater ja längst auch andere Sachen zu sehen sind. Aber ein bisschen stimmt es doch, dass das deutsche Theater oft einen Kanon voraussetzt, der abschreckt und in dem viele Menschen sich nicht mehr wiederfinden. Was nun Lena Brasch angeht: Es ist nicht so, dass ihre Stücke nicht intellektuell wären – im Gegenteil. Sie sind anspielungsreich und durchdacht. Doch der Kanon, auf den sie sich bezieht, ist der einer anderen Generation.

In „Spielerfrauen“ steht etwa der Schauspieler Gabriel Schneider im Cilian-Murphy-Outfit aus Christopher Nolans „Oppenheimer“ auf der Bühne und spekuliert über eine Idee, nach deren Umsetzung die Welt nicht mehr dieselbe sein wird. Damit ist hier allerdings nicht die Atombombe gemeint – sondern der Fußball. Victoria Beckham, die wohl erfolgreichste Spielerfrau aller Zeiten, taucht genauso auf wie die Mutter des spanischen Fußballfunktionärs Luis Rubiales, die aus Protest gegen Kritik an ihrem Sohn in den Hungerstreik ging. Das eigentliche Zentrum, die Tragödie des Stücks, ist aber die Beziehung zwischen dem Model Kasia Lenhardt und dem Fußballer Jérôme Boateng, der aktuell wegen Körperverletzung und häuslicher Gewalt vor Gericht steht.

Bevor Brasch selbst Regisseurin wurde, hatte sie zehn Jahre an unterschiedlichen Theatern als Regieassistentin gearbeitet, viel gesehen und dabei einiges



Die Regisseurin Lena Brasch in Ostberlin

Foto Jens Gyarmaty

gelernt, auch, wie sie es selbst nicht machen wollte: keine stundenlangen Stücke (weil sie sich selbst nicht länger als 90 Minuten konzentrieren kann, wie sie sagt), keine „Kunst-Kunst“, bei der man nachher denke: „Ich weiß schon, warum ich nicht ins Theater gehe.“ Auf die Frage, warum sie keine Klassiker inszenieren wolle, sage sie meistens: „Nichts gegen Goethe, aber sag's doch einfach normal.“ Was sind also ihre Wünsche und Vorstellungen ans Theater? „Dass es gut aussieht, dass es verständlich ist, dass man berührt ist, es meintwegen auch scheiße findet, aber es irgendeine Art von Emotion auslöst und nicht egal ist.“

Zeit, über Herkunft, über Familie zu sprechen. Lena Brasch lacht und sagt, okay, „let's go!“ Man muss über die Braschs reden, weil sie eine der berühmtesten Familien der DDR waren und weil dieses Erbe natürlich prägt. Im vergangenen Jahr hat Lena Brasch mit ihrer Mutter, der Schriftstellerin Marion Brasch, den Podcast „Jüdisch in der DDR“ gemacht. Darin fahren die beiden

durch Ostdeutschland und sprechen mit Juden, unterhalten sich aber gleichzeitig auch über ihre eigene Familiengeschichte. Wie Braschs jüdische Großeltern vor den Nazis flohen und sich in Großbritannien kennenlernten, wie sie entschieden, gemeinsam in die DDR zu gehen, um dort eine neue Gesellschaft, den Sozialismus, aufzubauen. Wie der Großvater Horst Brasch Politiker der SED wurde und damit ein Establishment vertrat, gegen das sich seine drei Söhne, am prominentesten der Dichter Thomas Brasch, später auflehnen sollten. Es ist eine Familiengeschichte, in der sich die ganze neuere deutsche Geschichte wiederfindet. Und weil die meisten in dieser Geschichte schon tot sind, kommt sie Lena Brasch manchmal „wie ein gruseliges Märchen“ vor.

Wer in einer Familie mit solchen Berühmtheiten aufwächst, muss sich im Leben mit dem Vorwurf auseinandersetzen, den eigenen Erfolg nur deren Namen zu verdanken, ein, wie man heute sagt, „Nepo-Baby“ zu sein. Brasch kennt das, der

Vorwurf hat sie eine Weile auch beschäftigt. Heute sieht sie es so: Natürlich hat sie viele Möglichkeiten bekommen. Viel gearbeitet hat sie aber auch. Außerdem liebt sie ihren Job, sie will nicht auf ihn verzichten, nur weil sie Brasch heißt. Auf die Frage, ob sie groß genug sei, in die Fußstapfen ihrer Familie zu treten, sagt Lena Brasch immer gleich Nein, „da kann ich mich einmal quer reinlegen, in diese Fußstapfen“. Allerdings habe sie diesen Anspruch auch nie gehabt.

Und weil sie sich mit ihrer Arbeit nun emanzipiert hat, mit Britney und Fußball nun wirklich weit genug von all dem weg ist, hat sie auch kein Problem, über ihre Familie zu sprechen, im Gegenteil, sie freut sich, wenn sie ihr irgendwie ein Denkmal setzen könne. Denn so vieles an dieser Geschichte ist immer noch und wieder aktuell. Auf ihrem Instagram-Account hat Brasch ein kurzes Video ihres Onkels Thomas Brasch aus dem Jahr 1987 angeheftet, da sagt er: „Der Faschismus ist so lange her wie eine Sekunde in meinem Leben, wenn ich die Geschichte der Men-

schen ansehe. So lange ist er her. (...) Und wenn die Deutschen meinen, diese eine Sekunde ist schon so lang gewesen, dass sie darüber nicht mehr nachdenken müssen, dann tun sie mir leid!“

Über die Identitäten, die Lena Brasch, die ihre Familie geprägt haben, das Ostdeutsche, das Jüdische, auch wenn der Glauben nie eine Rolle spielte, wird heute so viel gesprochen wie lange nicht. Brasch verfolgt Debatten wie die über den Osten, wie man über ihn sprechen oder sich daran erinnern sollte. Und in einem ihrer kommenden Stücke wird sie sich mit ihm auseinandersetzen. Ihre Perspektive ist die einer Nachwendegeneration, die fasziniert, sicher auch ein wenig romantisch auf das Leben der Eltern blickt, das so anders war als ihr eigenes. Als Teenager ging sie auf Demos und sprachte gegen Nazis, doch richtig rebellisch fühlte sich das nicht an: „Diese Politikverdrossenheit, die es jetzt gar nicht mehr so sehr gibt, die es aber in meiner Kindheit und Jugend auf jeden Fall gab, die hat mir irgendwie schon zu schaffen gemacht. Ich bin zwar zufrieden, aber irgendwas stimmt doch dabei nicht. Man muss doch für etwas sein können und nicht nur gegen etwas.“

Eine gewisse Übersättigung, den Wunsch nach Reibung, teilt Brasch mit anderen, auch mit Westdeutschen, ihrer eigenen Generation. Doch der Hintergrund ist ein anderer. Von ihrem Vater, dem Radiomoderator und Theatermacher Jürgen Kuttner, hat sie den Gedanken: Man weiß erst, wie es ist, wenn es schon einmal anders war. Und um dieses Wissen, sagt Brasch, „auch wenn ich dafür wahrscheinlich Kloppe kriege“, weil das natürlich ein bisschen verklärend klingt, beneide sie ihre Eltern. „Aber der Gedanke: Lass doch eine Mauer bauen, damit ich dagegen sein kann, das ist ja irgendwie auch total bescheuert.“

Wenn Brasch über ihre Familie spricht, dann sagt sie manchmal: Intellektuellenfamilie. Sie sagt das mit Bewunderung, mit der Vorstellung von Menschen, die abends stundenlang in Kneipen sitzen und diskutieren. Aber den Dünkel, der mit dem Intellektuellen-dasein oft einhergeht, mit der Entscheidung, ein Buch zu lesen, weil man es gelesen haben muss, ins Theater zu gehen, weil sich das eben so gehört, den mag sie nicht. Und weil sie kurz vorher, beim Gespräch über den Osten, selbst noch ein Buch aus der Tasche gezogen hat, Jenny Erpenbecks „Kairos“, sagt sie jetzt: „So wie ich gerade damit geflext habe, das ist ja eigentlich auch total unnötig.“

Als Kind liebte Brasch „Doktor Murks gesammeltes Schreiben“, als Jugendliche amerikanische Hardboiled-Krimis mit traurigen, betrunkenen, rauchenden Privatdetektiven. Bildung soll keine Qual sein, sondern aus Interesse, ein bisschen von allein kommen. Welches Buch sie mitbringen würde, wäre sie selbst zu „Longreads“ eingeladen? „Arbeit und Struktur“ von Wolfgang Herrndorf: „Ein Text, den muss man in einen Rahmen packen und sich an die Wand hängen.“ Damals, als Herrndorfs Buch noch als regelmäßiger Blog über seine Tumorerkrankung erschien, war Brasch ein Teenager und ging jeden Morgen zum Computer, um zu lesen, was Herrndorf gepostet hatte. Kam kein Eintrag, machte sie sich Sorgen.

Wenn Bildung bedeutet, sich mit Büchern, Theater oder Gesprächen für das Leben zu rüsten, und es gelingt, das genauso zu vermitteln, dann gibt es vermutlich keinen Grund, kulturpessimistisch zu sein. Denn dann klingt sie auf einmal gar nicht mehr angestaubt und gestrig. Sondern nach Freude, ja fast nach einer Notwendigkeit.



2 Sterne Gourmet-Erlebnis

Genießen Sie zwei exklusive Tage im 5 Sterne Superior Schwarzwald Resort Dollenberg!

Am 23. August empfängt Sie Familie Schmiederer im Hotel Dollenberg mit einem Oldtimerbus, der Sie über die Hochschwarzwaldstraße zu einem Aussichtspunkt bringt. Dort genießen Sie prickelnden Champagner und Schwarzwälder Kirschtorte.

Am Abend empfängt Sie das Gourmetrestaurant „Le Pavillon“ exklusiv und nimmt Sie mit auf eine kulinarische Reise gepaart mit edlen Tropfen aus dem hauseigenen Weinkeller. Sie übernachten in stilvoller, behaglicher Atmosphäre und genießen am nächsten Morgen das großzügige Frühstücksbuffet auf der Restaurantterrasse.

Sichern Sie sich Ihr Genusserlebnis am 23. August ab 539 Euro je Person.



Details und Buchung unter faz.net/selection und 069/7591 1010 sowie im Resort Dollenberg unter info@dollenberg.de und 07806/780.

Frankfurter Allgemeine
SELECTION



„Der Freischütz“ von Carl Maria von Weber auf der Seebühne in Bregenz
Foto dpa

Der rastlose Gesamtkunstwerker

Gerade hat er in Bregenz den „Freischütz“ inszeniert, zuvor eine „Elektra“ und das neue Stück von Yasmina Reza, jetzt bereitet er den Film „Der Medicus 2“ vor – ein Jahr lang unterwegs mit dem Regisseur Philipp Stölzl zwischen Oper, Kino und Theater

Von Harald Pauli

Schnee am Bodensee, Eisschollen am Ufer. Das ist nicht der Klimawandel, es ist „Der Freischütz“, der sich hier im Juli im weißen Gewand präsentiert. Die Seebühne in Bregenz verzaubert mit einer bruegelischen Winterlandschaft. Eine märchenhafte Dorfkulisse unter einem Riesennmond, der den romantischen Opernklassiker bald in ein vielfarbiges Wechselbad taucht, von tiefem Nachtblau über zartes Violett bis in gelbes Grün. Ein überwältigend kurzweiliges Liebesdrama, inklusive Lynchmord-Trick und Pyrotechnik, waberndem Gothic-Nebel und funkelndem Elfen-Wasserballett, voller Zitate aus Kultur- und Kinogeschichte, mit modernem Libretto und sarkastischem Satanskommentar. Der Bildmagier, der dieses spektakuläre Breitwand-Gesamtkunstwerk eronnen hat, verfolgt die finalen Proben von einem Regiezelt in der 7000-Zuschauer-Arena: ein bärtiger Mann mit Baseballkappe, Philipp Stölzl.

Heute hier, morgen dort, übermorgen fort und woanders: Nach der Premiere seiner „Freischütz“-Inszenierung, an der er vier Jahre gearbeitet hat, geht es sofort zurück nach Budapest, wo er seit April das Kino-Sequel „Der Medicus 2“ vorbereitet. Beginn der Dreharbeiten ist Mitte August. Und nach deren Abschluss steht gleich Wien auf dem Plan, wo er Anfang November mit „Liliom“ sein Burgtheater-Debüt gibt.

Unterwegs mit Deutschlands vielseitigstem Regisseur, der Madonna- und Rammstein-Videoclips genauso inszenierte wie den internationalen Kinohit „Der Medicus“, große Opern wie TV-Highlights, von „Winnetou“ bis zum „Schwarm“. Seine deutsche Erstaufführung des amerikanischen Bühnenerfolgs „Das Vermächtnis“ eröffnete vergangenes Jahr das Theaterfest. Eine siebenstündige Produktion des Münchner Residenztheaters von 2022, an dem er im März 2023 auch die Uraufführung des neuen Stücks der Bestsellerautorin Yasmina Reza besorgte. Ein gutes Jahr an der Seite von Philipp Stölzl, eines scheinbar rastlosen Künstlers, der in solch einer Zeitspanne drei, vier Regiearbeiten bewältigt – die meisten Regisseure schaffen eine in drei, vier Jahren.

Rückblende, Februar 2023. Vor dem düsteren Prospekt der Pandemie-Auswirkungen, mit denen Film- und Bühnenleute noch zu kämpfen haben, trifft Stölzl zudem ein persönlicher Schicksalsschlag. Sein Vater Christoph ist überraschend gestorben, zur Trauer über den Verlust kommen pragmatische Herausforderungen, Beerdigung organisieren inklusive eines schmiedeeisernen Kreuzes, das sich der Vater vom Sohn, der Bühnenbildner gelernt hat, testamentarisch wünschte. Zehn Tage nach dessen Tod hat Stölzl noch am 20. Januar die Premiere von „Der lange Schlaf“ am Hamburger Schauspielhaus absolviert, bereits im Februar beginnen die Proben für das Reza-Stück „James Brown trug Lockenwickler“ am Residenztheater. „Puh“, sagt der Multitasker, „kann dann gern mal wieder besser werden.“

Auch das Schauspiel selbst ist eine Herausforderung. „Zu fluffig“, sagt Stölzl, es gebe keine Dramaturgie. Das En-

semble mochte es nicht spielen, er selbst hatte abgewinkt, aber letztlich überredete ihn die Intendanz, und Reza persönlich wünschte sich ihn im Regiestuhl – wobei er darin selten sitzt, er ist fast immer in Bewegung, redet, gestikuliert.

Es ist ein Stück über Identität, spielt in einer psychiatrischen Klinik, in die ein Elternpaar seinen Sohn eingewiesen hat, der sich für Celine Dion hält, während dessen junger, weißer Mitpatient sich als einen Schwarzen betrachtet. Ein skurriler Tanz um die Fallgruben von Gender-Problematik und Rassismus. Stölzl wählt die Flucht nach vorn und lässt diese einfach in einem surrealen Bühnenbild verschwinden. Im Depot fand er das Requisit eines überlebensgroßen Saiblings, das schnitt er in zwei Teile, und jetzt schwebt vor weinroten und türkisen, David-Lynch-artigen Vorhängen von links der Kopf und von rechts der Schwanz des Riesenfisches über den Akteuren – wie in einem „Margritte-Raum“.

Stölzl ist nicht auf Konfrontation aus, er akzeptiert, dass sich die Autorin nicht wirklich äußern will zur Idee ihrer „Fantasie“ und entwirft also schlicht eine solche. Lässt sich dabei auf Rassismus-Seminare ein oder nimmt die Shitstorm-Ängste der jungen Akteure ernst und ist am Ende fast ein wenig überrascht, dass Yasmina Reza „glücklich“ ist über die Inszenierung, die Kritik größtenteils positiv und das Publikum überwiegend begeistert. Nein, im Rückblick ist er „schon stolz drauf“.

Danach widmet er sich wieder seinem Herzblut-Projekt, das im Moment aber massiv an ihm zehrt. Seit Stölzl 2014 mit „Frankenstein“ in Basel sein unjubilates Debüt als Theaterregisseur gab, wollte er Mary Shelleys frühromantischen Roman einmal „werkgetreu“ verfilmen – eben nicht fokussiert auf das Horrormoment wie alle bisherigen Adaptionen, sondern aus diesem „sehr schmerzlichen Blick einer Frau auf die Welt“ heraus. Es sollte eine Serie für Sky werden, er hatte selbst fünf Jahre die Drehbücher entwickelt, im Herbst 2023 sollte gedreht werden. Aber es geht nicht voran, er wird ständig vertriebt. Gefrustet steigt er wieder bei einer Operninszenierung ein, die er eigentlich an seinen Kompagnon Philipp Krenn abgetreten hat. Gemeinsam realisieren sie Antonín Dvořáks „Rusalka“ in Amsterdam. „Was für eine Freude“, resümiert er bei der Premiere Anfang Juni. Die währt nur kurz. Vier Wochen später folgt der Todesstoß für seinen „Frankenstein“. Sky verkündet das Aus für alle anstehenden Eigenproduktionen. „Ein Verlust, als wenn jemand Nahe gestorben ist“, sagt Stölzl.

Aber wenn Türen zugehen, öffnen sich andere. Die Produzenten von „Medicus 2“, die seit zehn Jahren versuchen, Stölzls Blockbuster fortzusetzen, werden wieder vorstellig. Er wollte das Sequel, das mehrmals schon vor Drehbeginn stand, nur als ausführender Produzent begleiten, nun können sie ihn doch überzeugen, auch wieder die Regie zu übernehmen.

November 2023. Schwimmende Meerjungfrauen, neonfarbene leuchtende Fische zwischen Felsen und Schlingpflanzen, eine Unterwasserlandschaft hinter einem Gazevlies, die sich wie in

einer Überblendung durch Lichteffekte über die reale Handlung im Vordergrund legt. Großer Bühnenzauber mit jahrhundertalten Theatertricks – Stölzl richtet in München „Andersens Erzählungen“ aus Basel neu ein. Dort lief das von ihm entwickelte Stück in einem Drei-Sparten-Haus, am Residenztheater müssen freie Künstler die Opersänger und Balletttänzer ersetzen. „Hier ist es eher ein Musical“, sagt Stölzl. Und das Orchester ist zu einer Kleinstcombo geschrumpft, die aber trotzdem zu laut ist, um die Darsteller gut hören zu können. Die Lösung: ein improvisierter Orchestergraben, die Bühne muss verkürzt, die Vorderfront abgesenkt werden. Was alles dauert. Als danach auch der Beleuchter etwas braucht, um das Licht neu einzurichten, sagt er prophylaktisch zum Regisseur: „Aber du hast ja Geduld.“ – „Das wird auf meinem Grabstein stehen: ‚Er hatte Geduld‘“, gibt der zurück.

Anfang 2024 widmet sich Stölzl dann noch (wieder mit Ko-Regisseur Krenn) Strauss' „Elektra“. Die Oper mit den Berliner Philharmonikern unter Kirill Petrenko feiert Ende März in Baden-Baden Premiere. Danach geht es gleich nach Budapest, um den „Medicus 2“-Dreh vorzubereiten.

Mai 2024. Es ist Montag Nachmittag, Stölzl ist gerade per Bahn aus Wien gekommen, das Wochenende hat er allerdings in London verbracht, Vertragsverhandlungen für eine Oper in Covent Garden 2026. Er empfängt in einer verwinkelten Dachgeschosswohnung, die die Produktion für ihn und seinen Second-Unit-Regisseur Arne Jysch, der auch die Storyboards zeichnet, gemietet hat. Es ist schwül, der hünenhafte Filmemacher, wie immer jovial und leger, trägt ockerfarbene Shorts und ein schwarzes Unterhemd. Ein Wohnzimmerstück mit Laptop, Drehbuch, diversen Blocks und Stiften, die Szenen im Skript werden für die Inszenierung in Einstellungen aufge-

löst. Stölzl skizziert mit großer Geste Orte und Figuren, Jysch zeichnet das Ganze dann auf seinem Tablet zu den Drehvorlagen.

„Medicus 2“ spielt überwiegend im London des Jahres 1043, wo der Titelheld nach seiner Rückkehr aus Persien gegen allerlei Anfeindungen seine Heilkunst propagieren will. Das Budget liegt bei bescheidenen 20 Millionen Euro, sechs weniger als vor zwölf Jahren beim ersten Teil. Tags darauf findet im Produktionsbüro eine Krisensitzung statt, die Kosten für das Produktionsdesign in Ungarn sind um fast das Doppelte gestiegen. „Das Pricing ist der Teil, den ich hasse am Filmemachen“, wird Stölzl später sagen. In seinem großen Zimmer sind um ihn sieben Mitarbeiter versammelt, die Streichmöglichkeiten diskutieren. Dazwischen hört man das Knacken, mit dem er Pistazien öffnet, während er auf den Kernen herumbeißt und versucht, verbindlich zu bleiben. Nach einer halben Stunde beendet er das Meeting, lobt die einzelnen Ideen, womit sich aber nur ein Teil reduzieren lässt. Er vereinbart eine Telefonkonferenz mit einem der Produzenten, 250.000 Euro lassen sich nicht wegsparen. „Ich möchte bei dem großen Set des mittelalterlichen Londons keine Abstriche machen, das muss atmosphärisch eindrucksvoll funktionieren, das ist unsere Hauptattraktion“, sagt Stölzl.

Der Regisseur ist einfach ein großer visueller Unterhalter (darauf reduziert zu werden, hasst er), als gelernter Bühnenbildner (das ist bei Oper und Theater auch zusätzlich bewerkstelligt) hat er die Optik immer im Blick. Er bemüht sich nicht nur, spektakuläre Bilder zu kreieren, sondern auch die Kameraeinstellungen möglichst variabel zu gestalten. Allerdings alles nach dem Prinzip „Form follows function“, keine „L'art pour l'art“. Trotz mancher Beharrlichkeiten bleibt er ein Pragmatiker, der sich lösungsorientiert verhält, schon weil er Kunst als kollaborative Sache versteht. „So das Rigorose, ich zieh mein Ding durch und Leichen pflastern meinen Weg, finde ich total scheiße“, sagt er.

Bleibt noch die Frage nach der generellen Leidenschaft. Warum tut der 57-Jährige sich diese immense Belastung an? Er sei kein Workaholic, sagt er sofort. „Das klingt so, als wäre man abhängig von der Arbeit. Das stimmt überhaupt nicht, ich bin ein total sozialer Typ und passionierter Familienmensch. Ich bin mit einer tollen Frau verheiratet, die als Produzentin meine Leidenschaft teilt, habe drei wunderbare Kinder, mit denen ich mich gerne wochenlang durch Kroatien treiben lasse.“ Zum großen Teil sind es die Stoffe, die einen unwiderstehlichen Reiz ausüben: „Wenn ich dann stehlich arbeite, habe ich das Gefühl, das ist meine Bestimmung.“

Ein großer, wenn nicht der größte Faktor ist das Echo, das er als Künstler erfährt, das Gefühl von gelebter Gemeinschaft. Das zielt sowohl auf das Mitarbeiter-Feedback während einer Produktion als auch auf die Publikumsresonanz später. Ein „menschliches Benefit“, das er genießt – im Wissen, dass es „ein Privileg ist, dass ich all das machen darf und dafür so viel Liebe zurückbekomme“.



Der Regisseur Philipp Stölzl
Foto Dominik Odenkirchen

LESERBRIEFE

Sachliche Analyse

POLITIK Zu „Ist links wirklich besser als rechts?“ von Jochen Buchsteiner (14. Juli):

Wirklich klasse! Ich freue mich, dass Sie dieses Thema aufgegriffen haben mit einer sehr sachlichen Analyse. Es brennt mir schon lange unter den Nägeln, dass „links“ nur gut ist und „rechts“ nur schlecht. Die Geschichte sagt etwas anderes. Bei all den Ideologen in unserem Land fehlt die Bereitschaft, über die eigene Position hinwegzuschauen. Insofern haben Sie ein wichtiges Thema sachlich angesprochen. Ingo Börner, Neuss

Autoritarismus

POLITIK Zu „Ist links wirklich besser als rechts?“ von Jochen Buchsteiner (14. Juli):

„Ist links wirklich besser als rechts?“, fragt Jochen Buchsteiner in seiner Ehrenrettung des Rechtsseins. Das Wort, das ihm fehlt, ist Autoritarismus: Ja, es gibt eine autoritäre Linke, die viele Opfer gefordert hat. Im Gegensatz zu rechten Ideologien, welche die Ungleichheit der Menschen kategorisch bejahen, rechtfertigen und aufrechterhalten wollen, sind sie aber nicht politisches Programm. Dass weder Stalin noch Pol Pot innerhalb des (linken) politischen Systems, in dem sie zur Macht kamen, links waren, sondern auch sie Linke mit autoritärer Gewalt auslöschten, fällt vom Lehnstuhl einer globalgeschichtlichen Gegenrechnung linker und rechte Gewalt wohl nicht auf. Wohin dieser Weg führt, hat bereits Ernst Noltes ideologischer Rückzug nach Rechtsaußen nach dem Historikerstreit illustriert. Auch stellt sich die Frage, bis zu welchem „gewissen Grad“ Buchsteiner verstehen kann, „wenn im Geburtsland des Holocausts der Gefahr von Rechts ein Sonderplatz eingeräumt wird“ – im Rest des Textes argumentiert er gegen diese Sonderrolle, ohne ein Verantwortungsgefühl für die deutsche Geschichte erkennen zu lassen.

Oliver Lorenz, Wuppertal

Linker Zeitgeist

POLITIK Zu „Ist links wirklich besser als rechts?“ von Jochen Buchsteiner (14. Juli):

Vielen Dank für den wunderbaren Artikel. Es wird tatsächlich Zeit, sich von der Gleichung „links = gut“ zu trennen, die offensichtlich dem Zeitgeist entspricht. Ich dachte nach dem Zusammenbruch der DDR 1989, das Thema Kommunismus sei für mindestens fünfzig Jahre begraben, doch schon nach zwei Jahrzehnten waberte der kommunistische Geist wieder durch Europa. Da wird nicht gegen Rechtsextremismus, sondern gegen „rechts“ demonstriert, da skandieren im Wohlstand aufgewachsene Jugendliche „climate change is system change“. Die positivistische Einstellung zu „linker Politik“ scheint der neue Generationskonflikt in bürgerlichen Familien zu sein. Insofern ist der Artikel ein echter Beitrag zur Stärkung der Demokratie, sinnvoller als alle Demonstrationen „gegen rechts“. Prof. Dr. Jens Oeken, Leipzig

Urlaubsatmosphäre

WIRTSCHAFT Zu „Was läuft noch in der Innenstadt?“ von Stefanie Diemand (30. Juni):

Jetzt ist mir noch klarer, warum Deutsche so unglaublich gerne in Urlaub fahren, weg von zu Hause. Natürlich als Rädchen im Getriebe der Tourismusindustrie, damit man dazugehört. Aber auch, weil im Süden oder in vielen Ländern die Städte oder Städtchen noch Geschäfte haben, in denen man gerne einkauft, nicht nur irgendwelche Ketten, Supermärkte, sondern kleine Boutiques, kleine Esswarenläden, Lebensmittelläden, Feinkostläden, Metzger, Fischgeschäft, Brotladen. Das macht halt auch Atmosphäre aus. Brigitte von Stebut, Baden-Baden

Leserbriefredaktion
der Frankfurter Allgemeinen
Sonntagszeitung,
60267 Frankfurt/Main.
E-Mail-Adresse:
sonntagszeitung.leserbriefe@faz.de

Um möglichst viele Leserbriefveröffentlichungen zu ermöglichen, sind wir häufig gezwungen, sie zu kürzen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.

Ein Schabbat im Krieg

Berdytschiw ist eine ukrainische Kleinstadt, die in Europa und im Jetzt vergessen ist. Und das, obwohl die europäische Kultur hier früher ein- und ausging. Ein Besuch.

Von Anna Prizkau

Zuerst wurden die Kräftigen erschossen. Die jungen Männer, die hätten fliehen können. „960 Sowjetbürger“. Das steht auf einem Granit-Gedenkstein. Es ist eine Lüge. Denn die 960 wurden nicht erschossen, weil sie Sowjets waren. Sie wurden hingerichtet, weil sie Juden waren.

Der Mann, der ihrer an dem Stein gedenken wollte, zischt jetzt zwei schrille „Achs“ aus seinen Lippen, zieht die Mundwinkel Richtung Augenbrauen. Lacht laut und hoch. „Der Stern! Der Stern!“, ruft er, verschluckt sich fast vor Lachen.

Was für ein Stern?

„Der Sowjetstern! Der ist weg! Im letzten Monat war der noch da. Moment! Ich brauche einen Moment“, sagt er und holt sein Telefon. Tippt. Telefoniert. Tippt noch einmal.

Vier Straßenhunde machen währenddessen neben dem Stein eine Art Straßenhunde-Swingerparty. Nichts passt zusammen an diesem Ort des deutschen Massenmordens in der Ukraine.

„Ich weiß es jetzt“, sagt dieser Mann am Stein. Er heißt Hennadij Kysljuk. Ist Vorsitzender der Chabad-Gemeinde von Berdytschiw, 57 Jahre alt. Trägt Dunkelblau von Kopf bis Fuß: Baseballcap, Jeans, Hoodie, Barbourjacke. Sieht glücklich aus.

Warum? Was weiß er jetzt?

„Der Stein trug letzten Monat noch einen Sowjetstern in der Mitte. Eine Kommission der Stadt hat nun beschlossen, den Stern vom Stein zu nehmen. Und irgendwer hat ihn so sauber abgekratzt, dass das Denkmal nicht beschädigt wurde. Gott, seit 2022 wollte ich, dass man den Stern entfernt“, sagt Kysljuk, sieht plötzlich müde aus, erschöpft vom Glückseligen.

Hennadij Kysljuk hasst alles Kommunistische. Will aber auch verhindern, dass die Gedenkorte der Toten von Berdytschiw beschädigt werden – aus Hass auf alles Kommunistische, aus Hass auf alles Russische. Das ist die Aufgabe, die Arbeit Kysljuks. Er kümmert sich um die erschossenen Juden seiner Stadt. Er lässt und ließ Gedenktafeln errichten und umschreiben; vom Russischen ins Ukrainische und ins Hebräische, lässt und ließ die ermordeten „Sowjetbürger“ auf Inschriften zu „Juden“ werden. Aber er kümmert sich auch um die Lebenden. Muss deshalb jetzt in seine Synagoge. Denn es ist Freitag, und bald beginnt der Schabbat. Und jeden Freitagabend essen alle gemeinsam in der Synagoge. Die blonde, junge, schöne Ira kocht. Doch Ira ist nicht jüdisch. Darf nicht den Herd anzünden, die Eier nicht aufschlagen. Das macht nun Iras Chef. Dann kann sie übernehmen. Dann bleibt das Essen koscher.

Für wie viele kocht denn Ira heute?

„Für 35“, sagt die Blonde.

Nur 35?

„Ja, wir haben hier ungefähr 300 Juden in der Stadt, nur sind nicht alle Mitglieder, nicht alle gehen in die Synagoge. Sie wissen schon, Ende des 19. Jahrhunderts waren hier 40.000, 80 Prozent der Einwohner Berdytschiws, Juden“, sagt Iras Chef. Erzählt vom Zweiten Weltkrieg und dann vom neuen Krieg gegen die Ukraine. Der brachte der Gemeinde neue Juden, doch weniger, als er ihr nahm. Ungefähr 40 Frauen, Kinder, Alte sind geflohen. Zehn neue Juden sind dazugekommen.

Wo kamen sie denn her? Warum, weshalb?

„Weil's umsonst Essen gibt“, sagt Kysljuk, lacht wieder und schlägt das letzte, das achte Ei auf. „Für unsere Mayonnaise“, erklärt die schöne Ira und danach viel zu ausführlich ihr Rezept.

Berdytschiw liegt knapp 200 Kilometer von Kiew entfernt. Ist eine Stadt, die in Europa und im Jetzt kaum jemand kennt. Obwohl im Damals die europäische Kultur hier ein- und ausging: Scholem Alejchem, Joseph Conrad, Honoré de Balzac, Wassili Grossman und andere, viele. Bis Deutsche kamen. Und alles töteten, vielleicht 14.000, vielleicht auch 20.000 Juden töteten. Holocaust durch Kugeln – so nennt man das, was Nazi-Deutschland in der Ukraine tat.

Trotzdem ist in Berdytschiw alles seltsam leicht, seltsam lebendig. Und überhaupt sehr seltsam. Bis jetzt traf keine russische Rakete, keine Drohne diese Stadt. „Ja, ja, ja, den Krieg merkt man hier kaum. Merkt ihn nur an den Tagen, an denen sie unsere Jungs nach Hause bringen“, sagt Kysljuk. Meint die Gefallenen, meint die Beerdigungen.



Der jüdische Friedhof im ukrainischen Berdytschiw

Foto Matthias Lüdecke

Und schon stehen wir an einem Grab – dem Grab von Levi Jizchak, des Zaddiks von Berdytschiw. Für die Chassiden auf der ganzen Welt ist das ein großer Ort. Der Zaddik ist ein großer Mann für sie. Ist einer der Begründer des Chassidismus. Früher, vorm dunklen Februar 2022, vor dem neuen Krieg, pilgerten 100.000 Juden jedes Jahr zum toten Zaddik – in diese kleine Stadt von 70.000 Einwohnern. Jetzt sind es weniger. Aber sie kommen noch. Das sieht man an den vielen Blättern auf dem Grab: Briefe und Wünsche an den Wunderrabbi. Dessen letzte Stätte liegt in einem kleinen Häuschen und ist umzäunt von Spanholz: billige Bauhausplatten, zwei Meter hoch.

Warum muss das denn sein?

Hennadij Kysljuk zieht wieder seine Lippen Richtung Augenbrauen: „Na ja, die Nachman-Juden: Es sind sehr gute Leute, ich will nichts Schlechtes sagen ... aber ... sie wollen dem Zaddik immer sehr, sehr nah sein, wollen ihn fühlen.“

Wie fühlen?

„Sie schmeißen sich auf dieses Grab. Aber die Steine sind aus dem 19. Jahrhundert. Sie halten nicht die vielen Menschen aus, deshalb das Holz und unsere kleine Mauer.“ Er lacht schon wieder laut und hoch. Sagt: „Gehen wir?“

Ja. Und es geht weiter durch die Stadt. Weiter zum Haus Wassili Grossmans. Ganz pfirsichfarben steht es da. Vor einem braunen Sumpf, der einmal eine Straße war. „Das ist der ukrainische Blaulochkanal, wie bei Kishon, wo ein Verrückter die Allenby Street umgräbt, um-

gräbt und umgräbt. Ist unsere ewige Baustelle! Vorsicht mit Ihren Schuhen“, sagt der Chabad-Mann wieder mit seinem lauten, hohen Lachen. Wird dann aber auf einmal anders – ernst. Setzt seine Basecap ab und streichelt über seine weißen dichten Igelhaare. Fragt: „Haben Sie Grossmans ‚Leben und Schicksal‘ eigentlich gelesen? Den Brief der Mutter? Das Herz zerspringt dabei, nicht wahr?“

Ja und sehr wahr. Wassili Grossman, der Schriftsteller, dessen große, erschüt-

ternde Poetik die Kommunisten töten wollten, dessen großen, erschütternden Roman sie konfiszierten, kam 1905 in Berdytschiw zur Welt. Er zog zum Studium nach Moskau. Lies seine Mutter in der Stadt zurück. Sie wurde, wie alle Juden Berdytschiws, zuerst ins Ghetto deportiert. Danach erschossen. Der Mutterbrief in „Leben und Schicksal“, in dem der Sohn, der Schriftsteller, fiktiv und in der Ich-Form vom Leid seiner Mutter im Ghetto schreibt, kratzt jeden

Leser in der Seele – jeden Leser, der eine Seele hat.

„Zum Ort, dem echten Ort ihrer Erschießung kommen wir leider nicht. Die Felder sind heute überflutet“, sagt der Chabad-Mann der jetzt endgültig ein ganz anderer ist, als ob auf dieser Fahrt der lachende Hennadij Kysljuk ausgestiegen wäre und sich an seiner Stelle ein erster Doppelgänger ans Steuer gesetzt hätte. Dann sagt er: „Es geht nicht, denn gestern Nacht, denn heute früh fiel harter Regen.“ Trotzdem versucht der neue alte Chabad-Mann hineinzufahren. Das Auto aber sinkt langsam ein. Bevor es ganz versinkt, drehen wir um. Vor uns eine unendlich weite Wiese, die nicht nach Tod aussieht, zu grün ist sie, zu saftig: satt.

„Die gute Nachricht ist, dass keiner mehr hier gräbt“, sagt Kysljuk.

Aber wer grub denn hier? Warum?

„Sicher keine Juden! Sie haben hier nach Gold gesucht. Haben es regelmäßig nachts getan. Doch jetzt nicht mehr“, sagt er und zeigt auf seinem Smartphone Bilder. Zuerst Bilder von aufgewühlter Erde. Dann kommen andere. Schlimme. Kysljuk entschuldigt sich sofort: „Verzeihen Sie, die Knochen wollte ich Ihnen wirklich jetzt nicht zeigen.“

Zu spät! Aber seit wann graben sie nicht mehr?

„Seit 2022.“

Und woran liegt es, dass sie die Toten tot sein lassen? Ist es der neue Krieg? Die neue Barbarei der Russen in der Ukraine? Die Ausgangssperre?

„Schon eher liegt es daran, dass wir damals ein Auto aufgenommen haben. Mit einer Überwachungskamera. Mit Kennzeichen und allem. Der Fahrer wurde vorgeladen, hatte angeblich eine Panne, sagte er. Seltsamerweise hatte er die nicht auf der Straße, sondern 500 Meter weit weg von der Straße! Direkt auf dem Feld der Erschossenen!“

Und wurde er verklagt? Verurteilt?

„Nein, man konnte ihm nichts nachweisen. Doch sein Verhör, das hat wahrscheinlich alle anderen abgeschreckt. Gut, oder?“, sagt Kysljuk und fragt: „Was jetzt?“

Jetzt, bitte, zu Balzac! Denn der, da war er schon berühmt, todkrank und fett, hat hier geheiratet. Obwohl Balzac die Stadt nicht wirklich mochte, was man in seinem unvollendeten Reisebericht „Lettre sur Kiew“ lesen kann. Berdytschiw sieht Balzac da so: „sauber wie ein Schweinekoben“, in dem die Häuser „Polka tanzen: Sie neigen sich zu allen Seiten“. Und: „Dieses Judenlager war voller Juden.“ Balzacs Antisemitismus wird heftiger und heftiger. „Der Jude herrscht, obwohl er nicht regiert, so viel ist sicher“, schreibt der Franzose, schreibt vorher auch noch von der „Habgier“ aller Juden und schreibt in allen alten, aktuellen Judenhassklischees.

„Das hat er echt geschrieben?“, sagt Kysljuk.

Ja! Doch dass jetzt in der Ukraine ein Jude die Regierung führt – das widerlegt Balzac, das widerlegt den Antisemitismus, oder?

„Wolodymyr Selenskyj macht alles schon ganz richtig“, sagt Kysljuk im Auto, unterwegs zu der Kirche von Balzac. Sagt dann: „Die Frage ‚jüdisch oder nicht?‘ ist keine Frage. Noch nicht. Denn alle echten Fragen werden später kommen. Danach. Sie wissen, die Juden waren und sind immer schuld an allem. Verstehen Sie's nicht falsch: Ich habe keine Angst, aber ich glaube, es wird passieren.“

Was?

„Nun, wenn die Jungs zurückkommen, kommen sie kaputt zurück. Was sie erlebt, gesehen haben, sollte kein Mensch erleben, sehen. Dann wird es losgehen mit dem ‚Wo warst du?‘, dem ‚Und was hast du gemacht?‘. Aber das wird nicht nur die Juden treffen, es wird alle treffen. Und das wird anstrengend und schwer“, sagt jetzt das Double des Gemeinde-Chefs. Parkt müheles und leicht in einer engen Lücke auf der Evropeiska Straße ein.

Dann steht er schon vor der graurosa-farbenen St. Barbara, der Kirche, in der Honoré de Balzac 1850 Hochzeit mit seiner Ewelina Hańska feierte. Kysljuk trägt jetzt ein saures Gesicht, hat seine Augenbrauen zusammengezogen, als säße er beim Zahnarzt. Nein, nicht wegen der Hasssätze von Honoré de Balzac, bis jetzt kannte Kysljuk sie ja nicht mal. Warum denn dann?

„Kirchen sind nicht so meine Sache. Sie wissen schon, da gehen die anderen Leute hin“, sagt er. Erzählt dann aber, dass er selbst regelmäßig hier hinging. Als Kind. Als diese Kirche keine Kirche war, sondern eine Sowjet-Sporthalle. Hennadij Kysljuk hatte hier viele Jahre Unterricht. Und so ist alles klar: Katholizismus zusammen mit Kommunismus machen die Miene von Kysljuk so säuerlich. Aber nur kurz. Ein paar Minuten später, vor seinem Auto, lächelt er schon wieder, wieder mit den Mundwinkeln zu den Augenbrauen gezogen. „Ich fahre Sie zum Bahnhof“, sagt er und dann: „Wollen Sie noch was wissen?“

Danke und ja: Wann endlich wird denn alles gut für Juden werden?

„Wenn der *Meschiach* kommt“, sagt Kysljuk jetzt halb auf Jiddisch. Ist wieder ganz der alte Kysljuk – lacht laut und hoch. Und fährt zur Synagoge.

Und dann? Was bleibt? Auf den Messias warten? Ja. Doch vorm Messias kommt der Bus. Zurück nach Kiew. Am Bahnhof, am Tor zur Wartehalle, liegt etwas Dreieckiges, ein grauer Klumpen Fell. Könnte zu einem Bologneser werden, wenn man ihn waschen würde. Der schmutzige und kleine Hund schläft tief. Heißt er Tobik? Wie dieser Straßenhund in Grossmans Mutterbrief? Er tröstet sie am Tag vor ihrer Deportation.

Tobik? Heißt du Tobik?

Der Hund schläft weiter, regt sich nicht.

„Los, los, nach Kiew!“, ruft jetzt der hohe, magere Busfahrer, und seine Stimme weckt das Tier. Es streckt sich träge, läuft langsam weg. Vielleicht in Richtung Synagoge. Und ein Schabbat im Krieg beginnt.



Dann steht er schon vor der graurosa-farbenen St. Barbara, der Kirche, in der Honoré de Balzac 1850 Hochzeit mit seiner Ewelina Hańska feierte.

Foto Mauritius



Freiluftberge mit Tausenden Stellplätzen und festen Unterkünften, mit Pool-Landschaften und Aquaparks, Animation und Kinderbetreuung, Boutiquen und Sterne-Restaurants geworden. Und natürlich mit dem breiten Strand, dessen Sand so fein ist wie Mehl und der so unerhört sacht ins Wasser abfällt. Kaum jemand geht heute noch campen wie früher, auch wenn es den Platz fürs Zweimannzelt für kaum 20 Euro pro Nacht in der Nebensaison immer noch gibt. Stattdessen fährt das wohlhabende Campingvolk mit Monsterwohnmobilen vor, die so viel kosten wie ein Eigenheim auf dem Land. Oder die Leute entscheiden sich gleich fürs Glamping – im vollausgestatteten Bungalow der Luxusklasse mit Stellplatz fürs Auto und bunt blühendem Vorgärtchen, wo die Nacht in der Hochsaison bis zu 500 Euro kosten kann.

Marcello Enzo, Pionier des Fünfsterne-Campings in Cavallino, ist inzwischen 85 Jahre alt. Das Tagesgeschäft bei „Enzo Stella Maris“ hat er längst an seine Söhne Mattia und Michele übertragen, aber er kommt noch immer gerne heraus an den Strand und schaut nach dem Rechten. Die Italiener hätten sich, seit den Anfängen des Massentourismus in den Fünfzigerjahren, mit wachsendem Wohlstand vom Zimmerchen in der bescheidenen Familienpension über das Apartment für den Selbstversorger bis zum Hotel mit Meerblick und Frühstück oder Halbpension hochgearbeitet, sagt Enzo.

Seine Klientel aus Deutschland und Österreich habe seit den Zeiten des Wirtschaftswunders einen parallelen Aufstieg absolviert: vom Zelt über den kleinen Wohnwagen und das geräumigere Wohnmobil bis zum üppigen Bungalow. „Alle haben den Komfort erhöht und zugleich am jeweils eigenen Urlaubsmodell festgehalten“, sagt Enzo. Die Italiener gehen nach einem langen Tag am Strand abends aus, in die

Italienische Angelegenheit: Eisverkäufer am Strand von Cavallino
Foto Insa Hagemann & Stefan Finger

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Die schönsten Tage im Jahr

Overtourismus? Kein Problem in Cavallino, Europas Camping-Kapitale bei Venedig. Ein Besuch, ehe die deutschsprechenden Massen da sind.

Von Matthias Rüb

Endlich sind die Tage schön warm geworden. Und endlich scheint zuverlässig die Sonne am Litorale del Cavallino. Am frühen Morgen ist der breite Strand noch fast menschenleer. Die Jogger und die Flaneure mit ihren Hunden kommen sich nicht in die Quere. Traktoren sieben Strandgut und Abfall vom Vortag aus dem feinen Sand. Still breitet sich das Meer bis zum verschwommenen Horizont aus, auf dem seichten Wasser kräuseln sich ein paar Wellen. Die Möwen kreischen um die Wette.

Der Juli hat begonnen, wie es sich gehört für einen Sommermonat an der Oberen Adria. Aber Mai und Juni waren in Norditalien in diesem Jahr so nass und kühl wie seit vielen Jahren nicht. Es gab dreißig Prozent mehr Niederschlag als gewöhnlich. Die Temperaturen waren überwiegend ungemütlich, von früher Hitze keine Spur. Die Landwirte vom Piemont über die Lombardei bis nach Venetien und Friaul haben sich über den vielen Regen und die kühle Frische im Frühjahr gefreut. Nach der Dürre im vergangenen Jahr und auch im Jahr davor sind die Aquifere wieder gut gefüllt. Aber dem Fremdenverkehr im Norden Italiens hat es die Vorsaison ziemlich verhägelt.

Darüber klagt auch Francesco Bertoni. Es hat wegen des miesen Wetters manche Stornierung gegeben, und einige Gäste sind vorzeitig abgereist. Dennoch schaut er mit viel Zuversicht auf die Saison, die jetzt auf ihren Höhepunkt zusteuert. Bertoni betreibt den Campingplatz „Ca' Bertoni Village“, gelegen am westlichen Ende des gut 25 Kilometer langen Sandstrands, der sich auf der schmalen Halbinsel – eigentlich eine langgezogene Landzunge – von Cortellazzo bis nach Punta Sabbioni erstreckt. Von dort, am äußersten westlichen Zipfel des Litorale del Cavallino, ist es nur noch ein Katzensprung nach Venedig. Mit dem Vaporetto dauert es

kaum eine halbe Stunde bis zum Markusplatz.

Francesco Bertoni ist Präsident des Verbandes der Campingplatzbetreiber von Cavallino-Treporti. Zu seinem Job gehört es, die einschlägigen Tourismusmessen im europäischen Ausland zu besuchen, namentlich in Deutschland und Österreich. Und von dort ist er dieses Jahr – wie schon 2023 – voller Optimismus zurückgekehrt. Denn aus diesen beiden Ländern kommen mit Abstand die meisten Urlaubsgäste, die in Cavallino ihre „schönsten Tage des Jahres“ verbringen. Und sie kommen auch dieses Jahr wieder in stabil wachsender, mutmaßlich rekordhoher Zahl, wie die Buchungslage zeigt.

Eine Quote von 60 bis 70 Prozent Stammgästen, davon neun von zehn aus dem deutschsprachigen Raum, ist der Traum eines jeden Vermarketers im Fremdenverkehrsgeschäft. Statt sich mit teuren Kampagnen in allen möglichen Weltgegenden auf der Suche nach neuer Kundschaft zu verzetteln, können die Marketingleute der Campingplatzbetreiber von Cavallino mit überschaubarem Einsatz bei kleineren Messen in Stuttgart und München, in Wien und Klagenfurt alte Freundschaften pflegen. Dass das seit Jahr und Tag gelingt, zeigen gerade in der Hochsaison die herzerwärmenden Berichte der Lokalpresse und der deutschsprachigen Gratisblätter: Wieder hat diese Familie aus dem Schwäbischen oder jene aus Kärnten über fünf Jahrzehnte und zwei Generationen hinweg Cavallino die Urlaubsstreue gehalten.

Die Pandemie hat den Campingboom, der schon lange vor dem historischen Einschnitt der Lockdowns eingesetzt hatte, zusätzlich beflügelt. Das „social distancing“ ist den Leuten offenbar so tief in die Knochen gefahren, dass viele noch heute lieber zu zweit im Camper sitzen oder mit der Familie vor dem Wohnwagen grillen, als sich

in ein Hotelzimmer zu quetschen und sich mit anderen Pauschaltouristen am Buffet zu drängeln. Außerdem muss sich die oft beträchtliche Investition in ein Wohnmobil über die folgenden Jahre auszahlen.

38 Campingplätze und Touristendörfer gibt es in Cavallino. In der Stadt leben übers Jahr rund 13.000 Menschen. Im August halten sich dort zehnmal so viele Leute auf. Der Name Cavallino dürfte den meisten Italienern kaum etwas sagen, weniger als Rimini jedenfalls. Der „Teutonengrill“, erster Sehnsuchtsort im Belpaese für die deutschen Sommerfrischler der Wirtschaftswunderjahre, ist bis heute der Inbegriff für den Massentourismus an der Adria. Doch im vergangenen Jahr hat Cavallino erstmals mehr Übernachtungen registriert als Rimini: gut 6,8 Millionen gegenüber 6,7 Millionen. Damit war Cavallino 2023 die Badedestination mit den meisten Übernachtungen in ganz Italien. Diesen Spitzenposten dürfte die Stadt in diesem Jahr verteidigen und sogar ausbauen, sehr zur Freude von Campingplatzbetreiber und Verbandspräsident Bertoni. In der Rangliste sämtlicher Touristenziele Italiens lag Cavallino im vergangenen Jahr auf Rang fünf – nach Städten mit klangvollen Namen wie Rom, Venedig, Mailand und Florenz. Doch Klagen über Overtourismus gibt es in Cavallino kaum, anders als im nahe gelegenen Venedig. Dort hat der Bürgermeister mit einer Ticketpflicht für Tagesbesucher an Wochenenden von April bis Mitte Juli die Besucherflut einzudämmen oder wenigstens gleichmäßiger über die ganze Woche zu verteilen versucht. Am Litorale del Cavallino freut sich dagegen alle Welt auch in der Hauptreisezeit über den neuerlichen Wachstumsschub im Fremdenverkehr, denn der ist neben der Landwirtschaft der wichtigste Wirtschaftszweig der Region.

Jesolo ist die Nachbarstadt des europäischen Campingmekkas Cavallino. Jesolo hat doppelt so viele Einwohner wie Cavallino – und dazu 350 Hotels. Es sind Betonwürfel aller erdenklichen Baustile und -epochen. Die teureren Unterkünfte stehen aufgereiht am Lungomare, mit Blick aufs Meer und den Sandstrand. Günstigere Übernachtungsangebote sind über das gesamte Stadtgebiet verstreut. Jesolo ist die etwas verkleinerte Version von Rimini.

Und das Gegenstück zu Cavallino. Die ersten Campingplätze dort entstanden Mitte der Fünfzigerjahre. Die Landwirte wiesen ein paar Pfirsichaine und Gemüsegelder als Zeltplätze aus, verlegten Leitungen für Süßwasserleitungen und stellten Toilettenhäuschen auf. Weil der Bebauungsplan – anders als in Jesolo – keine Hotelanlagen mit vielen Stockwerken erlaubte, ging man in Cavallino mit den Campingplätzen in die Breite. Platz war auf der dünn besiedelten Landzunge genug da.

Sieben Jahrzehnte später ist aus Cavallinos spartanischen Anlagen für den Billigurlaub mit Luftmatratze, Schlafsack und Gaskocher eine gigantische

WOTEL
LOUIS C. JACOB
HAMBURG · ELBEHÖHE

5-Sterne Komfort an der Elbe

Erleben Sie Hamburg neu im Louis C. Jacob!

ab 142 €* p./Nacht im DZ inkl. Frühstück
hotel-jacob.de

STRAUBINGER
GRAND HOTEL · BAD GASTEIN

Pure Eleganz und Wohlbefinden

Schwimmen Sie im Grandhotel über den Dächern von Bad Gastein!

ab 150 €* p./Nacht im DZ inkl. Frühstück
travelcharme.com

AROSA
Kitzbühel

Schlafen im Schlosshotel

Das A-ROSA Kitzbühel erwartet Sie mit höchstem Wellnessgenuss!

ab 189 €* p./Nacht im DZ inkl. Halbpension
arosahotels.de

AROSA
Kitzbühel

* Preisbeispiel Juli 2024 pro Person im Doppelzimmer inkl. Frühstück (im A-ROSA inkl. Halbpension), auf Anfrage und nach Verfügbarkeit. Nur gültig für Neubuchungen, zzgl. Einzelzimmer-, Wochenend- und Feiertagsaufschlägen. Einzelne Reisedaten ausgeschlossen. | DSR Hotel Holding GmbH · Lange Straße 1a · 18055 Rostock

Nach dem Sicherheitscheck waren die Passagiere plötzlich weg. Gerade noch hatte ein Mitarbeiter des Mobilitätsdienstes das Ehepaar aus der Maschine geholt, die am frühen Morgen am Münchner Flughafen gelandet war. Er hatte die beiden etwas nervös wirkenden Leute nach ihrem Befinden gefragt, sie mitsamt ihren in Tüten und Taschen verstaute Mitbringseln an der Schlange vorbei zur Passkontrolle gelotst und dann mit einem Elektrowägelchen über die langen Gänge Richtung Weiterflug in die USA chauffiert. Doch kaum hatten sie ihr Handgepäck nach dem Scannen wieder vom Laufband gefischt, entschwand sie eilig und grußlos zwischen den Regalen des Duty-Free-Shops. Kein Begleitservice mehr nötig.

Philip Brendel kennt solche Szenen zur Genüge. Er ist Betriebsleiter der Aicher Group. Das Unternehmen unterstützt im Auftrag des Münchner Flughafens dort Reisende, die in ihrer Beweglichkeit eingeschränkt sind oder eine Behinderung haben. In der gesamten EU haben sie einen Anspruch darauf, dass diese Hilfe im Interesse der sozialen Integration ohne zusätzliche Kosten gewährt wird. So weit, so einleuchtend. „Vor allem bei Umstiegen in die USA haben meine Leute es aber häufig mit Angehörigen von Auswanderern zu tun, die wohl wegen der Sprache unsicher sind, ob sie sich allein zurechtfinden,“ erzählt Brendel. „Wenn sie dann nach der Sicherheitskontrolle sehen, wo es langgeht, ist die Beeinträchtigung wie weggefallen.“

Gerade bei älteren Menschen könnte man noch von Grenzfällen sprechen und ein Auge zudrücken. Jegliches Verständnis fehlt Brendel aber für eine andere Klientel: „Die werfen ihr Gepäck auf den Rollstuhl und gehen nebenher.“ Solcher Missbrauch frustrierte seine Leute, die wirklich hilfsbedürftige Menschen unterstützen wollten. Obendrein kommt er, wenn er um sich greift, alle Fluggäste zunehmend teuer zu stehen.

Denn natürlich gibt es den Service nicht gratis. Aicher und alle anderen Dienstleister an europäischen Flughäfen stellen die Kosten dafür den Airport-Betreibern in Rechnung. Die geben sie im Paket der Flughafenentgelte an die Airlines weiter. Und die schlagen sie auf die Ticketpreise um.

Als erster Europäer hatte sich im Sommer 2022 John Holland-Kaye, der damalige Chef des Flughafens London Heathrow, öffentlich über die Unart mancher Passagiere geäußert, sich mittels vorgeplatteter körperlicher Beschwerden Vorteile zu erschleichen. Insbesondere das Priority Boarding, also vor allen anderen ins Flugzeug zu gelangen, scheint ein großer Anreiz zu sein. Vorausgegangen waren Beschwerden von Behindertenorganisationen über lange Wartezeiten und eine völlig unzureichende Servicequalität an Europas größtem Airport. Sie forderten strengere Richtlinien und Bußgelder für Flughäfen, die Menschen mit Mobilitätseinschränkungen diskriminierten. Die Nachfrage nach Rollstühlen sei im Vergleich zur Vor-Corona-Zeit bedeutend gestiegen, rechtfertigte sich Holland-Kaye. „Zum Teil, weil Menschen versuchen, die Rollstuhlunterstützung dafür zu nutzen, besonders schnell durch den Flughafen zu gelangen. Das ist ein absolut falsches Verhalten. Bitte machen Sie das nicht. Wir müssen den Service für die Menschen sicherstellen, die am meisten auf Hilfe angewiesen sind.“ Holland-Kaye machte einen Trend auf der Social-Media-App Tiktok für den Missbrauch verantwortlich. Dort würden Videos mit solchem Fehlverhalten viral gehen, sagte er.

Der CEO wurde im Jahr darauf ersetzt, ohne dass das Problem behoben war. In den USA, wo Menschen mit Mobilitätseinschränkungen bereits seit den Achtzigerjahren ein Recht auf Unterstützung haben, gibt es inzwischen sogar einen Namen für das Phä-



Illustration: Andreas Klammert

Im Rollstuhl aufs Rollfeld

Mobilitätsdienste an Flughäfen ermöglichen barrierefreies Reisen. Das macht die Bahn frei für Missbrauch, den sogenannten „Jetway Jesus“ – und die Flugpreise für alle teurer.

nomen der wundersamen Heilung an Bord. „Jetway Jesus“, also der Jesus der Fluggastbrücke, entbinde die Passagiere dort von all ihren Gebrechen. Kürzlich platze Barry Biffle, dem Chef der US-Billigfluglinie Frontier, der Krage. „Wenn jemand sein Auto auf einen Behindertenparkplatz stellt, dann wird es abgeschleppt, und derjenige bekommt eine Strafe. Man sollte dasselbe mit Leuten machen, die diese Dienste missbrauchen.“ Schließlich kostete ihre In-

sprache die Airline jeweils zwischen 30 und 35 Dollar. Laut dem Nachrichtensender CNBC erzählte dort von all ihren Gebrechen. Kürzlich platze Barry Biffle, dem Chef der US-Billigfluglinie Frontier, der Krage. „Wenn jemand sein Auto auf einen Behindertenparkplatz stellt, dann wird es abgeschleppt, und derjenige bekommt eine Strafe. Man sollte dasselbe mit Leuten machen, die diese Dienste missbrauchen.“ Schließlich kostete ihre In-

Bei Frontier „lohnt“ sich das Priority Boarding besonders. Die Fluglinie vergibt nämlich keine Sitzplätze. Ähnlich bei der Low-Cost-Linie Southwest Airlines, wo sich ebenfalls viele Passagiere in die Kabine kutschieren lassen.

Unbestritten ist, dass auch an europäischen Flughäfen die Nachfrage nach Mobility Services zunimmt. Das bestätigen auf Anfrage der Bundesverband der Deutschen Luftverkehrswirtschaft (BDL) sowie die Fluggesellschaften

Lufthansa, deren Tochter Eurowings sowie Air Austria und Brussels Airlines. „Allein am größten deutschen Flughafen in Frankfurt nehmen im Schnitt täglich rund 2500 Menschen diese Services in Anspruch, an Spitzentagen können es bis zu 5000 sein“, so eine BDL-Sprecherin.

Der Bedarf wird zwar bei den Fluggesellschaften angemeldet, und zwar am besten bereits bei der Buchung, spätestens aber 48 Stunden vor Abflug. Allerdings sind in Europa seit 2008

nicht mehr die Fluggesellschaften in der Verantwortung, sondern die Flughafenbetreiber.

Am Frankfurter Flughafen zählte man im vergangenen Jahr 954.836 Betreuungsfälle. Das entspricht einem Anteil von 1,6 Prozent an den Gesamtpassagieren, so ein Sprecher der Betreibergesellschaft Fraport. Vor zehn Jahren lag der Anteil noch bei etwa 1,2 Prozent. 2024 rechnet man mit einer leichten Steigerung auf über eine Million Betreuungsfälle und langfristig aufgrund der demographischen Entwicklung und des geplanten Verkehrswachstums mit zusätzlichem Bedarf.

Die Betreuung übernehmen in Frankfurt insgesamt 800 Beschäftigte der Fracare-Services GmbH, eines Tochterunternehmens von Fraport und Lufthansa. 2023 berechnete die Flughafengesellschaft den Airlines für jeden der insgesamt etwa 30 Millionen abfliegenden Passagiere 1,66 Euro für die Mobilitätsdienste. Macht rund 50 Millionen Euro. Dieses Jahr beträgt die Umlage 1,73 Euro. Auf Basis des Bedarfs wird sie jedes Jahr neu berechnet.

Über möglichen Missbrauch spricht man dennoch nicht gern. „Wir gehen davon aus, dass alle Personen, die diesen Service nutzen, hierfür auch eine Berechtigung haben“, so der BDL. Einzig ein Hinweis auf die alternde Gesellschaft liefert eine versteckte Sorge vor steigenden Flughafengebühren, die ohnehin ein häufiger Zankapfel zwischen Airlines und den Flughafenbetreibern sind: „Es ist davon auszugehen, dass das Thema demographisch bedingt in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird. Die Lufthansa Group steht dazu mit den Flughafenbetreibern und anderen Airlines entsprechend im Austausch“, teilte eine Sprecherin des Konzerns mit. Ähnlich lautende Antworten kamen aus Wien und Brüssel. Als Ferienflughafen antwortete Condor, dass die vorwiegend aus Urlaubern bestehenden Fluggäste den Service „über die letzten Jahre gleichbleibend gut angenommen und gebucht“ hätten. Aber auch hier: „Condor hat bislang kein missbräuchliches Verhalten bei der Buchung von Mobility Services feststellen können.“ Die übrigen knapp ein Dutzend kontaktierten Airlines ließen die Anfrage unbeantwortet.

Auch der Fraport-Sprecher versichert, Missbrauch sei ihm nicht bekannt. „Da höre ich anderes“, sagt Betriebsleiter Brendel bei der Aicher Group in München. „Wir sind ja auch mit den Kollegen im Gespräch. Das Problem ist überall gleich.“ Die Dienstleister stießen inzwischen an ihre Grenzen. „Wenn einer meiner Mitarbeiter zwei Stunden mit einem Gast beschäftigt ist, der den Mobility Service eigentlich nicht bräuchte, dann fehlt der natürlich für einen wirklich notwendigen Einsatz.“ Nachweisen muss den Bedarf nicht, und nachfragen ist nicht erlaubt. Die betreute Person könnte ja ein verstecktes Handicap haben, erklärt Brendel. Etwa Panikattacken im dichten Gedränge von Warteschlangen bekommen.

Dabei gäbe es Alternativen: Passagiere, die unsicher sind, ob sie den Weg allein finden, könnten ebenso gut einen kostenpflichtigen Begleitservice buchen. Am Münchner Flughafen, sagt Brendel, kostete der für 90 Minuten bei einer Person 52,94 Euro, für zwei Personen 83 Euro. Wer sein Gepäck nicht selbst schleppen will oder vielleicht als Erwachsener mit Kindern reist und deshalb gut gefordert ist, könnte einen Träger engagieren. Für 15 Minuten werden bei zwei Koffern 15 Euro berechnet, für jedes weitere Gepäckstück 3,50 Euro. 15 Minuten mehr kosten 12 Euro. In Internetforen diskutieren genervte Reisende derweil eine andere Möglichkeit: Passagiere, die einen Mobilitätservice beanspruchen, sollten als letzte boarden, nicht als erste. Das würde wohl so manchen abschrecken. Allerdings auch Menschen, die diese Hilfe wirklich nötig haben. KARIN FINKENZELLER

Stadt und am besten in ein pittoreskes Centro Storico mit Restaurants und Bars an jeder Ecke. Die Campingplatzbetreiber von Cavallino haben ihren ausländischen Gästen dagegen das Ausgehen direkt zum Wohnmobil gebracht: Vom Stellplatz unter der Pinie zum Restaurant gleich neben der Rezeption mit dem angeschlossenen kleinen Supermarkt sind es nur ein paar Minuten Fußweg. Und mit dem Fahrrad, gar mit dem E-Bike, geht es noch schneller.

Überhaupt ist das Fahrrad das Verkehrsmittel der Wahl in der Campingwelt von Cavallino. Eine Familie aus Thüringen hat gleich vier davon auf dem extra großen Fahrradträger ihres Campers mitgebracht, zwei für die Eltern, zwei für die halbwüchsigen Kinder. Sie kommen seit zehn Jahren nach Cavallino, meist auf ihren Stammcampingplatz. Weder ihnen noch den inzwischen zu Teenagern herangewachsenen Kindern sei es je langweilig geworden, erzählen sie. Sie haben für zwei Wochen gebucht. Damit liegen sie über der durchschnittlichen Verweildauer von 9,4 Nächten auf den Campingpl-

FORTSETZUNG VON SEITE 41

Camping in Italien



Und ewig lockt der Lockenwickler. Foto: Insa Hagemann & Stefan Finger

ätzen von Cavallino. Im restlichen Italien beträgt die mittlere Aufenthaltsdauer von Touristen nur drei bis vier Nächte. Gleich nebenan steht das Wohnmobil eines jungen Pärchens aus Augsburg. Sie verbringen vier bis fünf Wochen hier, immer in der Vor- und Nachsaison. Frühmorgens setzen sie sich für eine gute Stunde auf die Rennräder, dann folgt „Homeoffice“ am Laptop im Pinienhain, im Caffè oder auch einmal im Wohnmobil, am frühen oder späten Nachmittag ist Feierabend, je nachdem, wie viel Arbeit gerade anfällt. Dass in diesem Frühjahr das Wetter garstig war, hat sie bei Arbeit und Sport kaum gestört.

Viel ist seit einiger Zeit von einer aufziehenden Strukturkrise des Fremdenverkehrs am Mittelmeer die Rede. Der Klimawandel mit Höllehitze und Dauerdürre werde die gewohnten mediter-

ranen Destinationen „unbesuchbar“ machen, heißt es. In Cavallino, Europas Hauptstadt der Campingplätze und Touristendörfer, ist von einer heraufziehenden Krise nichts zu spüren. Die Stimmung zu Beginn der Hauptreisezeit 2024 ist aufgeräumt, bei Gästen wie beim Personal. Lässt man sich mit dem Fahrrad durch die ausladenden Anlagen treiben, vom „Garden Paradiso“ über den „Union Lido“ bis zum „Marina di Venezia Village“, wähnt man sich in einer schwäbischen Kleingartenkolonie am Wochenende oder auf dem Straßenfest einer Tiroler Reihenhäuser-Siedlung. Nur eben mit Pinienwald und Oleanderstrauch, Pool-Landschaft und Sandstrand.

Gastgeber und Geschäftsleute wie Francesco Berton und Marcello Enzo sind von der Zukunftsträchtigkeit des Urlaubskonzepts Cavallino überzeugt. Ihre Zuversicht scheint begründet, jedenfalls für dieses Jahr und wohl auch für die kommenden Jahre. Ende Juni hat der italienische Tourismusverband „Assoturismo Confesercenti“ seine Prognose für die Saison 2024 veröffent-



F.A.Z.-Karte: sie

licht. Allein aus Deutschland erwartet Italien in den drei Sommermonaten 6,5 Millionen Urlauber, so viele wie aus keinem anderen Land. Sie werden es auf zusammen 34 Millionen Übernachtungen bringen – 3,5 Prozent mehr als im Vorjahreszeitraum – und pro Tag und Person durchschnittlich rund 123 Euro ausgeben. Statt wie in Venedig über Beschränkungen nachzudenken, streben die Fremdenverkehrsstrategen von Cavallino die Ausweitung der Reisezeit auf die „Randmonate“ April und Mai sowie Oktober an. Zielgruppe dafür sind vor allem die rüstigen Rentner aus Deutschland, die viel Zeit, ausreichend Geld und oft ein Wohnmobil haben. Der Frühling kann ja nicht immer so verregnet sein wie dieses Jahr, der milde Herbst ist bei Campen seit je beliebt. Und im Sommer kommen die Familien mit den Schulkindern sowieso.

Der nächste Flughafen bei Cavallino ist Venedig, von Frankfurt aus dauert es etwa zehn Stunden mit dem Auto, von München sechs bis sieben. Weitere Infos: visitcavallino.com/deu/



Menschen an der Seine

Robert Doisneau hat unser Bild von Paris geprägt. Nun erscheint ein großartiges Buch zu den Olympischen Spielen mit unbekanntem Aufnahmen des Fotografen



Nicht alles, was hier wächst, ist gut: Bis ins hohe Alter ist Doisneau ein aufmerksamer Beobachter dessen, was in der Banlieue passiert.



Bibliotheken, Kommerz, ein Drache und eine Insel namens Orion: Wie Jacques Tati entdeckt Doisneau im modernen Paris eine Poesie des Absurden.

Fotos 2024 Atelier Robert Doisneau, Paris

Der erste Sommer nach dem Krieg: 1945 ist Doisneau dabei, als sich die Pariser Jugend in der Seine abkühlt.

als in vielen Geschichtsbüchern. „Von Montrouge zur Porte de Clignancourt kann ich auf Zehenspitzen gehen“, sagt Doisneau einmal. „Ich komme keine 400 Meter weit, ohne einen Bekannten zu treffen: den Wirt eines Bistros, einen Tischler, einen Drucker, einen Maler oder einfach nur einen von der Straße.“ Sie sind die Helden seiner Bilder.

Doisneau wartet an Ecken, auf die die Pariser Morgensonne fällt, bis etwas passiert, jemand auftaucht. Ein Kind, das Handstand macht. Ein anderes Kind, das mit seinem kleinen Geschwister vom Milch- und Zeitungsholen zurückkommt, die Eltern lesen die „Humanité“, die kommunistische Tageszeitung. Zu jedem der Fotos könnte man eine Kurzgeschichte schreiben. Manchmal passiert lange gar nichts, dann fotografiert er nur das Glück eines Moments im warmen Gegenlicht, der das Typische von Paris sichtbar macht, jene Stimmung, die sich aus dem Halblicht unter den Platanen, dem Glanz des Pflasters, den sandsteinernen Hausfassaden, den Markisen der Cafés und den Blechdächern mit den tönernen Schornsteintöpfen zusammensetzt.

Im Krieg stellt Doisneau, der gelernter Lithograph, „ausgezeichnete falsche Papiere“ für die Résistance her und fotografiert ohne Auftrag eine Stadt im Ausnahmezustand: Seine Bilder zeigen Menschen mit Rationskarten, Wartende vor fast leeren Geschäften, Menschen, die bei Fliegeralarm in die tief gelegenen Métrostationen fliehen. In den vielen bisher unbekanntem Aufnahmen, die er im Krieg macht, lernt man einen Fotografen kennen, der sehr viel ernster und auf eine tiefere Weise humanistisch war, als manche seiner zum Gag neigenden Bilder – ein Cellist klemmt sich den Bogen an die Nase – vermuten lassen. Ein Bild zeigt ein

Paar im Kriegswinter 1944, das seinen Kindern ein sehr karges Festessen serviert, ein anderes ein kleines Kreuz mitten auf der Straße für jemanden, der bei der Befreiung von Paris getötet wurde.

Nach dem Krieg erscheinen seine Bilder in „Life“, der „Vogue“ und „Paris Match“: Doisneau dokumentiert, wie das vom Krieg zerfurchte und traumatisierte Land langsam wieder zu sich findet. Er fotografiert in den Jazzkneipen von Saint Germain, aber immer noch ist es die Banlieue, aus der er stammt, die ihn am meisten interessiert: Er veröffentlicht Fotobücher über sie, es erscheint 1949 mit Texten des Schriftstellers Blaise Cendrars.

Aber dann ist es doch ein Bild aus dem Zentrum von Paris, aufgenommen 1950 vor dem Hotel de Ville, das ihn weltberühmt macht – es zeigt ein Paar, das sich im Laufen vor dem Rathaus von Paris küsst. Es ist ein Bild, über das viel gerätselt wurde (ist es wirklich beobachtet oder gestellt? Antwort: mit Schauspielerschülern gestellt). Irgendwann, als Millionen von Postkarten gedruckt worden waren und es als eines der meistreproduzierten Bilder der Welt galt, meldeten sich die beiden Personen auf dem Bild, die Frau verlangte eine Beteiligung von einhunderttausend Francs, ihre Klage wurde aber abgewiesen. Nicht bei allen Fotos hat Doisneau derart inszeniert, viele Bilder sind wirklich Momentaufnahmen anonymen Personen. Es ist eine Fotografie, wie sie heute aus persönlichkeitsrechtlichen Vorgaben nicht mehr möglich wäre – obwohl diese Rechte von den alles abknispenden Instagram-Irrren jede Sekunde zigmillionenfach verletzt werden. So ist die Reportagefotografie, die an der im Momentbild aufscheinenden Wahrheit interessiert ist, gleichzeitig an ihr Ende gekommen und unentrinnbarer Teil des Daseins aller im Digitalzeitalter geworden.

Doisneau komponiert seine Bilder des Alltags wie die klassischen Maler ihre Historienbilder. 1954 feiert ihn das Museum of Contemporary Art in Chicago. Als er 1994 im Alter von 81 Jahren in Montrouge stirbt, hinterlässt er ein Archiv mit 450.000 Negativen. Jean Claude Gautrand, ein Vertrauter der Familie, hat für den jetzt im Taschen-Verlag erschienenen Band viel Unbekanntes aus den Archiven gehoben; spektakulär sind die bisher un-

bekanntem Farbaufnahmen aus den Sechzigerjahren, die jenseits der heiteren Schwarz-Weiß-Bilder des alten Paris einen anderen Doisneau zeigen, einen hellwachen Beobachter des großen Umbruchs vom alten zum modernen Paris. Doisneau fotografiert die legendären Hallen, den „Bauch von Paris“, wo alle Nahrungsmittel, die die Stadt braucht, verkauft – und so wie er die leuchtenden Hallen und die Menschenmassen, die in sie hineinströmen, fotografiert, wird klar, dass dies hier das wirkliche Kraftzentrum der Stadt war, ihr Herz, durch das das Blut der Schlachterhallen floss, ein Ort, an dem Nachtschwärmer und Frühaufsteher zusammenkamen, ganz so wie es Jacques Dutronc in seinem Chanson „Il est cinq heures, Paris s'éveille“, dem vielleicht schönsten je über Paris geschriebenen Lied, besingt.

Dann werden die Hallen abgerissen; unter dem Premierminister und späteren Präsidenten Georges Pompidou, einem Bankier, der mit seinem Porsche durch die Stadt rast und sie etwas zu altmodisch findet, modernisiert sich Paris wie kaum je zuvor. Das Centre Pompidou wird geplant, das Geschäftsviertel La Défense, die Tour Montparnasse markiert wie ein dunkles Ausrufezeichen die Ankunft der Wolkenkratzermoderne. Doisneau erkennt, wie der geistesverwandte Poet der absurden Komik, Jacques Tati, das Kuriose im modernen Paris. Er fotografiert die Wegweiser, die wie ein surreales Gedicht auf zehn Schildern wirken, aber er entdeckt auch die neuen Utopien der Arbeiterklasse und eine Architektur, die Hoffnung macht: In Ivry-sur-Seine bauen die Architekten Renée Gailhoustet und Jean Renaudie Häuser für die Massen als getrepte Pyramiden, sodass jede Wohnung eine gartengroße Terrasse bekommt. Auch diese neue Banlieue interessiert Doisneau, die Frage, wie Menschen im Paris der Zukunft leben könnten.

So ist dieser Band nicht nur ein Zeugnis der „humanistischen Fotografie“ des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern auch ein Buch, das die Geschichte und die möglichen Zukünfte von Paris anders sehen und verstehen lässt.

NIKLAS MAAK

Robert Doisneau: Paris. Jean Claude Gautrand, Taschen, 556 Seiten, 50 Euro

Jetzt 200 €*

BORD GUTHABEN

FÜR IHR FERNWEH

z. B. 14 Tage Karibik

ab **1.999 €**** p.P.

inkl. Flug





Träume erfüllen: Reisebüro | AIDA Kundencenter +49 381 20 27 07 07 | aida.de | AIDAradio.de

* Der Aktionscode WEITWEG ist im Aktionszeitraum 11. - 31.07.2024 auf aida.de/myaida bei Neubuchung in den Tarifen AIDA PREMIUM, AIDA PREMIUM ALL INCLUSIVE, AIDA VARIO oder AIDA VARIO ALL INCLUSIVE für ausgewählte Reisen einlösbar. Er gilt pro Kabine bei Belegung mit zwei Erwachsenen im 1. und 2. Bett. Ist nicht übertragbar und nicht mit anderen AIDA Aktionen kombinierbar. Bei erfolgreicher Einlösung des Aktionscodes wird das ausgeschriebene Bordguthaben pro Kabine gewährt. Streng limitiert.

** AIDA VARIO Preis pro Person bei 2er-Belegung (Innenkabine) für die Route „Karibische Inseln ab Martinique“ mit AIDAAbella, inkl. An- und Abreisepaket, limitiertes Kontingent. Es gelten die aktuellen AIDA Reisebedingungen und Informationen auf aida.de/agb. AIDA Cruises - German Branch of Costa Crociere S.p.A. - Am Strande 3 d - 18055 Rostock



Goldener Herbst auf der Donau: durch die Wachau bis Wien und Budapest

Tauchen Sie ein in eine Welt des Luxus und der Entspannung an Bord der AMADEUS Brilliant. Begleiten Sie uns auf einer unvergesslichen Flussreise durch die atemberaubende Landschaft der Wachau bis hin zu den majestätischen Städten Wien, Bratislava und Budapest. Lassen Sie den Alltag hinter sich und genießen Sie eine Woche voller Entdeckungen, kultureller Highlights und kulinarischer Genüsse.

Unsere Reise beginnt in der charmanten Dreiflüssestadt Passau, wo wir nachmittags an Bord gehen. Von dort aus führt uns die Donau durch die malerische Wachau, eine Region, die für ihre Schönheit und ihren Weinbau berühmt ist. Die Farben des Herbstes verleihen der Landschaft einen besonderen Zauber, den Sie direkt von Ihrem luxuriösen Kabinenbalkon aus genießen können.

Unsere erste große Station ist Wien, die österreichische Hauptstadt. Nach einer morgendlichen Fahrt durch die Wachau erreichen wir diese Metropole, die mit einer Fülle an Sehenswürdigkeiten auf Sie wartet. Genießen Sie die Stadtrundfahrt, die Sie an den prunkvollen Gebäuden und Denkmälern, wie die Hofburg und den berühmten Naschmarkt, sowie die Oper vorbeiführt und Ihnen die

Geschichte und die Gegenwart dieser faszinierenden Stadt näherbringt. Unser geführtes Ausflugsprogramm bietet Ihnen die perfekte Gelegenheit, die Stadt kennenzulernen oder wiederzuentdecken. Wien, oft als Stadt der Musik bezeichnet, bietet eine reiche kulturelle Geschichte, die sich in jeder Ecke der Stadt widerspiegelt.

Die Reise führt weiter nach Budapest, eine Stadt, die für ihre prächtigen Gebäude und ihre reiche Geschichte bekannt ist. Genießen Sie eine Stadtrundfahrt, die Sie zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten führt, darunter das Parlament und die Fischerbastei. Nachmittags haben Sie Zeit, die Stadt auf eigene Faust zu erkunden, bevor wir am Abend die herrliche Panoramaausfahrt aus Budapest genießen. Budapest, auch als „Paris des Ostens“ bekannt, bietet eine einzigartige Mischung aus alter und neuer Architektur, die Sie in ihren Bann ziehen wird.

Der nächste Stopp ist Bratislava, die Hauptstadt der Slowakei. Erleben Sie diese junge und dynamische Stadt bei einem geführten Stadtrundgang. Bratislava, eine der jüngsten Hauptstädte Europas, besticht durch ihre lebhafteste Atmosphäre und die Mischung aus traditioneller und moderner Kultur. Die engen Gassen der Altstadt und

die majestätische Burg bieten ein eindrucksvolles Bild und laden zum Verweilen und Erkunden ein.

Auf dem Rückweg durch die Wachau machen wir Halt in den charmanten Städtchen Krems oder Dürnstein. Genießen Sie einen Stadtrundgang durch diesen idyllischen Ort und lassen Sie sich von der Schönheit und dem historischen Flair verzaubern. Die Wachau, bietet eine faszinierende Landschaft mit steilen Weinbergen, historischen Klöstern und charmanten Dörfern. Hier können Sie die Ruhe und die Schönheit der Natur in vollen Zügen genießen.

Unser letzter Stopp vor der Rückkehr nach Passau ist Linz, eine der modernsten Städte Österreichs. Lernen Sie bei einem geführten Stadtrundgang die Sehenswürdigkeiten dieser ehemaligen Kulturhauptstadt Europas kennen. Linz, bekannt für seine moderne Kunst- und Kulturszene, bietet zahlreiche Museen, Galerien und historische Stätten. Entdecken Sie die Stadt, die Tradition und Innovation auf beeindruckende Weise verbindet.

Erleben Sie eine Flussreise, die Ihnen den goldenen Herbst an den Ufern der Donau in all seiner Pracht zeigt. Wir freuen uns darauf, Sie an Bord begrüßen zu dürfen!

Ein weiteres besonderes kulturelles Highlight ist der Besuch der Sonderausstellung „Chagall in der Albertina Wien“. Bewundern Sie rund 100 Werke des berühmten Künstlers Marc Chagall, dessen phantastisch-poetische Bildwelten Sie verzaubern werden. Buchen Sie bis zum 31.08.2024 und erhalten Sie den Bustransfer zum Museum sowie den Eintritt kostenlos! Die Ausstellung bietet einen tiefen Einblick in das Werk eines der bedeutendsten Künstler des 20. Jahrhunderts und ist ein Muss für alle Kunstliebhaber.

Die AMADEUS Brilliant, Ihr schwimmendes Zuhause, bietet Ihnen höchsten Komfort und erstklassigen Service. Das Schiff, 2020 modernisiert, verfügt über luxuriöse Suiten und Komfort-Kabinen, größtenteils mit französischem Balkon. Genießen Sie die exquisite Bordküche, die regionale und saisonale Spezialitäten bietet, sowie ein umfangreiches Frühstücksbuffet. Die Kabinen sind elegant eingerichtet und bieten Ihnen alle Annehmlichkeiten, die Sie für eine entspannte und komfortable Reise benötigen. Neben dem luxuriösen Ambiente und der erstklassigen Verpflegung erwartet Sie an Bord ein vielfältiges Unterhaltungsprogramm.



Begleiten Sie uns an Bord des Luxus-schiffes AMADEUS Brilliant auf unserer Kreuzfahrt durch die Wachau und erleben Sie die Metropolen Wien, Bratislava und Budapest! Ausgangspunkt Ihrer Flussreise auf der Donau ist die Dreiflüssestadt Passau. Von hier startet Ihre Flussreise durch eine der schönsten Flusslandschaften überhaupt. Die Fahrt durch die Wachau gleich zu Beginn der Reise lässt erahnen, welche Highlights Sie in den nächsten Tagen erwarten dürfen.

- AMADEUS Brilliant: Premium-Schiff mit luxuriöser Ausstattung
- Eine der schönsten Flusslandschaften Europas
- Goldener Herbst an den Ufern der Donau
- Die Donaumetropolen Wien, Budapest und Bratislava
- UNESCO Welterbe-Region Wachau
- Sonderausstellung „Chagall in der Albertina Wien“

1. Tag: Einschiffung in Passau. Individuelle oder organisierte Anreise nach Passau. Dort beginnt um 15 Uhr die Einschiffung an Bord unseres Flusskreuzers AMADEUS Brilliant. Nachdem Sie sich in Ihrer Kabine eingerichtet haben, begrüßt Sie die Schiffscrew und Ihre Kreuzfahrtsleitung in der Panorama Lounge Bar. Dem schließt sich das erste Abendessen im Bordrestaurant an. Guten Appetit.

2. Tag: Wachau – Wien. Genießen Sie den Vormittag an Bord auf unserer Flussreise durch die Wachau. Gegen Mittag erreichen wir Wien – die Weltstadt der Musik! Auf einer Stadtrundfahrt (AP) zeigen wir Ihnen auf Wunsch die vielen Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt Österreichs. Zunächst geht es über den Ring, quasi einmal um die Stadt und dann zu Fuß weiter durch die schöne Altstadt mit Stephansdom und vielem mehr.

3. Tag: Wien. Nach dem Frühstück erwarten wir Sie zu unserer Stadtrundfahrt (AP). Vorbei an der Hofburg, dem Naschmarkt, der Oper und über den Ring vorbei an allen anderen Sehenswürdigkeiten, zeigen wir Ihnen in vier Stunden das zauberhafte Wien. Den Nachmittag können Sie individuell gestalten.

4. Tag: Budapest. Mit Budapest erwartet Sie heute bereits der nächste Höhepunkt Ihrer Flussreise. Auch hier sollten Sie unbedingt unsere Stadtrundfahrt (AP) zum Kennenlernen der ungarischen Metropole teilnehmen. Auch in Budapest haben Sie am Nachmittag genügend Zeit für weitere eigene Erkundungen. Am Abend Panoramaausfahrt aus Budapest.

5. Tag: Budapest – Bratislava. Ein herrlicher Flussmorgen auf unserem Weg nach Bratislava liegt vor uns. Am Nachmittag erreichen wir die junge Hauptstadt der Slowakei. Unser Stadtrundgang (AP) bringt Ihnen Bratislava näher. Bis zum Abend liegt die Swiss Crown in Bratislava.

6. Tag: Wachau – Dürnstein. Zurück in der Wachau besuchen wir heute Krems bzw. Dürnstein. Auch hier empfehlen wir Ihnen unseren Stadtrundgang (AP) zum Kennenlernen der jeweiligen Wachaumetropole. Der Nachmittag steht zu Ihrer freien Verfügung.

7. Tag: Linz. Auf dem Weg nach Passau liegt mit Linz eine der interessantesten und modernsten Städte Österreichs und unsere Stadtrundfahrt (AP) bringt Ihnen die Sehenswürdigkeiten der ehemaligen Kulturhauptstadt Europas näher. Am Abend Weiterfahrt nach Passau.

8. Tag: Passau – Ausschiffung. Heute endet Ihre Flussreise an Bord der MS AMADEUS Brilliant in der Dreiflüsse-Stadt Passau. Nach dem Frühstück beginnt die Ausschiffung.

Sonderausstellung „Chagall in der Albertina Wien“. Marc Chagall zählt zu den bekanntesten Künstlern des 20. Jahrhunderts, dessen einzigartiges Schaffen mit frühen Werken ab 1905 bis in die 1980-er-Jahre reicht. Die Sonderausstellung in der Albertina mit rund 100 Werken seiner phantastisch-poetischen Bildwelten. Seien Sie unser Gast und besuchen Sie während Ihrer Donau-Reise diese großartige Sonderausstellung. Bei Buchung bis zum 31.08.2024 erhalten Sie den Bustransfer zum Museum und den Ausstellungsbesuch kostenlos. Freuen Sie sich auf einen Museumsbesuch der Extraklasse und auf die Werkschau von Marc Chagall in der Albertina!

Im Reisepreis bereits eingeschlossen: Flusskreuzfahrt mit AMADEUS Brilliant: Passau – Wachau – Wien – Budapest – Bratislava – Wachau – Dürnstein – Linz – Passau • 7 x Übernachtung auf AMADEUS Brilliant in der gebuchten Kabinenkategorie • Ein- und Ausschiffungsgebühren, Hafentaxen und Schleusengebühren • Willkommenscocktail • Vollpension an Bord mit vier Mahlzeiten täglich, beginnend mit dem Abendessen am 1. Tag und endend mit

dem Frühstück am letzten Tag an Bord • Benutzung der Bordeinrichtungen • Unterhaltungsprogramm an Bord • Deutschsprachige Bordreiseleitung • Reiseliteratur

Reisetermin: 19.10. – 26.10.2024

Reisepreise pro Person

Außenkabine Haydn-Deck
2 Personen 1.399 € p.P. | 1 Person 1.699 €

Strauss-Deck mit französischem Balkon
2 Personen 1.799 € p.P. | 1 Person 2.099 €

Mozart-Deck mit französischem Balkon
2 Personen 1.999 € p.P.

Suite Mozart-Deck mit französischem Balkon
2 Personen 2.399 € p.P.

Optionale Wunschleistungen – nur vorab buchbar:

- Ausflugspaket lt. Programm (AP): 159 € p.P.
- Stadtrundfahrt Wien
- Stadtrundfahrt Budapest
- Stadtrundgang Bratislava
- Stadtrundgang Dürnstein bzw. Krems
- Stadtrundgang Linz
- Bahnreise nach Passau und zurück:
2. Klasse: 149 € p.P. | 1. Klasse: 199 € p.P.
- Zusatzausflug Museumsbesuch Albertina:
kostenlos bei Buchung bis 31.08. (Wert 39 € p.P.)
- Nicht im Reisepreis eingeschlossen:**
- An Bord buchbare Landausflüge (nach Verfügbarkeit)
- Individuelle Anreise zum Schiff und zurück
- Getränke und Trinkgelder an Bord





Die unmögliche Stadt und die Spiele

Die Elite im Zentrum, viele Sportler aus den Banlieues: Was zwei Wochen Olympia für Paris bedeuten.

Von Christoph Becker, Paris



Illustration AFP (3), dpa, Bloomberg; Bearbeitung F.A.S.

Wie die Sache in der Seine ausgeht? Offen. Am 30. Juli sollen die Triathleten an der Pont Alexandre III ins Wasser steigen, bis dahin muss die Strömung so stark nachlassen, dass Wettkämpfe möglich werden. Für einen Zweikampf unter Politikerinnen hat es schon gereicht. Nachdem Anne Hidalgo, die Bürgermeisterin von Paris, angekündigt hatte, der Welt am 17. Juli vorzuführen zu wollen, dass der Fluss in ihrer Stadt wieder schwimmbar ist, ging Frankreichs Sportministerin Amélie Oudéa-Castéra bereits vier Tage vorher ins Wasser. Ohne große Ankündigung, ohne den Chef des Olympia-Organisationskomitees mit Schlepptau und den Präfekten der Île-de-France wie die Bürgermeisterin. Aber mit Paralympics-Goldtriathlet Alexis Hanquiquant und jemandem, der ein Handy für Social-Media-Postings halten konnte. Damit die Welt sehen konnte: Nicht etwa die sozialistische Bürgermeisterin, sondern Emmanuel Macrons Sport- und Olympiaministerin war die erste Schwimmerin in der Seine. Sie trug von Kopf bis Fuß Neopren, die Bürgermeisterin nicht. Aber beide hatten der Welt die mehr oder minder selben Botschaften mitzuteilen: Wasser sauber, Versprechen gehalten, Danke Olympia. Wobei Letzteres dem Volk auch sagen sollte: Dank uns für die Spiele.

Und so waren die Badegänge der Politikerinnen in den vergangenen Tagen vielleicht so etwas wie die inoffizielle Eröffnung der Olympischen Spiele Paris 2024. Jetzt, nach den von Macron überraschend angesetzten Parlamentswahlen und der Erleichterung, um einen Premierminister von rechts außen erst einmal hergekommen zu sein, ist Zeit für schneller, höher, stärker. Gemeinsam, wie es das olympische Motto inzwischen verspricht? Siehe Ministerin, siehe Bürgermeisterin: eher nicht. Diese Spiele haben einen anderen Untertitel. Sie sind ein Kampf um die Deutungshoheit.

Bislang hat die Welt die Spiele von Paris, nicht zuletzt wegen der Investitionen von 1,4 Milliarden Euro in die Flufreieigung, als eine Veranstaltung vor der Kulisse einiger der bekanntesten Sehenswürdigkeiten des Planeten wahrgenommen. Sportlerinnen und Sportler im Schatten von Tour Eiffel und Arc de Triomphe, auf der Place de la Concorde. Die Reiterleute draußen in Versailles, auf dem Gehöft des Sonnenkö-

nigs, fertig sind die Spiele. So ähnlich hatten sie sich das in Paris einst auch vorgestellt. Die Pariser Bewerbung für die Spiele 2012 war eine für das Paris der Touristen, das Paris, das seit mehr als fünfzig Jahren eingeschlossen ist von der Stadtautobahn, des Périphérique. Der Plan fiel durch. London bekam am 6. Juli 2005 den Zuschlag. Es war, nach jenen für 1992 und 2008, die dritte Pariser Bewerbung, die scheiterte.

Die vierte, die erfolgreiche, wirbt selbstverständlich mit den Sehenswürdigkeiten. Doch das Herz der Pariser Spiele von 2024 liegt außerhalb des Périphérique. Es liegt im Département 93, neuf-trois, dem ärmsten Frankreichs. Es liegt in Seine-Saint-Denis, in der Banlieue. Hier steht das Athletendorf, das zu Modellapartments werden soll. Hier ist das Stade de France, aus dem nun das Olympiastadion wird, hier ist das Centre Aquatique Olympique, in dem ab September die Kinder aus der Banlieue schwimmen lernen sollen.

Der Journalist Simon Kuper, Kolumnist der „Financial Times“, lebt, mit einer Unterbrechung, seit 2002 in Paris. Im Frühjahr ist sein Buch „Impossible City: Paris in the 21st century“ (englisch, Profile Books) erschienen. Kuper erzählt darin mit dem Blick des „Anglos“ von der Konkurrenz der französischen Hauptstadt mit London und New York, vom Wandel der Stadt, dem erzwungenen wie dem gewollten. Und vom Verhältnis derjenigen, die innerhalb des Périphérique leben – 2,1 Millionen Menschen, unter ihnen Frankreichs Elite –, zu denen, die um ihn herum leben und von denen die Elite, so beschreibt es Kuper, gern ungestört bleibt: zehn Millionen Menschen. Das Buch ist nicht zuletzt die Kommentierung der komplexen, meist ungeschriebenen, historisch gewachsenen Verhaltenskodizes, die das Zusammen- und Getrenntleben in dieser Metropolis regeln, die so viele Menschen bevölkern wie die 14 nächstgroßen französischen Städte zusammen.

Es ist ein Vormittag Ende Mai, an dem Kuper in einem Café im 11. Arrondissement vom Blick der Pariser intra muros auf die Spiele erzählt: „Insbesondere die Pariser Elite ist es gewohnt, Mittelpunkt der Welt zu sein, jeden Abend etwas Großartiges zu erleben. Die Spiele sind da bloß eine weitere Veranstaltung. Pariser sind die unaufgeregtsten Menschen der Welt, weil sie so bliasiert sind.“

Deshalb sei es seit Monaten um Probleme gegangen: Terrorismusgefahr, Ausgangssperren vor der Eröffnungsfeier, zu viele Besucher, überlaufene Restaurants. Die Spiele, sagt Kuper, seien in der Ge-

schichte der Hauptstadt „ein winziges, winziges Detail“. Einerseits. Andererseits stehe Paris im Wettkampf. „Es geht darum, mit den Besten mitzuhalten. Wir sollten wie London sein, wie New York. Weltklasse.“ Und für diesen Wettkampf ist das Paris der Elite, das sich mit dem Périphérique abgeschottet hat von der Welt da draußen und ihren Problemen, den Problemen der Banlieues und dem Rest Frankreichs, schlicht zu klein.

Schon bald nach dem erfolglosen Anlauf auf die Spiele 2012 hatte Nicolas Sarkozy begonnen, einen weiteren Anlauf auf „Grand Paris“ zu nehmen. Versuche dazu hat es schon 1913 und in den Dreißigerjahren gegeben, da hatte sich die Stadt noch gar nicht dem Auto ausgeliefert, war von ihm noch nicht eingeschnürt worden.

Der Plan, den Sarkozy 2008 aufsetzte und in den sich die Spiele heute, sechzehn Jahre später, einfügen, soll bis 2030 68 neue Metrostationen bringen, jede Menge Arbeitskräfte anziehen und Wohnraum schaffen, den das innere, dichter als New York und Neu-Delhi besiedelte Paris nicht bietet. „Grand Paris“ ist das größte Infrastrukturprojekt in Europa. Nun solle Paris, sagt Kuper, „beides sein: kleiner Hafen der Elite und Metropolis“. Und so birgt der Sprung über die Stadtautobahn Widersprüche und Risiken, die in den Olympiawochen eine Rolle spielen werden.

Wie sehr die Pariser Elite unter Druck steht, war zu sehen, als Emmanuel Macron nach dem Sieg des Rassemblement National (RN) bei der Europawahl das Parlament auflöste und Neuwahlen ansetzte. Es war eine Überraschung, die ein Update des in Paris geführten Interviews erforderte. „Vor vier Wochen“, sagt Simon Kuper in dieser Woche am Telefon, „hatten die Pariser große Angst, dass es zu Olympia einen Premierminister von rechts außen geben würde.“ Der RN sei eine „Anti-Paris-Partei“, die sowohl die Elite wie auch die Immigranten um Paris herum hasse und Paris belagere. „Jetzt fühlt es sich an, als überlebe die Stadt. Vielleicht nicht in drei Jahren, aber erstmal.“ Für Olympia ist das eine gute Nachricht. Die Stadt und die Banlieues haben einen Premierminister aus der Le-Pen-Partei verhindert. Aber gemeinsame Sache machen die Elite und die Banlieusards nicht.

Die Spiele werden ein Schlaglicht auf das Thema werfen, bei dem die Eliten der Fünften Republik und viele Bewohner der Banlieues für alle sichtbar auseinanderliegen: den Hidschab. Frankreichs muslimische Sportlerinnen dürfen als Repräsentantinnen des laizistischen Staats bei

Olympia nicht mit Kopftuch antreten. „Das“, sagt Kuper, „ist ein sehr stark exkludierendes Statement. Die Mehrheit der Bevölkerung trägt das (Kopftuchverbot, d. Red.), für eine kleine Gruppe ist es ein Streitpunkt. Für Muslime ist es sehr schwierig. Verletzend einerseits, aber schwierig zu thematisieren, weil aus ihnen in der Diskussion dann schnell die Leute werden, die Frankreich hassen.“

Sportveranstaltungen, sagt Kuper, änderten zwar nichts an grundsätzlichen Einstellungen, das habe auch der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1998 gezeigt. „Aber Sport gibt den Menschen die Möglichkeit, über diese Themen zu sprechen.“ Über Hautfarbe und Hintergrund. In seinem Buch beschreibt Kuper, wie die exzellente, staatlich finanzierte Sportanlageninfrastruktur in den Banlieues aus der Île-de-France, dem Großraum Paris, den besten und größten Fußballtalentpool der Welt macht. Das Basketball-Wunderkind, Victor Wembanyama, mit aller Wahrscheinlichkeit ein großer Star dieser Olympischen Spiele, stammt aus der gehobeneren Vorstadt Le Chesnay im Westen, ebenso Benoît Kounkoud, der im Winter mit Frankreich Handballeuropameister wurde. Frankreichs Champions kommen aus der Vorstadt.

Aber: „Die Banlieue schafft es nur in die Nachrichten, wenn es Ausschreitungen gibt“, sagt Kuper. „Sonst haben sie keine Chance. Niemand berichtet darüber, dass gestern fünf Millionen Menschen aus der Banlieue zur Arbeit gefahren sind, ihre Arbeit gemacht haben, nach Hause gefahren sind und sich um ihre Kinder gekümmert haben. Aber das ist der überwiegende Teil des Alltags. Und meistens funktioniert das ziemlich langweilig und gut.“ Zudem seien im vergangenen Jahr erstmals mehr Menschen mit dem Rad aus dem Pariser Zentrum nächstgelegenen Banlieues zur Arbeit gependelt als mit dem Auto. Bürgermeisterin Hidalgo plant, den Périphérique von der Schnellstraße zum Boulevard abzurufen, mit Tempo 50 und Straßencafés.

Die Metropolregion Paris ist zugleich die größte christliche, die größte jüdische und die größte muslimische Stadt Europas. Grundsätzlich funktioniere das Zusammenleben auf beeindruckende Art und Weise, sagt Kuper. „Eine Stadt wie diese funktioniert mit einem hohen Maß an gegenseitiger Akzeptanz. Und es gibt Leute, die das hassen.“ Die Anschläge des Jahres 2015, auf die Mitarbeiter des Magazins Charlie Hebdo und jene vom 13. November, haben die Bewohner geprägt.

Und nun müssen sie, mit den Spielen, dem größten Sportereignis der Welt und mehr Besuchern als je zuvor, vor dem Hintergrund des Kriegs Israels gegen die Hamas, mit dem Szenario umgehen, wieder als prominentes Ziel des Terrors zu erscheinen. „Alle französischen Polizeikräfte werden hier sein, und seit 2016 ist das Problem kleiner geworden“, sagt Kuper. „Aber es ist die größte Veranstaltung der Welt, und es (ein Anschlag ähnlich denen von 2015, d. Red.) ist nicht so schwierig auszuführen, fürchte ich. Fürchten alle.“

Paris, sagt er, lebe von der Begegnung der Menschen im öffentlichen Raum. Die Spiele können eine Party werden, solange sich die Intention der Veranstalter mit der Identität der Stadt in öffentlicher Begegnung deckt. Solange nichts schiefliegt: „Das würde alles verändern.“ Nach den Anschlägen von 2015 hätten alle gedacht: Wir können nie wieder in ein Café. „Nach ein paar Monaten gehst du wieder hin und schaut beim Reingehen: Wo ist der Fluchtweg, falls einer mit einer Waffe kommt? Und irgendwann verschwindet das. Paris funktioniert nur, wenn du raus in den öffentlichen Raum kannst. Wenn das nicht funktioniert, musst du nach Houston ziehen. Der öffentliche Raum ist die Grundlage für die gesamten Spiele.“

Vor allem einer hofft auf den Glanz der Spiele auf dieser Grundlage: Macron, der Präsident der Republik. Seit Wochen und Monaten werden Obdachlosenzimile, besetzte Wohnflächen und Roma-Camps in und um Paris geräumt, bis in die vergangenen Tage. 45.000 Polizisten sollen die Eröffnungsfeier am kommenden Freitag auf dem Fluss sichern – und den Besuch von mehr als 100 Staats- und Regierungschefs. De Gaulles Verfassung für die Fünfte Republik hat den Präsidenten zum Monarchen, zum Halbgott gemacht. „Er ist Frankreich“, sagt Kuper: „Das passt nicht zum Geist des 21. Jahrhunderts.“ Nun sollen die Spiele die Reputation der Nation aufwerten, aber auch und nicht zuletzt die Reputation ihres lädierten Präsidenten. Im Alltag akzeptiere die Bevölkerung einen Regierungsstil „jupiterianischer Größe“ nicht mehr, schon gar nicht von einem Präsidenten, in dem niemand de Gaulle, sondern viele einen „aufgeblasenen kleinen Banker“ sehen, wie Kuper schreibt.

Olympische Spiele sind immer Ausnahmezustand, nie Alltag. Abgerechnet wird später. Von September an, nach der Retirée des Alltags in die Stadt, wird sich zeigen, wessen Pläne aufgehen.



Russlands Spuren

Von Christoph Becker

Wladyslaw Heraskewytch ist der ukrainische Sportler, der bei Olympischen Spielen zuletzt für Aufsehen gesorgt hat: in Yanqing bei Peking am 11. Februar 2022. Heraskewytch hielt nach dem dritten Lauf des Skeletonwettbewerb ein Schild in die Kamera: „NO WAR IN UKRAINE“, kein Krieg in der Ukraine, war darauf gedruckt. Das Internationale Olympische Komitee (IOC) bedeutete Heraskewytch, er kenne die Regeln – keine Politik am Wettkampfort. Im vierten Durchgang möge er das Schild bitte stecken lassen. Tags darauf erklärte IOC-Direktor Christophe Dubi, mit der Botschaft an sich habe das IOC selbstverständlich viel anfangen können. Zwölf Tage später entfesselte Wladimir Putin seinen Angriffskrieg gegen Heraskewytchs Heimatland.

Zweieinhalb Jahre später folgt Paris auf Peking. Das IOC wird seine Friedensbotschaft unter die Leute bringen. In der Ukraine sterben derweil weiter Tag für Tag Menschen durch russische Drohnen, russische Geschosse, russische Soldaten. Heraskewytch hat sich gerade von seiner Sitznachbarin zu Schulzeiten verabschieden müssen, die im Raketenangriff auf Kiew am 8. Juli starb. Und in Paris sollen 15 russische und 16 belarussische Sportlerinnen und Sportler an den Start gehen, als sogenannte „individuelle neutrale Athleten“, nach Überprüfung von einer IOC-Kommission. Weitere 28 für neutral erklärte Sportler verzichten.

Am Donnerstag legte die in Den Haag ansässige Organisation „Global Rights Compliance“ seitenweise Belege vor, dass auch unter den angeblich neutralen, in Paris teilnehmenden Sportlerinnen und Sportler etliche sind, die online Sympathien für Putins Krieg, sein Schwadronieren von der Erkältung, vor der man sich auf der Beerdigung von Wolodymyr Selenskyj hüten sollte, für Merksätze von Josef Stalin erkennen lassen. Die bei zur Kriegspropagandazwecken genutzten Sportveranstaltungen antraten, „Heldentaten“ russischer Sol-

Das IOC muss sich eine Frage gefallen lassen: Wie passt das zu seiner Friedensbotschaft?

daten feierten, als Sportsoldaten ihr Geld verdienen. Wie sich das mit seiner Friedensbotschaft verträgt, müsste das IOC selbst erklären – allzu hoch sollte man die Hoffnungen nicht stecken. Gerade wurde das neueste Olympia-Produkt, die E-Sport-Spiele, ab 2025 für zwölf Jahre an Saudi-Arabien vergeben. Das Land, dessen Innenministerium mitgeteilt hat, an den 196 Tagen zwischen dem 1. Januar und 15. Juli seien 100 Menschen, 98 Männer und zwei Frauen hingerichtet worden.

Für die ukrainischen Sportler ist die Teilnahme der Russen und Belarussen eine Zumutung. Sie werden die Spiele von Paris dafür nutzen, auf die Lage in ihrer Heimat hinzuweisen. Sie werden den Vorwurf zu hören bekommen, das sei Propaganda. Für sie wird gelten, was für Heraskewytch in Peking galt. Eine olympische Realität aber, in der Kriegsunterstützer als neutrale Sportlerinnen und Sportler antreten, ist unerträglich.

Hätte sie sich noch einmal entschieden, wenn sie gewusst hätte, wie es ausgeht? Hätte sie sich Tag für Tag gequält? Hätte sie ihr Leben danach ausgerichtet – für einen Moment bei Olympia? Oder hätte sie gesagt: Nein, es reicht, jetzt ist Schluss.

Stuttgart, September 2023. Elisabeth Seitz läuft an, bereit, ihren Körper an die Luft abzugeben. Radwende, Flickflack, Absprung für den Doppeltwist. Sie wirbelt, schraubt sich um ihre eigene Achse.

In einem Monat ist die Weltmeisterschaft in Antwerpen. Der wichtigste Wettkampf, um sich für die Olympischen Spiele in Paris zu qualifizieren.

Sie kommt auf, ein Knall, ein lautes Schnipsen. Der Schmerz, als ob ihr jemand gegen den Fuß geschlagen hat. Sie dreht sich auf den Rücken, streckt ihr rechtes Bein aus. Sie weint und weiß sofort, was es ist: ihre Achillessehne. So erzählt sie es wenige Tage nach dem Unfall am Telefon.

Krankenwagen oder direkt in die Klinik? Elisabeth Seitz wird mit dem Auto in die Sportklinik gefahren, das geht schneller.

Ein Arzt drückt gegen ihre Wade. Der Thompson-Test: Wenn sich der Fuß bewegt, ist die Achillessehne heil. Bewegt er sich nicht, ist die Achillessehne ab. Ihr rechter Fuß reagiert nicht. Sie bricht zusammen, muss immer wieder weinen.

Ein Riss der Achillessehne ist eine der schlimmsten Verletzungen, die einer Turnerin passieren können. Die Achillessehne überträgt die Kraft auf Ferse und Fuß. Ohne sie ist es nicht möglich, zu gehen oder den Fuß zu strecken. Ein Fehler bei der OP wäre das Aus für ihre Karriere. Ein Fehler in der Reha verzögert alles um Monate. Doch sie hat keine Zeit. Sie hat ein Ziel: Olympia. Und es gibt nur noch einen Platz.

Elisabeth Seitz, 30 Jahre alt, ist eine der besten deutschen Turnerinnen. Sie hat mehr Titel als jede andere Turnerin in Deutschland, ist mehrmalige Olympiateilnehmerin, Europameisterin. Doch diesmal geht es nicht nur um Titel. Es geht um die Frage: Warum geben manche auf und andere machen weiter? Wie behalte ich meine Motivation? Wie schaffe ich es, Dinge positiv zu sehen?

Es erzählt schon etwas über sie, wie sie den Abend nach ihrem Unfall beendet. Sie geht ins Bett. Ihr Freund fragte: „Und jetzt, gehst du einfach schlafen?“ Daran erinnert sie sich. Wenige Minuten später, sagt sie, sei sie weg gewesen. Selbst in solchen Momenten schafft sie es, sich runterzubringen.

Die F.A.S. hat Elisabeth Seitz ein Dreivierteljahr begleitet. Seitz hat in dieser Zeit viele Stunden bei der Physiotherapie verbracht. Sie hat angefangen, wieder zu laufen. Hat angefangen, wieder am Stufenbarren zu trainieren. Sie hat es geschafft, Wettkämpfe einwandfrei zu turnen. Doch vor allem hat sie eines geschafft: sich immer wieder zu motivieren.

Kindheit

Mit sechs Jahren fängt sie im Wohnzimmer ihrer Eltern an zu turnen. Handstand an der Wand, Radwende neben dem Wohnzimmertisch. Ihre Mutter Claudia Seitz meldet sie im Turntraining an. Sie liebt es, alles auszuprobieren, die Turnhalle ist ihr Spielplatz.

Elisabeth Seitz ist nicht direkt ein Überflieger. Sie trug gebrauchte Turnanzüge, kein Glitzer. Sie hatte zwei Zöpfe und einen kleinen Bauch. Das erzählt ihre Mutter. Und sie stand nicht auf dem Treppchen, sie war eher hinten platziert. Aber sie hatte zwei Dinge: Spaß und einen starken Willen.

Ihre Mutter sagt: „Es war schon immer Elisabeths große Stärke, Dinge positiv zu sehen. Selbst wenn sie nur fünf Prozent einer Chance hat, holt sie aus diesen fünf Prozent alles heraus.“

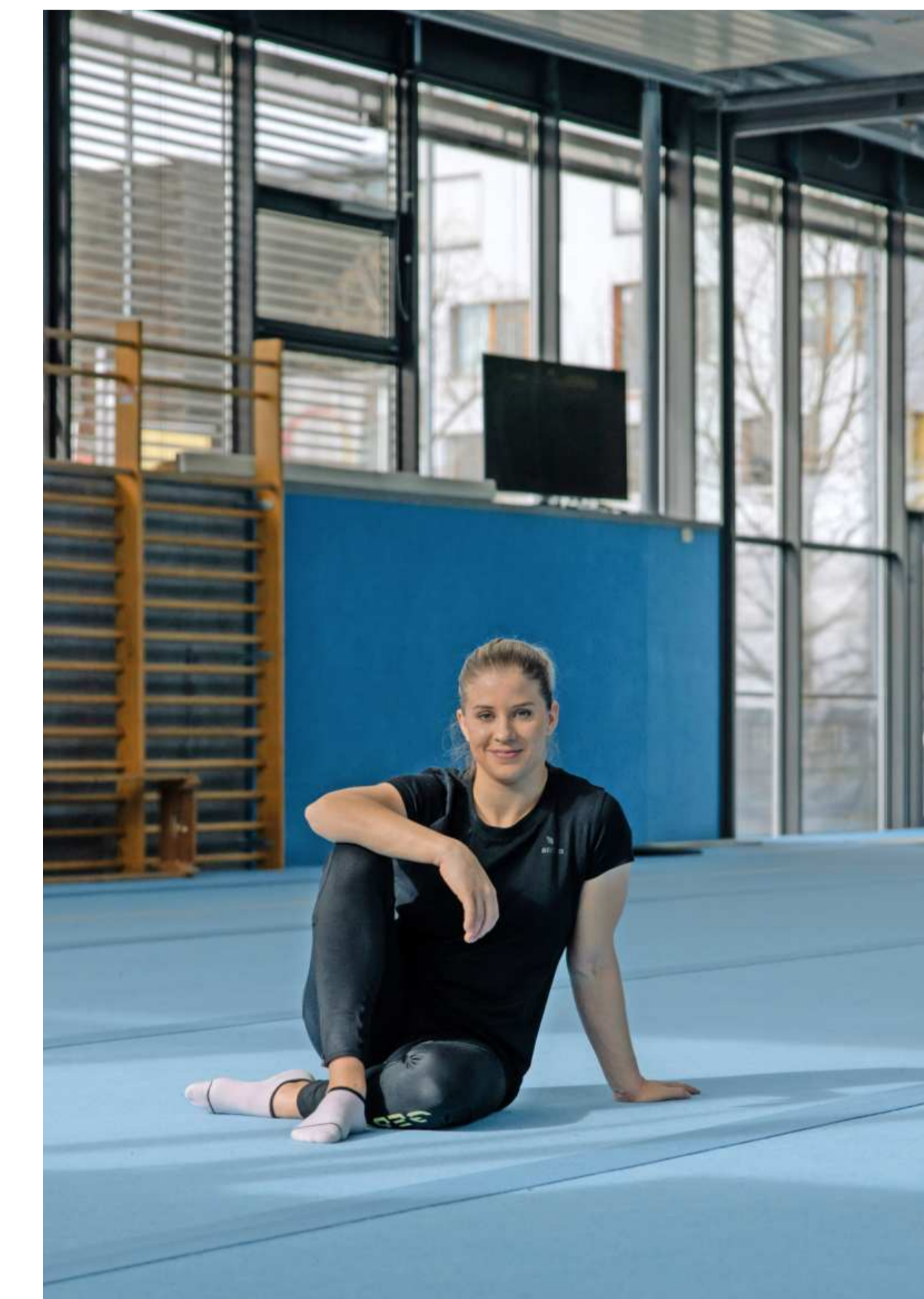
Ihre Mutter sei ihr großes Vorbild, erzählt Seitz einmal. Sie fuhr ihre Tochter zum Training, später tat sie das Gleiche für ihren Sohn. Sie regelte ihren Haushalt, kochte jeden Mittag frisches Essen für ihre Kinder, arbeitete und schaffte es, selbst Sport zu machen. Irgendwie – manchmal weiß die Tochter nicht genau, wie sie das schaffte – bekam sie alles hin.

Alltag

Oktober 2023. Ihre Katze springt Elisabeth Seitz auf den Schoß, während wir telefonieren. Am Tag zuvor war sie nach über zwei Monaten wieder einkaufen. Sie kam endlich wieder ohne Krücken laufen. Sie kaufte nicht viel, denn sie kann nicht viel tragen. Sie steckte ein paar Kleinigkeiten in ihren Rucksack: frische Tomaten und Gewürze für eine Suppe am Abend. Mit solchen Erfolgserlebnissen im Alltag hält sie sich bei Laune.

Letztes hörte sie ihren Freund sagen: „Ach, der Eli, der geht's eigentlich gut.“ „Hallo“, dachte sie sich. Aber irgendwie hat er ja recht.

Ihre Philosophie: Schritt für Schritt. Das klingt nach einem banalen Spruch. Aber es steckt viel darin. Und ist auf alle Lebensbereiche übertragbar. Sie versucht, nicht zu weit zu denken, nicht an das große Ziel Olympia. Nicht ans Training,



Nach dem Knall

Nicht einmal ein Jahr vor Olympia reißt der Turnerin Elisabeth Seitz die Achillessehne. Trotzdem gibt sie nicht auf. Warum?

Von Stefanie Sippel

nicht an die Qualifikation. Sie braucht ihre Energie für die Physiotherapie. Für erste Schritte auf den Füßen.

Nach den Gesprächen mit Elisabeth Seitz fragt man sich: Kommt ein Tiefpunkt? Wann kommen die Zweifel? Gibt es diesen Moment, wo sie denkt: Warum mache ich das hier alles? Doch es scheint so, als ob es ihn lange Zeit nicht gab. Wenn sie anfängt, über Zweifel zu sprechen, über den steigenden Druck, kommt irgendwann so ein Satz: „Grundsätzlich bin ich sehr positiv gestimmt.“

Andere würden sich in einer solchen Situation vielleicht abschotten. Seitz versucht, ihren Alltag weiterzuleben. Sie trifft sich abends mit Freunden im Restaurant, isst Salat statt Pizza. Sie braucht diesen Austausch. In der Halle hat sie immer einen lockeren Spruch auf den Lippen.

Erfolg

Immer, wenn Elisabeth Seitz in einer Pressekonferenz spricht, fällt irgendwann dieses Wort: München. Immer, wenn es fällt, entstehen kleine Fältchen um ihre Mundwinkel. So auch bei den deutschen Meisterschaften in Frankfurt.

Man kann sich einen ihrer größten Erfolge als Video anschauen. Europameisterschaft 2022, München. Sie blickt auf den ersten Holm, springt daran. Sie schwingt sich hoch, Jäger gegrätscht, sie lässt den Holm los, grätscht die Beine, wirbelt durch die Luft, fasst den Holm wieder an, Chapeau mit halber Drehung,

ein Ruck geht durch ihren Körper, wie eine gespannte Feder zurück zum oberen Holm. Sohlumschwung, ihre Füße sind am Holm, ihr Körper dreht sich darum, Tsukahara gehockt in den Stand. Sie steht auf dem Boden, hebt die Arme und strahlt. Die Halle dröhnt. Gold am Stufenbarren.

Elisabeth Seitz ist eine Turnerin, die die Menschen mitreißt. Geht sie ans Gerät, sind alle Blicke auf sie gerichtet. Die technische Komponente ist im Turnen das eine, die Ausstrahlung das andere. Sprühende Positivität, das ist der Elisabeth-Seitz-Effekt.

Sie sagt: „Zu sehen, wie die Menschen sich freuen, gibt mir sehr viel.“

Schwere Zeiten

Stuttgart, Februar 2024. Selten erwischt man Elisabeth Seitz in einem ruhigen Moment. Nun sitzt sie im Schneidersitz auf einer Bank in ihrer Heimathalle in Stuttgart. Hinter ihr der blaue Turnerboden, der Ort, an dem sie gestürzt ist. Sie erinnert sich an eine schwierige Zeit. Ende 2014 musste sie am Fuß operiert werden, Ermüdungsbruch. Nicht nur ihr Körper war müde, auch ihr Kopf.

Turnerinnen werden dazu erzogen, auf ihre Trainerinnen zu hören. Wenn man so jung sei, sagt Seitz, sehe man die Trainer als Eltern. Nun sagt diese Person: Sie solle aufhören. Seitz aber merkte, sie will turnen.

„Das war das erste Mal, wo ich überlegen musste: Was will ich?“

Irgendwann verstand sie: Die Zweifel waren nicht echt. Sie hatte nur an sich selbst gezweifelt, weil andere an ihren Wünschen gezweifelt hatten. Das war eine wichtige Erkenntnis.

Ihre Antwort: Das Beste, was ich machen kann, ist Turnerin bleiben. Sie wollte nicht mit 19 aufhören. Sie wollte weiterturnen.

In den darauffolgenden elf Jahren ist das so geblieben. Nun gehört sie zu den alten Turnerinnen. 30 Jahre, in anderen Sportarten ist das vielleicht kein Alter. Doch im Turnen hält sich die Annahme, dass möglichst früh möglichst viel gelernt werden muss. Der Leistungshöhepunkt ist demnach früh. Weil das so ist, ist es eben doch etwas Besonderes, dass Seitz immer noch da ist, wo sie ist.

Turnen

Warum turnt Elisabeth Seitz? Sie wollte es schon immer. So sollte ihr Leben aussehen, Turnhalle, Wettkämpfe, Kreidestaub in der Luft. Sie liebt es, durch die Luft zu fliegen. Wer auf diesem Niveau turnen will, kann keine normale Jugendliche sein, kann nicht tanzen, trinken, bis 12 Uhr im Bett rumliegen am Wochenende. Jahrelange harte Arbeit ist vorausgegangen, bis etwas so perfekt aussieht, wie es nun aussieht.

Viele hören auf, weil das Training zu hart ist. Oder weil sie die Ansprachen der Trainerinnen nicht aushalten. Man muss immer wieder an seine Grenzen gehen. Und darüber hinaus.

Ihre Mutter Silvia Seitz sagt: „Früher hieß es: Du machst das, du gehorchst und fragst nicht.“ Doch ihre Tochter sei mit der Zeit auch eines geworden: selbstbestimmt.

Kim Bui, Turnerin und Freundin von Elisabeth Seitz, sagt: „Irgendwann haben wir uns gefunden. Wir haben gemerkt, wir denken gleich. Wir können für uns selbst verantwortlich sein. Und entscheiden, wie wir trainieren.“

Mit der Zeit hat Elisabeth Seitz sich ihre eigenen Regeln geschaffen, um ihrer Leidenschaft nachzugehen.

„Kämpfen lohnt sich, auch wenn man nicht weiß, wie es ausgeht“. Elisabeth Seitz im Kunstturnzentrum Stuttgart
Foto Laila Sieber

Zurückkommen

Februar 2024. Training in der Halle in Stuttgart. Elisabeth Seitz steckt ihre Hände in den Kreidetopf. Sie stellt sich an den Barren und schwingt sich hoch. Sie steht mit beiden Beinen auf dem unteren Holm, springt an den oberen. Sie hält sich fest, auch ihre Füße berühren das Holz. Ihr Körper rotiert um das Holz. Plötzlich steht sie im Handstand. Im Training versucht sie jetzt die Elemente für ihre Übung zu verbinden.

Es ist nicht so, dass Elisabeth Seitz einfach wieder losturnen konnte. Im Kopf kann sie das vielleicht. Aber ihr Körper sagte etwas anderes. Ihre Muskulatur musste aufgebaut werden. Monatelang hat sie Physiotherapie und Krafttraining gemacht. Dann fing sie bei null am Barren an.

Sie lässt sich fallen, landet auf einem Kisschen.

„Was macht dein Fuß?“, fragt eine andere Turnerin.

„Der rechte Fuß ist jetzt bei 65 Prozent“, sagt Seitz und geht zurück zum Barren.

Alter und Motivation

Das Fitnessstudio des Olympiastützpunktes. Gerät Wadenheber: Hintern auf dem Sitz, Beine im rechten Winkel, die Oberschenkel von Elisabeth Seitz sind mit einem Plaster fixiert, ihre Füße stehen auf einer Platte. Sie stellt ihren rechten Fuß auf die Zehenspitzen. Und stellt ihn wieder ab. Kräftigung der Wade.

Manchmal, sagt Seitz nun, finde sie es verrückt, dass ihre Konkurrentinnen halb so alt seien. Die Konkurrentin um den Olympiaplatz, Helen Kevric, ist 16 Jahre alt.

„Mein Körper ist nicht mehr der gleiche wie mit 16 Jahren“, sagt Seitz. Sie müsse nun sehr bewusst auf ihn hören. Doch sie will nicht aufhören, noch nicht. Sportwissenschaftler sagen, Motivation sei eine milde Form der Besessenheit. Seitz sagt: „Ja, das bin ich, definitiv.“

Erste Qualifikation

6. Juni 2024, Frankfurt, deutsche Meisterschaft, erste Olympiaqualifikation, Samstag. Sie holt eine Sprühflasche aus ihrer roten Tasche. Sie geht zum Stufenbarren, sprüht erst den unteren Holm von vorne ein, dann den oberen. Gleiches Prozedere von der anderen Seite. Sie reibt die Riemchen mit Magnesia ein, lockert ihren Nacken.

Sie schließt die Augen, einatmen, ausatmen. Dann turnt sie. Wenn sie turnt, wird Energie freigesetzt. Als sie landet, rufen die Menschen von der Tribüne „Eli, Eli“ und klatschen. Sie strahlt. Sie ist zurück. 14,600 Punkte.

Es sieht leicht aus, wenn sie turnt. Als Zuschauer sieht man die Trainingsstunden nicht, die Dinge, die nicht funktionieren. Man sieht nicht, wie oft ein Element geübt werden muss, bevor es funktioniert. Wie frustrierend es manchmal sein kann.

Die ehemalige Bundestrainerin Ulla Koch hat Elisabeth Seitz einmal als „Wettkampfsau“ bezeichnet. Was meinte sie damit?

Robert Mai, ihr Trainer, lächelt milde, er hält den Kopf gesenkt. Er kennt Seitz, seitdem sie eine Jugendliche ist. Seit neun Jahren trainiert er sie. Wenn sie kurz vor ihrer Übung stehe, sei sie sehr nervös, sagt er. Er merke das an ihren Bewegungen, die dann eckiger würden. „Aber wenn sie ans Gerät geht, ist sie voll da. Sie will es dann unbedingt schaffen.“ Doch so schwer wie jetzt war es noch nie.

Das sind die Spielregeln, um den letzten Platz für die Olympischen Spiele zu bekommen: Im Februar veröffentlichte der Deutsche Turner-Bund (DTB) Kriterien. Eine komplizierte Punktetabelle. Aus den Ergebnissen der WM 2023 wurden Punktzahlen errechnet. Sie sollen prognostizieren, wer in Paris ein Medaillenpotential haben könnte. Oder: Wer hat Chancen, ins Finale zu kommen?

Und noch etwas wurde festgelegt: Nur zwei Qualifikationswettkämpfe zählen.

Am Ende des Tages wird der Bundestrainer Gerben Wiersma sagen: „Helen is in pole.“ Heißt: Seitz' Konkurrentin Helen Kevric liegt nach der ersten Qualifikation vorne – wegen ihrer guten Mehrkampfwertung.

Am Abend wird der Bundestrainer mit Elisabeth Seitz reden. Und ihr etwas sagen, das für den zweiten Qualifikationswettkampf in Rüsselsheim eine Rolle spielen wird.

Deutsche Meisterschaften, Sonntag, Gerätefinals. Die Sprecherin sagt: „Das ist ihr Paradegerät. Sie turnt es wie keine Zweite in Deutschland.“ Sie hüpf und schüttelt ihre Beine aus, bevor sie an den

Barren geht. Sie spuckt auf ihre Hände. Dann fängt sie an zu turnen.

Sie strahlt. Sie wird deutsche Meisterin am Stufenbarren. 14,750 Punkte.

Im Pressegespräch danach sagt sie zur zweiten Qualifikation: „Ich versuche, nicht über mich hinauszuwachsen.“ Sie wolle sich auf das fokussieren, was sie kann. Das ist ihre einzige Chance.

Nach dem Wettkampf läuft ihr Vater auf sie zu, nimmt sie in den Arm und sagt: „Wie toll ist sie bitte?“ Auf seinem T-Shirt steht: Fan von Elisabeth Seitz. Umarmung, bestärkende Worte. Ihre Familie, ihr Freund, ihre Freunde halten sie, das sagt Seitz immer wieder.

Grenzerfahrung

22. Juni 2024, Rüsselsheim, zweite Olympiaqualifikation. Elisabeth Seitz sitzt in einer Ecke, die Beine eng an ihren Körper gezogen. Sie schließt die Augen, Ruhe in sich finden. Alle erwarten von ihr, dass sie funktioniert, auch sie selbst. Ihre Nasenflügel bebten. Sie versucht, ihr Nervensystem zu beruhigen.

Ihre Bewegungen sind nicht fließend, als sie den Barren einsprüht, wie immer. Atmen. Sie fängt an zu turnen. Sie turnt gut, für den Druck, der in dem Moment auf ihr gelastet hat, das sagt ihr Trainer.

Sie sitzt danach auf einem Hocker und wartet auf ihre Wertung. Die Wertung: 14,600 Punkte. Dann kann sie nicht mehr. Sie weint, steht auf und läuft zu einer Tür. Sie verschwindet dahinter, allein sein.

Kurz darauf zeigt ihre Konkurrentin Helen Kevric am Barren etwas, das sie zuvor nicht gezeigt hatte. Den Hindorff gebückt, ein Flugteil höchster Schwierigkeit, in Verbindung mit dem Pak-Salto. 14,800 Punkte. Am anderen Ende der Halle hat sich Elisabeth Seitz ein T-Shirt mit den olympischen Ringen übergezogen. Sie weiß, dass sie die Ringe in Paris nicht sehen wird. Am nächsten Tag wird der DTB Helen Kevric für den letzten Olympiaplatz vorschlagen. Seitz wird als Ersatzturnerin benannt werden.

Sie gratuliert ihrer Konkurrentin. Sie spricht mit Trainern. Sie spricht mit der Presse. Sie bleibt professionell. Obwohl es in ihr ganz anders aussieht, das verrät sie später. Auch das gehört zu ihr. Sie bleibt fair, trotz allem.

Am Abend, als die Geräte abgebaut sind, in Kisten verstaut, wirkt es fast, als wäre nichts geschehen. Seitz sitzt in einer Ecke und spricht über die letzten Tage. Am Samstag vor zwei Wochen, bei den deutschen Meisterschaften, hatte der Bundestrainer ihr bereits gesagt, dass es so aussieht, als wäre es nicht ihr Ticket, sondern das von Helen Kevric.

Seitz, die immer versucht, positiv zu bleiben, strauchelt. Sie gerät mental an ihre Grenzen. Sie fragt sich: Ist tatsächlich alles offen? Lohnt es sich noch, sich zu motivieren? Soll ich weiterkämpfen? Sie sagt: „Der größte Gegner war ich selbst.“

In den letzten Wochen habe es sich angefühlt, als lägen Steine auf ihrem Brustkorb. Sie konnte nicht atmen. „Das tiefe Ein- und Ausatmen hat mir in meinem Leben gefehlt“, sagt sie. Sie realisiert, wie anstrengend alles war. Die ganzen Monate seit der Verletzung.

Hier könnte nun alles zu Ende sein. Doch natürlich kommt es anders. Am Abend ihrer größten Niederlage fängt Seitz an, die Geschichte ins Positive zu wenden.

Se erzählt davon, wie sie ihr Schicksal in die Hand genommen hat. Wie sie weitergemacht hat, trotz der Verletzung. Sie hat nicht aufgegeben, obwohl andere es schon lange getan hätten. Sie hat gekämpft. Sie hat an sich geglaubt. Sie hat sich selbst noch besser kennengelernt. Sie sagt: „Kämpfen lohnt sich, auch wenn man nicht weiß, wie es ausgeht.“ Das, sagt sie, ist ihre Botschaft an alle anderen. Und man merkt, es geht längst nicht mehr um diesen Platz, ums Turnen. Es geht um große Fragen. Wie bewahrte ich meinen Glauben? Wer will ich sein?

Hätte sie sich noch einmal so entschieden? „Ja“, sagt sie.

Sie erinnert sich daran, was sie alles geschafft hat, an ihre erste WM 2009, an Olympische Spiele, an Titel bei den deutschen Meisterschaften, auch den letzten vor zwei Wochen. Dann sagt sie: „Dann esse ich den Kuchen eben ohne Sahne. Er schmeckt trotzdem geil.“

Und noch etwas anderes hat sie erfahren: Wer sie als Mensch ist, darüber bestimmt nicht ihre Leistung. Nach dem Wettkampf wartet ihre Familie auf sie, ihr Vater, ihre Mutter, ihr Freund, ihre Oma. Auch Kinder auf den Rängen sind noch da. Sie schreien: „Eli, Eli, Eli“. Sie wollen Autogramme.

Zukunft

Jeden Tag trainiert Elisabeth Seitz in Stuttgart, Vorbereitung auf die Olympischen Spiele. Als Ersatzturnerin muss sie fit sein, falls jemand ausfällt. Nach Paris fährt sie sicher. Sie wird für die Sportschau als Expertin von den Spielen berichten. Vor einigen Tagen, nach zehn Monaten, schlug Seitz ihren ersten Salto auf dem Trampolin. Das habe einen Kick in ihr ausgelöst, schrieb sie auf Instagram. Adrenalinschub. Die nächste Vision, die sie im Kopf hat: die Heim-Europameisterschaft in Leipzig im Mai 2025.

Auf den ersten Blick überrascht es, dass Philip Kipp die Arbeit in Athletic Bilbaos Fußballakademie studieren wollte. Er ist Eishockeytrainer.

In Spanien wissen die meisten vermutlich noch nicht einmal, wie viele Spieler beim Eishockey auf dem Eis stehen. Doch der deutsche Junioren-Bundestrainer Kipp glaubte, die Methodik einer baskischen Fußballschule könne das Eishockey in Deutschland besser machen. „Im Grunde müssen wir als Eishockey Deutschland genauso funktionieren wie Athletic: Wir müssen aus einem kleinen Talentpool eine hohe Zahl starker Spieler entwickeln. Der Output, den Athletic dabei hervorbringt, ist weltweit einzigartig. Das wollte ich verstehen“, sagt Kipp: „Wie machen die das?“

Deutlicher denn je zeigte sich das Ergebnis baskischer Fußballschaftsbildung bei der gerade beendeten EM. Neun der 23 spanischen Europameister wurden im baskischen Fußball sozialisiert, bei Athletic Bilbao, Real Sociedad San Sebastián und ihren Partnerklubs, unter anderem die beiden Final-Torschützen beim 2:1 über England, Nico Williams und Mikel Oyarzabal. Als würde Rheinland-Pfalz 39 Prozent der deutschen Nationalelf stellen. Das Baskenland hat nur 2,2 Millionen Einwohner.

Auch wenn die meisten Zuschauer nicht um den hohen Anteil baskischer Spieler im spanischen EM-Team wussten, so konnten ihn viele spüren. Spanien spielte plötzlich anders; variantenreicher.

Zuvor hatte Spanien 18 Jahre lang vom FC Barcelona gelebt. Barça gab dem Nationalteam nicht nur durchweg prägende Spieler wie Xavi, Iniesta oder Busquets, sondern die Selección kopierte auch treu Barças ausgedehntes Kurzpaspsspiel. Als Spanien 2010 erstmals Weltmeister wurde, standen sieben Barça-Spieler in der Final Elf. Bei dieser EM war das Barcelonatyrische Passspiel immer noch im spanischen Spielfluss präsent, aber die Elf mischte es mit zielstrebigem Durchbrechen über die Flügel und verharrete auch mal minutenlang in der Defensive, ohne in Panik zu geraten. Es war nicht zu verkennen, dass hier Spieler mitwirkten, die das Fußballspielen fern von Barcelona gelernt hatten. „Unsere Spieler“, sagt Iñaki González, ein ehemaliger Jugendtrainer von Athletic Bilbao, „sollt du immer an ihrer Wucht und ihrem Gespür für den freien Raum erkennen.“ Wobei es, nebenbei bemerkt, nicht ohne Ironie ist, dass 15 der 23 aktuellen spanischen Europameister im Baskenland und in Barcelona geformt wurden. In Regionen, wo trotz vorbildlicher Autonomierechte noch immer der Separatismus blüht.

Bevor der Eishockeytrainer Kipp an einen Besuch im baskischen Fußballland dachte, war eine Delegation des VfB Stuttgart unter der Leitung ihres damaligen Akademiechefs Thomas Hitzlsperger schon dort gewesen. Die Woche in Bilbao begann mit einem Knalleffekt für die Stuttgarter Jugendtrainer. Hitzlsperger ging mit ihnen erst einmal ins Museum; ins weltberühmte Guggenheim. War der Besuch vor allem Hitzlspergers Lebensneugierde geschuldet, so wurden die Stuttgarter am nächsten Morgen in Athletic Trainingszentrum Lezama ähnlich überrascht wie von Jorge Oteiza Eisenkonstruktionen im Guggenheim.

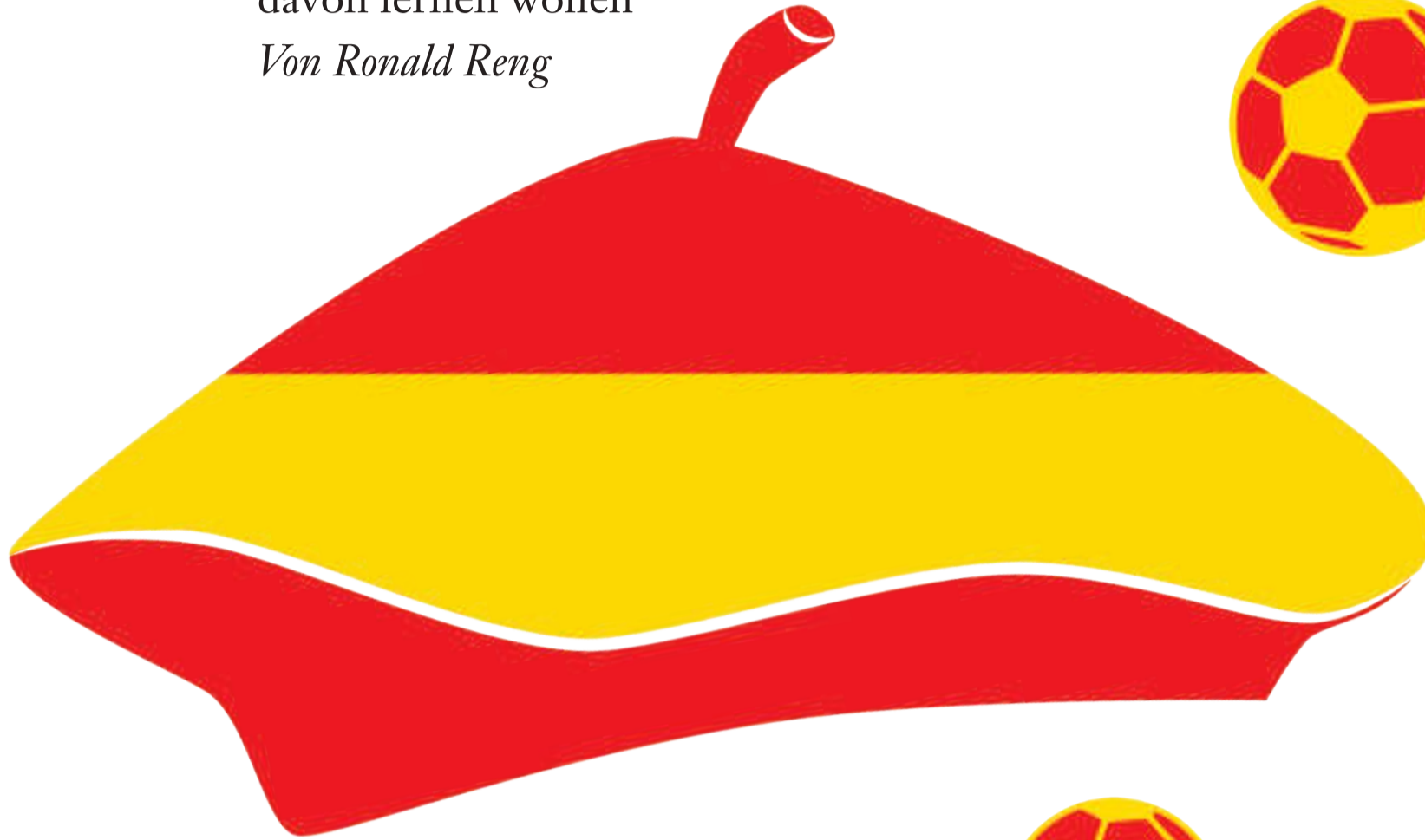
Athletic, eröffnete man ihnen, beschäftigt 21 Jugendtrainer und Trainerausbilder, die gar nicht im eigenen Verein arbeiten – sondern in den Amateurklubs der Region. Hinzu kommen drei Fachleute, die den kleinen Vereinen helfen sollen, ihre Strukturen zu verbessern. Mit 170 Amateurklubs im Baskenland hat Athletic Abkommen zur Zusammenarbeit geschlossen. „Unsere Trainer leiten dort auch mal das Training, aber vor



Baskische Schule

Gegen die Regeln der Branche: Wie Spaniens Europameister trainieren und was die Deutschen davon lernen wollen

Von Ronald Reng



Es gibt weltweit keine vergleichbare breite Förderung von Kinderfußball in der gesamten Region durch Profiklubs. Den Aufwand hat sich Athletic selbst eingebrockt: Seit mehr als 100 Jahren hält der Klub an seiner Doktrin fest, nur baskische Fußballer einzusetzen. Real Sociedad sieht das lockerer, empfindet es aber auch als unausgesprochene Pflicht, möglichst viele baskische Spieler aufzubieten. In der ultraglobalen Welt des Fußballs wirkt das wie ein Anachronismus. Die Basken haben daraus aber eine Erfolgsformel gemacht. 74 Prozent von Athletics Profiteam sind selbst ausgebildete Spieler, 61 Prozent sind es bei Real Sociedad. Auch das ist weltweit unerreicht. Die beiden Klubs wurden damit vergangene Saison Fünfter und Sechster in Spaniens Primera División.

ANZEIGE

Wie gut kennen Sie die Olympischen Spiele?

Beweisen Sie Ihr Wissen im F.A.Z. News-Quiz und vergleichen Sie sich mit anderen Lesern!

Jetzt mitmachen unter: faz.net/olympia-quiz

Bei den Kinderteams verliert Athletic nun gelegentlich gegen Amateurklubs, die von Athletics externen Trainern besser gemacht wurden. Das ist im Sinn der Sache. Es sollen im Baskenland möglichst viele Kinder gefördert werden, denn sie haben nur dieses eine, kleine Reservoir an Talenten. Und sie werden deshalb geduldiger gefördert. Ein Viertligaverband, CD Basconia, bestückt seine Männerelf aufgrund des Abkommens ausschließlich mit 16 bis 20 Jahre alten Athletic-Jungen. Von dort können sie in Athletics Reservelf aufsteigen und dann, im Idealfall, mit 21, 22 in die Profi-Elf. Solch eine dreistufige Heranführung an den Männerfußball leisten sich im Weltfußball nur die baskischen Klubs.

Die Trainingsübungen, die sie in Bilbao sahen, kannten die Stuttgarter Jugendtrainer fast alle. Das Training ist nicht das Besondere im Baskenland. Es ist

die strukturelle Methodik – und die Atmosphäre. Es herrscht Tüftlerstimmung. Schon länger probieren Athletics Jugendtrainer aus, mit so wenig Hierarchien wie möglich im Trainerteam zu arbeiten. Das heißt, bei der Trainingsgestaltung redet hier auch der Physiotherapeut auf Augenhöhe mit dem Cheftrainer; als Experte für Belastungen und nicht als Untergebener.

Oder sie stellten fest, dass die Kinder in der Schule Mathe, Englisch, Physik lernen, aber nicht, mit Kritik umzugehen. Also versuchen sie, Kritikfähigkeit zu trainieren wie den Spanschuss. Die Kinder müssen sich jede Woche selbst bewerten, und der Trainer tritt dann in einen Dialog mit ihnen, „warum hast du dir diese Woche in Technik eine 3 gegeben?“ Vor jeder Trainingswoche bespricht der Trainer mit sechs Kindern das Programm, und die sechs, nicht die Trainer, stellen es dann den Mitspielern vor. „Die Kinder sollen lernen, mitzudenken und Verantwortung für die eigene Leistung zu empfinden. Zu viele im Fußball verstecken sich hinter dem ‚Wir‘ der Mannschaft“, erklärte Jugendtrainer Iñaki González den Stuttgarter Kollegen. „Wir fordern sie auch explizit auf, uns Trainer zu kritisieren. Passt mal auf!“ – „Max!“, rief González über den Trainingsplatz, und ein 12 Jahre alter, deutschsprachiger Athletic-Junge trabte heran. „Was gefällt dir heute nicht am Training, Max?“, fragte González. Da fiel Max, vor so vielen Erwachsenen, gar nichts ein.

In diesem Fußballland geht es darum, Dinge zu probieren: Vor fünf Jahren

führte Athletic zum Beispiel die „breite Woche“ und die „tiefe Woche“ im Jugendtraining ein; eine Woche lang übten sie verstärkt den Spielaufbau über die Breite des Spielfelds, eine Woche stand der steile Angriff im Zentrum der Übungen, wechselweise, das ganze Jahr hindurch. Etlische solcher Ideen werden dann auch wieder verworfen. Was bleibt, ist das Gefühl, ein besonderer Verein zu sein, einer, der gegen die Regeln der Branche arbeitet. Das beflügelt.

Fast die Hälfte der Europameister kommt aus dieser Schule. Spaniens Innenverteidiger Aymeric Laporte spielte noch mit 16 in einem von Athletic unterstützten Amateurverein, sein Vertreter im Nationalteam Dani Vivian verbrachte fast seine gesamte Schulzeit in solchen geförderten baskischen Amateurteams.

Eine Idee brachte die Delegation des VfB Stuttgart nach Deutschland. Der VfB unterstützt nun auch elf Amateurvereine, vor allem beim Training der Jüngsten. Der 1. FC Heidenheim hat gerade drei Stellen für sogenannte Regionenentwickler geschaffen, die im Umkreis von 50 Kilometern das ganze Jahr hindurch Talente unter 12 in Amateurklubs trainieren und die Trainer dort weiterbilden. Im Vergleich zum Baskenland sind das alles jedoch noch homöopathische Dosen. Auch das deutsche Eishockey wird noch auf baskische Einflüsse warten müssen. Als sich Philip Kipp um einen Besuch bei Athletic bewarb, musste er feststellen, dass angesichts von Anfragen aus der ganzen Welt die Warteliste für Hospitanten ein halbes Jahr beträgt. Am angebotenen Termin musste er dann leider schon wieder als Eishockeytrainer arbeiten.

SIPPELS SPORTSTUNDE



Warum entspannt uns Wasser?

VON STEFANIE SIPPEL

Der Himmel war grau, die Wiese im Freibad beinahe leer, der Bademeister hantierte mit seinem Sonnenschirm, den er womöglich nicht mehr brauchte. Keine optimalen Bedingungen für meine Freundin und mich und unseren Freibadbesuch. Schnell liefen wir zum Becken. Und tauchten ab. Vom einen auf den anderen Moment wurde mein Kopf frei, mein Körper wurde vom Wasser getragen. Ich sah nur noch Türkis.

Schwimmen versetzt mich in einen meditativen Zustand, ich kann dann alles andere ausblenden. Umso interessanter fand ich, dass es einer Kollegin genauso ging. Sie sehnte sich gerade so sehr nach dem Meer. Was also steckt hinter der Wasser-Obsession? Hilft uns das Wasser womöglich, zu entspannen?

Das britische Blue-Health-Projekt beschäftigt sich genau mit solchen Fragen. Wissenschaftler aus ganz Europa forschen dort. Mathew White und sein Team fanden heraus, dass Wasser das körperliche und seelische Wohlbefinden positiv beeinflusst – sogar mehr als ein Aufenthalt im Grünen. Manchmal seien die beiden Bereiche jedoch nicht voneinander zu trennen.

Aber nicht jeder Aufenthalt am Wasser wirkte sich ihrer Studie zufolge gleich positiv aus. Als besonders positiv wurden Aufenthalte an solchen Küsten gewertet, die wenig Gefahren bergen – und mehrere Stunden dauerten. Doch sollte man nicht bloß am Strand liegen und einen Drink genießen. Wer am Strand spazierte, den Himmel betrachtete oder mit seinen Kindern spielte – sich in der Umwelt also aktiv einbrachte –, hatte danach noch mehr für sein Wohlbefinden getan. Ein Verbundenheitsgefühl ist demnach entscheidend.

All diese Faktoren sind in einer Großstadt natürlich gar nicht so leicht zu finden. Dann, sagen die Wissenschaftler, müsse man das nehmen, was verfügbar ist.

Das Rauschen des Meeres, die wechselnden Gezeiten, die Dünen, die sich mit dem Wind bewegen, aber auch das Plätschern eines Baches, all das hilft auch aus einem anderen Grund. Solche Veränderungen nennen Wissenschaftler eine sanfte Faszination. Das Gute daran: Unsere Aufmerksamkeit geht dorthin, man fokussiert sich – die anderen Gedanken rücken in den Hintergrund. Der Kopf bekommt eine Pause.

Vielleicht probiere ich bald, einen Ausflug an die Lahn zu machen. Eine Kombination aus Kajakfahren und Schwimmen wird's sicher bringen. So lange muss das Freibad genügen. Wenn es da schwappt und schwapp, kann man sich ohne Probleme ans Meer träumen.

Sie haben auch Fragen zum Sport? Schreiben Sie Stefanie Sippel unter: sportstunde@faz.de

KOPF DER WOCHE RALF SCHUMACHER

Zum Beispiel Hoffnung

Auf das Coming-out folgen tumbe Hasskommentare – doch Homophobie ist nicht mehrheitsfähig. Von Sönke Sievers

Das ist nur noch krank“, schreibt jemand bei Instagram, und mehr als dreihundert anderen Nutzern gefällt das. „Sollte ein Vorbild sein w.i.e.d.e.r.l.i.c.h (sic)“, formuliert eine junge Frau etwas kryptisch und erhält dafür Zustimmung, mehr als fünfhundert Likes. Ein Dritter hinterlässt nur eine kleine Animation, ein sogenanntes Gif: Eine Art Strichmännchen kniet vor einer Klosschüssel und übergibt sich wieder und wieder. Mehr als zweitausendvierhundert Likes. Ihr Hass richtet sich gegen Ralf Schumacher. Denn Ralf Schumacher liebt einen Mann.

Der Mann, den Ralf Schumacher liebt, das machte er in der vergangenen Woche auf Instagram in Form eines gemeinsamen Fotos öffentlich, heißt Étienne Bousquet-Cassagne. Er ist 34 Jahre alt und Franzose. Was Journalisten schnell recherchierten: Bei Instagram folgt Schumachers Partner dem rechtsextremen Rassemblement National. Mit 18

schloss er sich der Partei, die damals noch Front National hieß, sogar an und machte Karriere. Er kandidierte für das Parlament, stieg auf bis zum Regionalrat, ehe er 2020 verkündete, aus der Partei ausgetreten zu sein. Er begründete dies mit einer „Veränderung im Berufsleben“.

Bousquet-Cassagne Vergangenheit wirft Fragen auf, und allein vor diesem Hintergrund mag es Menschen geben, die ihn, Schumacher und ihre Liebesbeziehung kritisch sehen. Es mag darüber hinaus sein, dass Schumacher jahrelang bestritt, homo- oder bisexuell zu sein, wengleich es im Fahrerlager als offenes Geheimnis galt. Und es mag sein, dass er Lewis Hamilton öffentlich kritisierte, weil dieser gesellschaftliche Missstände im Rahmen der Formel 1 anprangerte, in Ungarn etwa die LGBTQ+-feindliche Gesetzgebung der Regierung von Viktor Orbán. Dass er dazu aufrief, „Sport und Politik“ nicht zu vermischen, und dabei Menschenrechte mit „Politik“ verwech-

selte. Manches davon war und bleibt kritikwürdig.

Diejenigen aber, die Ralf Schumacher seit der vergangenen Woche im Internet „krank“ nennen und „w.i.e.d.e.r.l.i.c.h“; die ihm kotzende Strichmännchen hinterlassen, die ihrer Menschenverachtung also ungeniert freien Lauf lassen, interessiert all das nicht. Sie sind Fanatiker und scheitern es solche verlässlich an einer differenzierten Betrachtungsweise. Für sie zählt bloß, dass hier ein Mann mit einem anderen Mann eine Liebesbeziehung führt. So tumb in ihrer Grausamkeit geht die Formel der Homophobie.

Dann sind da jene, die es stört, dass Medien über das Coming-out von Ralf Schumacher berichten. „Kann das Thema einfach ad acta gelegt werden?“, fragt wieder eine junge Frau bei Instagram unter einem entsprechenden Beitrag der F.A.Z. „Nervt nur noch“, ergänzt sie. Eine andere Frau pflichtet ihr bei: „Es nervt, interessiert nicht die Bohne.“ Es

ist schwer zu begreifen, was Menschen dazu bewegt, in dieser Form auf die Berichte über das Coming-out eines ehemaligen Spitzensportlers zu reagieren. Im besten Fall haben diese Personen nichts von dem Segen, sich der eigenen Sexualität ein Leben lang sicher zu sein und als Heterosexuelle der sogenannten Norm zu entsprechen. Wissen nicht zu schätzen, dass sie sich nie rechtfertigen, verstellen oder wieder und wieder lügen mussten. So wie Ralf Schumacher log und dazu jedes Recht hatte.

Die „Es nervt“-Kommentarschreiber verkennen, dass auch sie jene blockieren, die sich zum Lügen verdammt fühlen. Und dass es jenen, die sich verstecken, helfen kann, wenn sich ein prominenter Homo- oder Bisexueller offenbart. Dass nach Schumachers aktiver Karriere in der Formel 1 noch 17 Jahre vergingen bis zum Coming-out und er damit in der bald 75 Jahre währenden Geschichte dieses Sports erst der vierte Pilot ist, der sich

dazu entschloss, sollte der heterosexuellen Mehrheit eigentlich, nein, keine Vorstellung, das wäre anmaßend, aber wenigstens einen Hinweis darauf geben, wie groß die Hürde ist.

Das Beispiel Ralf Schumachers aber gibt zugleich Anlass zur Hoffnung. Die homophoben Fanatiker sind in der Minderheit.

Das Foto, das Schumacher von sich und seinem Partner ins Netz stellte, war unterschrieben mit einem Sinnspruch: „Das schönste im Leben ist, wenn man den richtigen Partner an seiner Seite hat, mit dem man alles teilen kann.“ Der Beitrag erhielt, binnen weniger Tage, mehr als fünfhunderttausend Likes.



Foto: Picture Alliance

Kommt kein Schiff gefahren

Im Fehmarnbelt zwischen Deutschland und Dänemark wächst auf der Vogelfluglinie die unterirdische Straßen- und Schienenverbindung heran. Die Zeit der großen Eisenbahnfahrten auf der Ostsee ist schon Vergangenheit.

Von Eberhard Krummbeuer



Ein Diesel-ICE fährt im Mai 2009 auf das Fährschiff Prins Richard der Reederei Scandlines am Fähranleger in Puttgarden auf Fehmarn.



Die auch von Bussen zu befahrende Eisenbahnfähre fuhr von 1957 bis 1963 auf der Verbindung zwischen dem deutschen Ostseebad Großenbrode und der dänischen Stadt Gedser.

Der Name des Fischerdörfchens Puttgarden auf der Insel Fehmarn stand 56 Jahre lang auf den Zugtafeln internationaler Reisezüge, prominent neben illustren Stationen wie Roma Termini, Paris Nord oder Amsterdam CS. Zum Beispiel beim „Holland-Skandinavien-Express“ von Hoek van Holland nach Kopenhagen oder dem Alpen-Express zwischen Rom und der dänischen Hauptstadt mit Schlafwagen nach und von Stockholm. Für etliche Reisezugwagen, die über weitläufige Kurswagenverbindungen aus ganz Europa ankamen, war Puttgarden Endstation, für einige Zwischenstopp auf dem weiteren Weg nach Skandinavien. Rangierlokomotiven holten sie aus dem Zugverband und buggierten sie über kurze Gleisverbindungen zu den Hafenecken und weiter auf die mit Schienen ausgestatteten Eisenbahnfahrten.

Rund um die Uhr lief der geschäftige Betrieb im Fährbahnhof Puttgarden, der auf der dänischen Seite mit Rødbyhavn seinen Gegenpol hatte. Nur 19 Kilometer Seeweg trennen die Ufer, für die Fähren ein Katzensprung von 45 Minuten. Während die Beladung der Schiffe über zwei Hafenecken bahntechnisch die kleinere Aufgabe war, standen auf Fehmarn zusätzlich umfangreiche Gleisanlagen zur Verfügung: Aus den aus Dänemark an Land gebrachten D-Zug-Wagen mussten in kurzer Zeit bis zu drei Fernzüge mit Zielen weit südlich in Europa zusammengestellt werden. Sie starteten ihre Reisen meist mit der roten Diesellok V 200, die zu ihrer Zeit ein Star der Bundesbahn war, auf der bis hinunter nach Lübeck nur eingleisige Strecke. Beide Fährbahnhöfe und diese für den Schnellzugverkehr eigens errichtete Bahnstrecke waren als „Vogelfluglinie“ 1963 von König Frederik IX. und dem damaligen Bundespräsidenten Heinrich Lübke in einem Festakt als eines der ersten großen Verkehrsinfrastrukturprojekte im Nachkriegsdeutschland in Betrieb genommen worden. Sie entspricht der Luftlinie, dem kürzesten Weg zwischen Schleswig-Holstein und der dänischen Insel Lolland und folgte damit den uralten intuitiven Routen der Zugvögel.

Das Zusammenspiel von Schiene und Schiff kam gewissermaßen aus einer Hand. Denn den Fährbetrieb teilten sich auch schon auf anderen Ostsee-Verbindungen seit Jahrzehnten die Dänische Staatsbahn und die Deutsche Bundesbahn, zuvor schon die Vorkriegs-Reichsbahn. Selbst die noch in den Fünfzigern beschafften Schiffe dokumentierten für lange Zeit staatstragend den Pendelverkehr zwischen den Ostseeufern. Sie waren nach den dänischen Monarchen Frederik IX. und Margrethe sowie den Bundespräsidenten Theodor Heuss und Karl Car-

stens benannt, oder sie waren schlicht auf „Danmark“ und „Deutschland“ getauft. Noch vor dem Jahr 2000 vereinigten beide Bahnen ihr Geschäft in der Reederei Scandlines und verkauften es Jahre später an einen britischen Finanzinvestor.

Der Eisenbahntrajekt-Verkehr, so der Fachausdruck für den Schiffsverkehr mit Schienen an Bord, war, wie auf anderen Meeren und Seen in aller Welt, von den Ostseerainern schon viele Jahrzehnte zuvor entwickelt worden, um nasse Distanzen des Kontinents zu überbrücken. Die Idee der Vogelfluglinie war seit dem 19. Jahrhundert immer wieder diskutiert und dann vor dem Zweiten Weltkrieg begonnen worden.

In den Jahren des Wiederaufbaus hatte das Projekt Vogelfluglinie zunächst aber hinten angestanden. Doch die deutsche Teilung und der Eisener Vorkang durch Europa beschleunigten dann in den Fünfzigern das Vorhaben. Der Grund: Bis zum Kriegsende war die Route von Warnemünde nach Gedser eine der Hauptstrecken der Eisenbahnverkehrsverkehre auf der Route Wien - Prag - Berlin - Kopenhagen - Stockholm gewesen. Europas Wirtschaft im Westen brauchte dafür dringend einen Ersatz. So wurde provisorisch 1951 eine Eisenbahnfähre von Großenbrode ins dänische Gedser eingerichtet. Der Nachteil: Die Überfahrt vom östlichsten Zipfel des holsteinischen Festlands über rund 70 Kilometer Ostsee dauerte mehrere Stunden. Die Linie wurde dann zwölf Jahre später eingestellt und von der Vogelfluglinie abgelöst.

Die ebenfalls von den Staatsbahnen betriebenen Fährverbindungen zwischen Warnemünde und Gedser, eingerichtet im Jahr 1886, waren bis 1995 die älteste Schiffsverbindung für Schienenfahrzeuge und von nach Skandinavien. Heute wird sie mit riesigen Autofähren von Scandlines bedient. Die Bahnanlagen für den Fährbetrieb sind sowohl in Warnemünde als auch in Gedser abgebaut. Vorbei an Warnemünde fahren die RoRo-Schiffe heute den Fluss Warnow aufwärts bis zum Rostocker Überseehafen.

Bis 2019 gab es im Sommer mit dem Berlin-Night-Express eine Liegewagenverbindung eines privaten Bahnunternehmens zwischen Berlin und Stockholm. Diese nutzte von Sassnitz auf Rügen nach Trelleborg in Südschweden die Eisenbahnfähre „Sassnitz“. Anders als bei anderen Trajekten durften die Passagiere während der nächtlichen Überfahrt im Zug verbleiben. Das löste Sicherheitsbedenken aus und rief die Aufsichtsbehörde auf den Plan. In der Folge wurde die allerletzte Reisezugförderung über die Ostsee nicht weiterbetrieben. Inzwischen fährt der Express über die Jütland-Route.

Mit dem stürmisch wachsendem Verkehrsaufkommen der letzten Jahrzehnte geriet das Fährgeschäft unter den Druck von Kapazitäts- und Kostenproblemen. Das Rangieren von Schienenfahrzeugen auf das Schiff und wieder herunter wurde auch bei so kurzen Fährdistanzen wie den Fehmarnbelt mit weniger als einer Stunde Schiffsreise zunehmend unwirtschaftlich. So teuer, dass es sich stattdessen lohnte, mit milliardenteuren Hightech-Lösungen feste Schienenverbindungen mit Brücken und Tunneln als Alternative zu bauen.



Paradeisspiele sind neben dem Kanalunnel zwischen Frankreich und Großbritannien insbesondere die skandinavischen Projekte wie die Ende der Neunzigerjahre fertiggestellte Querung des Großen Belt zwischen östlichem und westlichem Dänemark und die 2000 eröffnete Öresundbrücke zwischen Dänemark und Schweden, welche die Reise zwischen Kopenhagen und Malmö zur Nahverkehrsstrecke macht. Seitdem gibt es eine durchgehende Schienenverbindung aus Mitteleuropa nach Skandinavien.

Nach und nach veränderte sich auf der Vogelfluglinie das Verkehrsaufkommen. Immer mehr Autos, immer mehr Lkw machten die Straßenkapazitäten der Bundesstraßen in Schleswig-Holstein wie auf der dänischen Seite und auch auf den Schiffen bald zu eng. Zu Ferienzeiten bilden sich regelmäßig kilometerlange Staus mit entsprechenden Wartezeiten für die Überfahrt. Hinzu kam: Die Insel Fehmarn ist durch den Fehmarnsund vom Festland abgetrennt. Dort wurde eigens für die Vogelfluglinie eine anscheinlich Bogenbrücke gebaut, die im Volksmund schnell als „Kleiderbügel“ bekannt wurde. Die schöne Ingenieurskunst steht unter Denkmalschutz. Obwohl gerade mal sechs Jahrzehnte alt, gilt sie aber als nicht mehr geeignet, denn nach der Eröffnung der vierspürigen Tunnelautobahn voraussichtlich stürmisch wachsenden Straßenverkehr sowie dem Betrieb der künftig zweigleisigen, für Tempo 250 ausgebauten Bahnstrecke aufzunehmen. Wie der Belt wird künftig auch der Sund in einem Tunnel durchfahren.

Der Bahnverkehr auf der Vogelfluglinie bröckelt schon länger. So wählte der Güterverkehr nach der Fertigstellung der Großen Beltquerung für die Nord-Süd-Verbindungen mit Skandinavien immer häufiger den rund 160 Kilometer längeren Weg über Flensburg sowie die Tunnel- und Brückentrasse über den Großen Belt Richtung Kopenhagen. Im Personenverkehr war die Zeit der internationalen D-Züge mit den klangvollen Namen seit dem Start der Billigflieger und mit dem Aufbau der InterCity- und Eurocity-Netze in vielen europäischen Staaten von den Siebzigerjahren an schon bald Vergangenheit.

Auf der Vogelfluglinie pendelten zuletzt nur noch Dieseltriebzüge der Dänischen Staatsbahn zwischen Kopenhagen und Hamburg. Diese Züge waren so kurz, dass sie bei der Überfahrt ohne Rangiermanöver als Einheit an Bord fahren konnten. Ein zeitweiliger Exot war die ebenfalls kurze Diesellokvariante des ICE. Sie ist längst außer Betrieb und weitgehend verschrottet.

So endete der Trajektverkehr über den Fehmarnbelt am 14. Dezember 2019 zum Wechsel des Jahresfahrplans, letztlich auch, um Platz für die Großbaustelle auf beiden Ostseeufern zu schaffen. Schon einen Tag später startete der Eurocity aus Hamburg nach Kopenhagen auf der Jütland-Route über Flensburg, Kolding, Odense und den Großen Belt. Auch auf den weiteren Fahrtrouten etwa zwischen Travemünde und Trelleborg in Südschweden oder von Rostock und Salfitz aus wurden die noch vorhandenen Güterzugverbindungen eingestellt. Eisenbahnfahrten auf der Ostsee sind nur noch Geschichte.

Die Fertigstellung der Fehmarnbelt-Querung voraussichtlich bis zum Ende des Jahrzehnts wird die Verkehrsströme zwischen Nord- und Mitteleuropa nachhaltig verändern. Sie ist ein Abschnitt des Verkehrskorridors „Scan-Med“ von Skandinavien ins Mittelmeer bis nach Sizilien. Sie ist eine Achse der von der EU entworfenen Transeuropäischen Netze (TEN). Auch unter Wasser bleibt die Vogelfluglinie die kürzeste Verbindung zwischen Deutschland und Skandinavien und wird die schnellste sein. Die Reisezeit zwischen Hamburg und Kopenhagen soll mit den schnellen Zügen von fünf Stunden auf weniger als drei schrumpfen. Dafür muss noch viel gebaut werden. Die eingleisige Bäderbahn entlang der Lübecker Bucht nach Fehmarn soll zweigleisig modernisiert werden. Auf dänischer Seite ist die Hochgeschwindigkeitsstrecke in weiten Teilen bereits fertiggestellt.

Der Ortsname Puttgarden wird nicht wieder auf die Zugtafeln kommen: Der ehemalige Fährbahnhof markiert künftig nur noch die Rampe zum neuen Tunnel durch die Ostsee. Immerhin: Das Land Schleswig-Holstein will den derzeit unterbrochenen Schienenbahnverkehr auf die Ferieninsel Fehmarn künftig wieder betreiben lassen. Bis nach Puttgarden.



Matroscha-Prinzip: Autos auf einem Zug auf einer Fähre

Der dänische König Frederik IX. und Bundespräsident Heinrich Lübke gehen in Rødbyhavn von Bord.





Steigflug im Schlepptau: Hoch geht es mit bis zu 7,5 Metern in der Sekunde.

Fotos Uwe Stohrer

Höhenzug

In die Luft kommt ein Segelflugzeug nicht allein. Oft hilft ein Motorschlepper, meist älteren Semesters. Eine Schweizer Manufaktur bietet ein extra für diesen Zweck gebautes Flugzeug. Selbstversuch von *Jürgen Schelling*.

Bevor das lautlose Segeln beginnt, muss das Flugzeug in die Luft. Das ginge mit einer stationären Seilwinde am Flugplatz. Dabei ist die erreichbare Ausgangshöhe aber durch die Seillänge der Winde bestimmt. Der Pilot muss zudem immer in unmittelbarer Flugplatznähe nach der Thermik für das Steigen suchen. Die zweite und effektivere, aber auch teurere Methode ist es, sich an einem Seil hinter einem Motorflugzeug hochziehen zu lassen. Der Segelflugpilot kann den ihn schleppenden Kollegen bis an eine für ihn geeignete Stelle sowie in jede von ihm gewünschte Höhe dirigieren, um sich dann dort im Wortsinn auszuklinken.

Für das Schleppen kommen üblicherweise umgerüstete Reiseflugzeuge älterer Baujahre zum Einsatz. Betagte Morane, Piper PA-18, Robin oder Aviat Husky haben eine Schleppkupplung im Heck, zusätzlich ist stets eine Seilauflinkvorrichtung im Cockpit für den Piloten installiert, damit er das Seil jederzeit lösen kann. Der Nachteil dieses Systems ohne Einzugsmöglichkeit: Das Schleppseil muss vor jeder Landung abgeworfen und von Helfern am Boden wieder eingesammelt werden. Zudem sind die Schleppkosten je Minute für den Segelflieger relativ hoch, weil die Motormaschine üblicherweise teures verbleites Flugbenzin vom Typ Avgas benötigt. Ein von der europäischen Flugsicherheitsagentur EASA kürzlich zugelassenes Propellerflugzeug der Schweizer Lightwing AG könnte künftig womöglich einen Teil der Flotte oft veralteter und spritsaufender Schleppflugzeuge ersetzen.

Dafür bringt der helvetische Flugzeugbauer mit seinem Hochdecker vom

Typ AC4 GT gute Voraussetzungen mit. Etwa den kräftigen Rotax-Motor 915 iSC mit 141 PS, eine robuste Struktur der Zelle mit zentralem Aluminiumrohr und bespannten Tragflächen sowie Details, die speziell für das Schleppen von Segelflugzeugen konzipiert sind. So sitzt im Rumpf eine integrierte Seileinzugsvorrichtung. Das Schleppseil wird damit nach dem Ausklinken des Segelflugzeugs eingezogen und im Rumpfheck per Elektromotor auf eine Trommel gerollt.

Zudem gibt es im Heck eine nach hinten gerichtete Kamera: Deren Bild zeigt auf einem Display im AC4-Armaturenbrett dem Piloten das angehängte Segelflugzeug. Überhaupt ist die Bordelektronik vom Allerfeinsten und für ein Schleppflugzeug fast schon überdimensioniert. Große Bildschirme zeigen alle wichtigen Daten wie Geschwindigkeit, Höhe, Steigen oder Sinken, Verbrauch, Öl- und Wassertemperatur an. Zudem ist auf dem Hauptdisplay die Fluglage der Maschine mithilfe eines künstlichen Horizonts zu verfolgen. Das braucht zum Schleppen zwar kein Mensch, weil natürlich nur unter Sichtflugbedingungen geflogen werden darf und die Maschine egal in welcher Variante nicht für Instrumentenflug zugelassen ist. Als Pilot fühlt man sich aber, als würde man eine Linienmaschine steuern, zumal auf einem zweiten Display die eigene Position samt umgebender Luftraumstruktur abgebildet ist – oder optional per Livekamera das hinterrand hängende Segelflugzeug.

Vor allem soll der Zweisitzer aber mit günstigen Betriebskosten auf sich aufmerksam machen: Der Vierzylinder-Turbomotor schluckt im Schleppbetrieb lediglich rund 30 Liter je Stunde. Das ist

nur etwa die Hälfte des Verbrauchs älterer Maschinen. Getankt wird bleifreies Super, gerne auch von der Autotankstelle. Mit einer hohen Schleppleistung auch für schwere Doppelsitzer-Segelflugzeuge bis zu 850 Kilogramm Gewicht sowie einer Geschwindigkeitsspanne zwischen 100 und 150 km/h deckt die eidgenössische Neuheit alle Einsatzzwecke ab. Wichtig für die Wirtschaftlichkeit: Direkt nach dem Ausklinken des Seglers kann der Pilot die Landeklappen bis zu einer Geschwindigkeit von 171 km/h voll ausfahren. Dadurch kann die Maschine mit bis zu 17 Metern in der Sekunde rasant gen Erde sinken. Das spart Treibstoff und verkürzt die Wartezeit für am Boden wartende Seglerpiloten.

Zeit für einen Selbstversuch in doppelter Form, zunächst als Ko-Pilot der AC4 GT am Lightwing-Heimatflugplatz im schweizerischen Buochs. Die Maschine lässt sich mit einem zwischen den Piloten angeordneten Steuerknüppel anstelle des sonst üblichen doppelten Steuerhorns steuern. Daran gewöhnt man sich rasch. Auf der Seite jedes Crewmitglieds sitzt ein Gashebel. Dieser regelt Motorleistung und die dazu passende Verstellung der Propellerblätter gleichzeitig. Das senkt die Arbeitsbelastung. In herkömmlichen Maschinen müssen dazu zwei Hebel bedient werden, bei Vergasermotoren kommt zusätzlich noch ein Hebel für die Gemischverstellung als Bedienelement hinzu.

Hervorragend ist die geringe Startrollstrecke. Dem Erprobungspiloten reichen im besten Fall bereits 92 Meter zum Abheben. Das prädestiniert die AC4 GT für Flugplätze mit kurzer Start- und Landebahn. Nach dem Abheben geht es mit Vollgas in einen äußerst steilen Steigflug,

hoch geht es mit zu 7,5 Metern in der Sekunde. Die Maschine fliegt sehr eigenstabil. Ist sie korrekt ausgetrimmt, kann man den Steuerknüppel problemlos loslassen. Der niedrige Geräuschpegel von lediglich 62 Dezibel soll dazu beitragen, Anrainerkonflikte zu vermeiden.

Perspektivwechsel: Um nachzuempfinden, wie sich die AC4 GT aus der Position eines Segelfliegers anfühlt, wechselt der Gastpilot nun in den vorderen Sitz eines doppelstzigen Seglers am Flugplatz Beromünster mit relativ kurzer Graspiste. Dynamisch zieht die vorausfliegende AC4 GT den schweren Kunststoffsegler in die Höhe und lässt sich auch durch thermische Ablösungen nicht aus der Ruhe bringen. Rasch ist die Ausklinkhöhe des Segelflugzeugs erreicht. Dessen Crew sieht nach dem Abkoppeln fasziniert zu, wie das Motorflugzeug in einer steilen Kurve wegtaucht. Einen nahezu lautlosen Looping gibt es als Kür obendrauf, bevor es für die Seglercrew wieder ans Landen geht.

Nur von der neuen Schleppflugvariante allein könnte Light Wing aber nicht überleben, dafür ist dieser Markt in Europa viel zu klein. Deshalb gibt es seit 2018 weitere Varianten, diese sind aber mit schwächeren Rotax-Motoren ausgestattet. Die AC4 LSA wird in der Schweiz und anderen europäischen Ländern als Schul- und Reiseflugzeug angeboten, auf denen angehende Flieger ihre Privatpilotenlizenz für Motorflugzeuge absolvieren können. Eine etwas abgespeckte Version, die AC4 UL, ist seit drei Jahren lieferbar. Dieser Hochdecker der 600-Kilo-Ultraleichtflugzeugklasse darf in Deutschland bereits mit einer Ultraleichtfluglizenz gesteuert werden. Diese ist deutlich preiswerter und mit viel we-

niger Aufwand zu erlangen als eine Privatpilotenlizenz für vier- oder mehrsitzige Einmotorige. Daher boomen maximal zweiseitzige Ultraleichtflugzeuge seit Jahrzehnten in Deutschland. Zudem ist ihre Zulassung einfacher und billiger zu erlangen als für größere und schwerere Vier- oder Sechssitzer. Daher zielt Light Wing mit der Ultraleichtvariante der AC4 vor allem auf den deutschen Markt.

Dazu musste die AC4-Grundversion aber in einigen Bereichen neu konstruiert werden. Denn für motorisierte Ultraleichtflugzeuge hierzulande ist ein sogenanntes Gesamtrettungssystem vorgeschrieben. Im Notfall zieht der Pilot oder auch der Passagier an einem roten Hebel. Daraufhin schießt eine kleine Rakete hinten aus dem Rumpf ins Freie. Sie zieht dadurch einen Fallschirm heraus, der sich entfaltet und an dem dann das ganze Flugzeug und seine Crew zumeist unbeschadet gen Boden schweben.

Während die ultraleichte Variante für 150.000 Franken zu haben ist, kostet die neue Schleppflugvariante GT mindestens 225.000 Schweizer Franken. Dazwischen liegt die schwächer motorisierte AC4 LSA für 165.000 Franken, in Deutschland ist jeweils die Mehrwertsteuer draufzuschlagen.

Bislang ist Light Wing eindeutig mehr Manufaktur als Fabrik. Lediglich drei bis fünf Flugzeuge im Jahr kann der zwar kleine, aber dennoch voll von der europäischen Flugsicherheitsagentur EASA in seiner Klasse anerkannte Flugzeughersteller derzeit in der Schweiz bauen. Das Unternehmen, heißt es, könnte einen Investor gebrauchen, um Produktion und das Vertriebsnetz in Europa zu vergrößern. Bis es so weit ist, heißt die Devise eben: klein, aber fein.



Und los geht es: Auf den ersten Metern hält ein mitlaufender Helfer das Segelflugzeug in Balance.



Verstaut: Das Schleppseil wird nach dem Ausklinken des Segelflugzeugs eingezogen und per Elektromotor aufgerollt.



Schnell wieder unten: Die Lightwing kann mit bis zu 17 Metern in der Sekunde zur Erde sinken, das spart Treibstoff und Zeit.

SCHLUSSLICHT



GESPENSTISCH VERSENKT

VON HOLGER APPEL

Diese Woche ist gespenstisch in Deutschland. Was der genigte Urlauber nicht wissen kann, faulenz er doch an seinem Feriendomizil. Dorthin ist er hoffentlich mit einem Langstreckenflug gelangt, Kurzstreckenflüge sind für Außenministerinnen und Innenverteidiger reserviert, Letztere im Sinne von voll abwehrbereiten EM-Kickern, nicht bedingt abwehrbereiten Bundeswehrkommandanten. Gespenstisch deshalb, weil auf den Straßen nichts los ist (gewünschter Normalzustand), U- und S-Bahnen auf Fahrten verzichtet (neuer Normalzustand) und die Deutsche Bahn Strecken zwecks Großbauvorhaben sperrt, damit der ICE wieder pünktlich ankommen kann (erträumter Normalzustand).

Innovative Verkehrskonzepte sind gefragt. In Paris erprobt Bürgermeisterin Anne Hidalgo, ob sie von ihrer Behausung ins Hôtel de Ville schwimmen kann. Ihr Sprung in die Seine ist gesundheitsamtlich abgesichert, die Fäkalienbelastung unbedenklich. Das wird betrübte Olympioniken beruhigen, sie müssen sich also keine Sorgen machen, wenn sie während des Wettkampfs Wasser schlucken. Nach den großen Ferien werden dann Pendler zu Tausenden das Auto stehen lassen und an ihren Arbeitsplatz kraulen. Sage niemand, das sei politisch, sportpolitisch oder ökonomisch motivierte Schönfärberei. Unsereins hat sich 1984 schulsportlich auf dem Main rund um einen astreinen Krebs eingefangen, kenternd einen kräftigen Schluck genommen, und? Und kann noch immer diese Kolumne schreiben.

Falls doch jemand Zweifel hat, bei Jens Spahn gäbe es Masken zu Schnäppchenpreisen. An sich gegen Covid, aber dem Mann fiele sicher auch anderes ein, er ist einer der Tat. Mit den 470 Millionen versenkten Euro sendet er nicht nur ein starkes Zeichen an den Steuerzahler, sondern auch Führungsanspruch nach innen. Der ehemalige Verkehrsminister Andreas Scheuer mit seinen läppischen 243 Millionen für die geplante Pkw-Maut kann ihm jedenfalls nicht mehr das Wasser reichen.

Ein Fünftel Umfragter glaubt nach einer Erhebung der Uni Hohenheim, Politiker und andere Führungspersönlichkeiten in Deutschland seien Marionetten geheimer Mächte. Leute, nehmt mal Urlaub.

SCHLAGLICHT



Verbessern Sie Ihr Erlebnis und schützen Sie Ihre Privatsphäre: Samsung und unsere 772 Partner verwenden Informationen über Sie und Ihr Gerät, um die Samsung TV Plus App bereitzustellen, zu analysieren und zu verbessern. Darunter fällt auch die Verarbeitung von personenbezogenen Daten.

Datenschutzhinweis während der Inbetriebnahme eines Samsung Galaxy Flip 6

HINWEIS DER REDAKTION

Ein Teil der in Technik & Motor besprochenen Produkte wurde der Redaktion von den Unternehmen zu Testzwecken zur Verfügung gestellt oder auf Reisen, zu denen Journalisten eingeladen wurden, präsentiert.

Für Danielle Jarski ist ausgerechnet die ungeplanteste Übergabe diejenige gewesen, auf die sie heute besonders zufrieden und sogar stolz zurückblickt. Jarski, die derzeit für das spanische Energieunternehmen Iberdrola die Geschäfte in Nord-europa führt, ist damals längerfristig krank geworden und brauchte ad hoc eine Vertretung. Es sei nicht alles perfekt gelaufen, sagt sie, „aber in dem Moment ist das Team zusammengekommen. Ich hatte eine ganz tolle Abteilungsleiterin, die den Mut hatte, aufzustehen und zu sagen, ich mach das, und ich mach das auch, ohne dass ich danach erwarte, befördert zu werden und deinen Job zu bekommen.“ Was damals aus Jarskis Sicht sehr geholfen hat: dass das Team es gewohnt war, selbständig zu arbeiten – so dass es eigentlich gar nicht viel zu übergeben gab.

Doch auch wenn im Fall von Danielle Jarski alles gut geklappt hat: Eine solche unvorhersehbare Situation dürften sich die wenigsten Chefs und ihre Nachfolger wünschen. Eine geordnete Übergabe, ausreichend Zeit, um alles Wichtige zu besprechen – so läuft ein Chefwechsel idealerweise ab. Selbst dann gibt es aus Sicht von Danielle Jarski allerdings kein Patentrezept dafür, dass der Übergang gut gelingt. „Aus meiner Erfahrung kann man das gar nicht bis zu guter Letzt und in allen Punkten planen, weil da treffen Menschen aufeinander“, sagte sie im F.A.Z.-Podcast „Beruf und Chance“. Jarski weiß, wovon sie spricht, schließlich hat sie selbst schon einige berufliche Wechsel hinter sich, von länger geplanten, konzerninternen Veränderungen bis hin zu Wechseln auf neu geschaffene Stellen. Vor ihrer derzeitigen Aufgabe war sie unter anderem bei den Energiekonzernen Eon und RWE beschäftigt.

Ähnlich wie Danielle Jarski sieht es Daniela Fink, die als Karrierecoach in Köln sowohl Führungskräfte als auch ganze Teams berät, vom Mittelstand bis hin zu größeren Konzernen. Einige



Foto Imago

So gelingt der Chefwechsel

Eine gute Übergabe will sorgfältig geplant sein. Worauf es ankommt, damit der Wechsel reibungslos funktioniert – und warum es gut sein kann, vor dem Start nicht alles zu wissen.

Von Britta Beeger und Nadine Bö

Empfehlungen hat sie dennoch, und im Gespräch mit ihr wird schnell deutlich: Bei einem Chefwechsel geht es um viel mehr als darum, Passwörter, Kontakte, anstehende Termine, Deadlines und Informationen zu laufenden Projekten zu teilen. Zunächst sei wichtig, dass sowohl die derzeitige als auch die künftige Führungskraft wüssten, wo sie stünden, dass sie feste Termine für Gespräche ausmachten und Offenheit mitbrächten,

sagt Fink: „Wo sind deine Unsicherheiten, wie kann ich dir helfen? Wie kann ich dich unterstützen und mich im Grunde überflüssig machen als die Führungskraft, die geht?“ Solche Fragen sollte der scheidende Chef dem Nachfolger oder der Nachfolgerin aus ihrer Sicht unbedingt stellen, auch wenn die Vorstellung, sich selbst überflüssig zu machen, womöglich nicht jedem behagt.

Doch wie viele Informationen sollten aktuelle und neue Führungskraft miteinander teilen, insbesondere über das Team, über das soziale Gefüge in der Abteilung, über die Stärken und Schwächen bestimmter Kollegen? Karrierecoach Daniela Fink rät allen, die eine Leitungsposition antreten, sich vom Vorgänger nicht zu viel über die einzelnen Kollegen erzählen zu lassen. „Wenn man diese Hinweise oder gut gemeinten Ratschläge bekommt: aufnehmen, wahrnehmen, aber nicht als gegeben interpretieren“, sagt sie. Denn auch für die Mitarbeiter sei ein Führungswechsel eine Chance. Eine Chance etwa, sich noch mal neu zu motivieren, bestimmte Dinge anders zu machen. Oder, wie es die erfahrene Managerin Danielle Jarski formuliert: die Chance auf einen „Reset“. Jarski sagt, sie schaue sich bei jedem Wechsel an, wie viele Informationen der Nachfolger oder die Nachfolgerin aufnehmen wolle, teile aber „nicht alle Schubladen“. Unvoreingenommenheit – das finden beide Frauen wichtig, wenn man eine Führungsposition neu übernimmt.

Besonders unvoreingenommen geht man natürlich dann in eine solche Aufgabe, wenn man gar keine Möglichkeit hatte, den Vorgänger kennenzulernen, etwa weil er schon nicht mehr im Unternehmen ist. Aus Sicht von Daniela Fink kann das sogar einen Vorteil haben – allerdings komme es dann darauf an, wie man sich als neue Führungskraft verhalte. Wovon sie nur abraten kann: loszulegen wie die Axt im Walde und alles für schlecht zu befinden, was der Vorgänger gemacht habe. Gefragt seien stattdessen: Empathie, Wertschätzung für das,

was war, Neugier und Offenheit. „Die Kolleginnen und Kollegen auch mal zu fragen: Könnt ihr mir mal helfen? Wie habt ihr es bisher gemacht? Möchtet ihr das beibehalten? Was gibt es, das ihr ändern möchtet?“ Im Prinzip gehe es darum, die Erwartung des Teams abzufragen, aber auch die eigene Erwartungshaltung zu teilen, sagt Fink.

Was auch vorkommt: dass die Führungskraft, die geht, schlicht keine Zeit für eine vernünftige Übergabe hat – oder keine Lust, sich die Mühe zu machen. Danielle Jarski kann davon allerdings nur abraten. „Aus meiner persönlichen Erfahrung gilt hier der alte Spruch: Man trifft sich immer zweimal im Leben“, sagt sie. Zudem: Wenn der Nachfolger ins Trudeln komme, sei das kein guter Nachhall und auch keine gute Reputation für den nächsten eigenen Schritt. Sie selbst würde sich darüber hinaus auch einfach schlecht fühlen, die eigenen Aufgaben nicht gut zu übergeben, sagt Jarski.

Und wie sieht es mit gemeinsamer Führung aus, zumindest für eine kurze Zeit? Karrierecoach Daniela Fink rät davon eher ab. „Ich würde ein Mitlaufen und Beobachten empfehlen“, sagt sie. Ein gemeinsames Führen hingegen sei „verdammt schwierig“, selbst wenn man schon viele Monate zusammenarbeite. Für eine Woche zusammen zu führen, sei zudem für alle verwirrend. „Wen sollen die Mitarbeiter fragen?“, sagt sie. Voraussichtlich sprächen sie die bisherige Führungskraft an. Und dann fühle man sich als Nachfolger komisch und fragte sich: Warum sprechen die mich denn nicht an? Für Daniela Fink funktioniert ein Chefwechsel wie eine Staffelholzübergabe im Sport: Der eine läuft schon langsam los und streckt die Hand nach hinten aus, der andere kommt von hinten angelaufen, man läuft noch drei, vier Meter zusammen – und dann läuft der andere allein weiter.

Den Podcast „Beruf und Chance“ zu Chefwechseln hören Sie unter faz.net/karrierepodcast-wechsel.

Innovation macht Schule

Unternehmen gesucht!

Inspirierend – trendy – neu: Zukunftsperspektiven für Organisationen zu entwickeln ist eine wichtige Fähigkeit. Wie werden neue Produkte generiert? Welche Dienstleistungen entstehen durch das Denken abseits des Bekannten?

Werden Sie Partner eines bundesweiten Schulprojekts, und rufen Sie einen Innovationspreis aus! Gemeinsam mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung fördern Sie nicht nur die Medienkompetenz von Schülerinnen und Schülern, Sie wecken auch den Unternehmertegeist. Entwickeln Sie im Rahmen von Kreativworkshops gemeinsam Ideen, und finden Sie heraus, was die Zukunft von morgen will.

Als F.A.Z. unterstützen wir Sie mit unserer langjährigen Erfahrung:

- ☑ Über 40 Jahre Bildungskompetenz der F.A.Z.
- ☑ Hohe Reichweiten durch die Kommunikation in F.A.Z. und F.A.S.
- ☑ Konzeption und Organisation unter Einbeziehung des großen F.A.Z.-Lehrernetzwerks

Wir freuen uns über Ihre Kontaktaufnahme:

Lana Huerkamp @ l.huerkamp@faz.de ☎ +49 69 75 91-25 29

Jetzt Partner werden!

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLANDS Schulen

Stellenangebote



Bereichsleiter (m/w/d) Geschäftsfelder – Forschung und Entwicklung

Lassen Sie uns gemeinsam innovative Technologien für Kommunikation, Weltraum, Sicherheit und Medizin entwickeln. Gestalten Sie mit uns die Welt von morgen!

Am Fraunhofer IAF in Freiburg, einer weltweit führenden Forschungseinrichtung für III-V-Halbleiter und synthetische Diamanten, leiten und koordinieren Sie die den zentralen Bereich »Geschäftsfelder« und sind verantwortlich für dessen strategische Ausrichtung auf zukunftssträchtige und nachhaltige Forschungsthemen und -kooperationen. Dabei tragen Sie Mitverantwortung für die wissenschaftliche und wirtschaftliche Gesamtentwicklung des Instituts. Ihre Arbeit beinhaltet unter anderem:

- Akquise neuer Forschungsprojekte öffentlicher und industrieller Auftraggeber
- Leitung von Forschungsprojekten auf nationaler und internationaler Ebene
- Auf- und Ausbau von Netzwerken und Verbänden



Kommen Sie in unser Team!
www.iaf.fraunhofer.de/karriere

Bewerben Sie sich bitte online.
Bei Fragen: Kathrin Escher | recruiting@iaf.fraunhofer.de

Jeden Morgen das Wesentliche wissen.

F.A.Z. Frühdenker, der Newsletter für Deutschland.

Jetzt anmelden unter faz.net/faz-fruehdenker



Starten Sie Ihre neue Wochenendtradition.

**Jetzt Sommer-
angebot sichern**

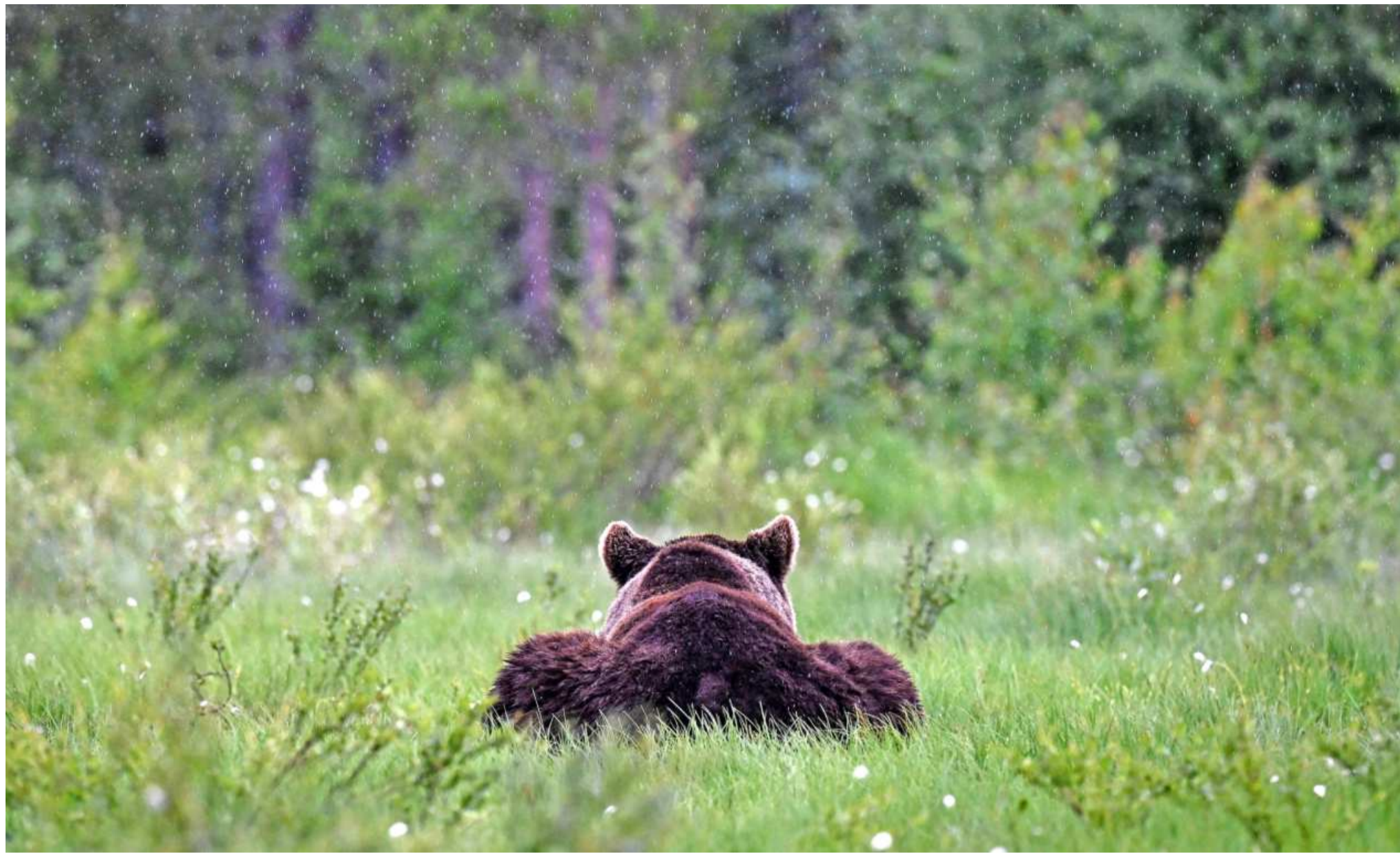


**6 Ausgaben
der Sonntagszeitung
für nur 6 Euro.**

Lassen Sie sich inspirieren und erfrischen
Sie Ihren Geist in den schönsten Wochen des
Jahres mit vielfältigen Themen von Politik
und Wirtschaft bis Leben und Reisen.



Bis 31.8.24 bestellen: ☎ (069) 75 91-33 59 🌐 faz.net/sommer-fas



Trübe Aussichten für Braunbären in Europa

Foto Getty

Was ist mit den Bären los?

In Rumänien, der Slowakei und Italien ist es zuletzt zu Angriffen gekommen. Politiker fordern Patrouillen – oder sogar den Abschuss der Tiere.

Von Pia Heinemann

Der Mann hatte Glück: Am vergangenen Dienstag war er im Wald joggen, als ihn plötzlich ein Bär angriff. In der Region Trentino war das, hier leben etwa 100 Braunbären. Der Bär verletzte ihn an Armen und Beinen, er habe um Hilfe gerufen, erzählte der französische Tourist hinterher den Helfern. Der Bär sei dann weggerannt. Immerhin: Der Mann kam mit dem Leben davon, drei Wochen Krankenhaus prognostizierten die Ärzte. Für eine Touristin in Rumänien verlief die Begegnung mit einem Bären vor zwei Wochen hingegen fatal: Sie war mit ihrem Partner in den rumänischen Karpaten zu einem Wasserfall unterwegs, ein Bär griff an und schleifte die Frau in den Wald. Rettungskräfte fanden sie tot auf.

Der Mensch und der Bär – das ist eine Geschichte, die immer wieder von Konflikten, von Verletzungen, Blut und Tod geprägt ist. Dabei ging lange Zeit alles gut, Europa mit seinen reichen, tiefen Wäldern war Bärenland. Hier fanden die Allesfresser genügend Gras und Beeren, sie fraßen sich an Käfern, Mäusen, Fröschen und Aas satt. Menschen begegneten sie nicht. Im Mittelalter wurden Siedlungen, Straßen und Städte gebaut, Menschen rodeten den Wald und legten Felder und Weiden an. Der Lebensraum der Braunbären schrumpfte. Der Mensch zog das Gewehr – und dem Bären den Pelz vom Leib. Der Bär griff sich Kälbchen und Lämmer. Je näher Mensch und Bär einander kamen, umso größer wurde die Gefahr, für beide. Der Braunbär aber verlor: Viele Populationen schrumpften, für *Ursus arctos* sah es schlecht aus in Europa.

Im ausgehenden 20. Jahrhundert kam die Wende: Der Mensch entdeckte den Wert der Natur. Seither werden in Europa Braunbären geschützt, vom Trentino bis nach Skandinavien, von Rumänien bis in die Pyrenäen gibt es zehn Populationen.

Doch nun scheint sich das Blatt erneut zu wenden. Die Konflikte zwischen Menschen und Braunbären häufen sich. Reicht es nun langsam mit den Braunbärenschutz? Ist die Idee eines ungestörten Nebeneinanders ein Traum? Müssen die Managementpläne verändert oder sogar wieder mehr Bären abgeschossen werden?

In der EU sind Bären durch das Washingtoner Artenschutzabkommen, das Berner Übereinkommen und vor allem durch die Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie geschützt. In den meisten Ländern dürfen sie nicht gejagt werden. Nur Problembären, die ihre Scheu vor Menschen verloren haben, sich Siedlungen nähern, nicht verschrecken lassen und aggressiv sind, dürfen gefangen und umgesiedelt – oder sogar erschossen werden. Bislang war das kaum nötig. Die meisten Bären in Europa sind scheu, sie gehen Menschen aus dem Weg. „Ein Bärenangriff ist im Vergleich zu anderen Zwischenfällen mit Wildtieren wirklich selten“, betonen Forscher um

Giulia Bombieri von der Oviedo-Universität in Spanien in einer 2019 in *Scientific Reports* erschienenen Übersicht. Von den 664 Angriffen auf Menschen, die zwischen 2000 und 2015 registriert worden waren, fanden 291 in Europa statt, 183 in Nordamerika und 190 in Russland und Asien.

Und doch ist es nicht von der Hand zu weisen, dass die Anzahl der Angriffe durch Braunbären in den vergangenen Jahrzehnten gestiegen ist. Im Trentino, wo vor 20 Jahren drei Bären wiederangesiedelt worden sind und heute mehr als 100 Bären leben, muss man mittlerweile mit unangenehmen Begegnungen rechnen. So stand, kurz bevor der französische Jogger vom Bären verletzt wurde, eine Touristin aus der Schweiz, die mit ihren drei Kindern am Molveno-See entlangspazierte, plötzlich vor einer Bärin mit Jungen. Das Tier sei auf sie zugerannt, habe kurz vor ihr gestoppt, ein Scheinangriff. Dann zog die Bärin sich zurück, berichtete die Schweizerin. Im Juni beklagten Landwirte in der Region zudem Schäden an Hühnerställen, zerstörte Bienenstöcke und leer gefressene Kirschbäume. Die Bären durchwühlten Mülltonnen und Komposteimer, rissen Schafe und Kälber. Einige Menschen im Trient fühlen sich von den Bären tyrannisiert. Entsprechend hat das Parlament der autonomen Provinz im März ein Gesetz verabschiedet, wonach bis zu acht ausgewachsene Problembären im Jahr geschossen werden dürfen. Für Roberto Failoni, den Provinzrat für Wald und Fauna, reicht das nicht, erklärte er nach dem Vorfall mit dem Jogger: „Die Sicherheit von Bewohnern und Gästen muss Priorität haben. Wir müssen auf EU-Ebene daran arbeiten, die Habitat-Richtlinie zu ändern.“ Er fordert das letzte Mittel, den Abschuss. Dabei würde gutes Bärenmanagement vielleicht ausreichen.

In der Slowakei wird mit Bären Politik gemacht: Nachdem die Regeln für den Abschuss von Bären in einem Schnellverfahren gelockert worden waren, wurden im Mai innerhalb von 17 Tagen 16 Bären getötet. Die Regierung von Robert Fico hatte bereits im Wahlkampf Stimmung gegen die Tiere gemacht. Der rechtsnationale Umweltminister Tomáš Taraba sagte: „Diese Überpopulation, die wir jetzt erleben, ist das Ergebnis jahrelanger Untätigkeit – ein absolutes Versagen des Staates.“ Ein Bürger der Slowakei habe ein Recht darauf, dass der Staat sein Leben

und seinen Besitz schütze. „Er hat auch das Recht, Pilze zu sammeln.“

Können Menschen und Bären sich den Wald wirklich nicht teilen? Sind die Tiere wirklich zu zahlreich und zu gefährlich? Die von Tomáš Taraba angeführte Überpopulation bei den Tieren können Wildtierexperten nicht bestätigen: Die zehn europäischen Bärenpopulationen sind stabil, allenfalls leicht steigend, heißt es bei der Large Carnivore Initiative for Europe, einem ehrenamtlich arbeitenden Expertengremium der Weltnaturschutzorganisation IUCN.

Dass es ausgerechnet in diesen Wochen zu Übergriffen kommt, hat andere Gründe: Es ist Paarungssaison. Die Männchen streifen auf der Suche nach Weibchen durch die Wälder. Weibchen mit Jungtie-

tere nicht mit, dass Menschen sich nähern, erschrecken sie sich – vor allem Bärenmütter reagieren dann oft aggressiv.

Zudem können häufige Kontakte zu Menschen, bei denen die Bären auch noch Futter finden, ihre natürliche Scheu aushebeln, erklärt Sybille Klenzendorf. Die Biologin hat viele Forschungsprojekte zu Bären in Europa, Russland und Nordamerika durchgeführt, dabei zwei Scheinangriffe ohne Kratzer überstanden – und arbeitet heute als Bärenexpertin für den WWF. „Bären sind sehr neugierig und intelligent. Sie können sehr schnell lernen, dass es bei Menschen etwas zu fressen gibt, wenn zum Beispiel ein Müllcontainer nicht verschlossen ist oder sie einen unbeaufsichtigten Rucksack mit etwas Interessantem oder Leckerem ergatterten. Dann verlieren sie ihre Scheu und werden gefährlich. In den USA sagt man: Ein gefütterter Bär ist ein toter Bär.“

Wie aggressive Begegnungen von Braunbären und Menschen ablaufen, hat das Team um Giulia Bombieri analysiert. Die Hälfte der Angriffe richtete sich gegen Menschen, die ihre Freizeit draußen verbrachten – meist wurden sie von einem Weibchen attackiert, das Junge hatte. Vor allem dort, wo sich normalerweise viele Bären und wenige Menschen aufhalten, kam es zu Zwischenfällen – selektiver in Siedlungen oder Städten, wo viele Menschen und wenige Bären leben. All das ist wenig verwunderlich.

Die Wissenschaftler kamen aber auch zu einer überraschenderen Erkenntnis: „Es gab keinen signifikanten Unterschied in der Anzahl der Attacken zwischen Kontinenten oder Ländern mit unterschiedlichen Jagdvorgaben“, schreiben sie. Selbst dort, wo es ohne großen bürokratischen Aufwand für normale Jäger möglich ist, die Tiere zu schießen, ist die Zahl der Angriffe nicht niedriger als in Regionen mit hohen Abschusschürden. Es sei notwendig, die Muster hinter den Angriffen zu verstehen, so die Forscher. Nur so könnten Wildtiermanager und die Öffentlichkeit über die richtigen Maßnahmen informiert werden, um Bär-Mensch-Konflikte in Bärenländern zu reduzieren.

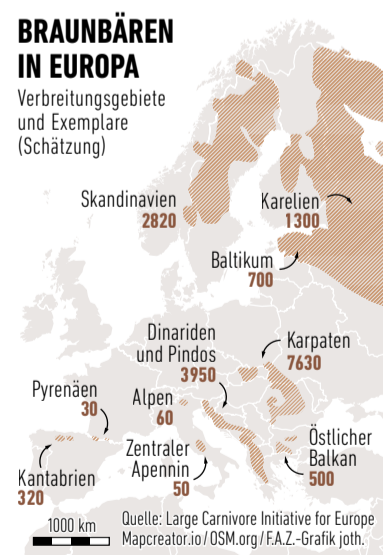
Was heißt das konkret? In Spanien, wo es vor 30 Jahren nur noch 60, mittlerweile aber über 400 Braunbären gibt, verirren sich Bären immer wieder in die Dörfer, fressen Obstgärten leer oder reißen Schafe. Um das zu verhindern, hat die Regio-

nalregierung von Kastilien vor drei Jahren eine ständige Bäreinsatzgruppe aus neun Rangern installiert. 24 Stunden am Tag sind sie erreichbar, wird ein Bär in der Nähe eines Dorfes gesichtet, fahren die Ranger raus, versuchen das Tier zu orten und mit Lärm oder Gummigeschossen zu vertreiben. Zudem versehen sie möglichst viele Tiere mit Sendern, um sie – satellitengestützt – besser orten und überwachen zu können. Die Bären sollen sich nicht an Menschen gewöhnen oder sie gar mit Nahrung in Verbindung bringen. Das ist enorm aufwendig, aber die Bärenpatrouille soll der Bevölkerung Sicherheit geben – und die Bären schützen.

Und in Deutschland? Brauchen wir da auch eine ständig besetzte Bärenwache, so wie es kürzlich Indra Baier-Müller, Kommunalpolitikerin der Freien Wähler und Landrätin im Oberallgäu, forderte? Baier-Müller hatte im vergangenen Jahr, nachdem mehrfach Bären in Oberbayern und im Allgäu gesichtet worden waren, eine Bären-Initiative gegründet.

Tatsächlich wandern aus dem Trentino immer wieder junge Bärenmännchen auf der Suche nach Weibchen nach Deutschland ein. In der Grenzregion zu Tirol kann sich auch mal ein Weibchen aufhalten. Dennoch gehen Experten nicht davon aus, dass Bären hier eine Population gründen werden. Das weiß auch Landrätin Baier-Müller, wie sie im Interview mit *Spiegel.de* sagte. Sie wolle aber vorbereitet sein und sich nicht auf das bisherige, auf zufälligen Sichtungen basierende bayerische Bärenmonitoring verlassen.

Sybille Klenzendorf findet eine prophylaktische Bärenpatrouille in Deutschland unangemessen, zu teuer, zu aufwendig. Das sei eher in Regionen, in denen es viele Bären gibt, sinnvoll. Eine Bärenwache allein sei aber kein Allheilmittel. „Man muss für jede Region genau analysieren, woran es liegt, wenn es zu Angriffen kommt. Oder besser: woran es fehlt.“ Die Situation in den Bärenregionen Europas erinnere sie an die Diskussionen im Yellowstone-Park in den Siebzigerjahren. Seither habe man in den USA und Kanada viel über das Management von Mensch und Bär gelernt. „Man verbrennt den Müll oder hat bärensichere Container. Man sperrt temporär Täler für Wanderer, wenn gerade Blaubeerzeit ist. Man empfiehlt Wanderern Bärenspray und geruchssichere Behälter, um darin ihr Picknick und stark duftende Dinge wie Sonnencreme zu verstauen. Man sorgt dafür, dass keine Obst- und Gemüsegerichte neben dem Waldrand angelegt werden, oder schützt sie mit Elektrozaunen. Man informiert Touristen und die Bevölkerung, dass man einen Bären weder anschreien noch bekämpfen – sondern stehen bleiben und sich ruhig zurückziehen soll.“ Methoden, die ein Nebeneinander von Menschen und Bären ermöglichen, gibt es viele. Man muss nicht gleich zum Äußersten greifen.



ren versuchen, ihnen aus dem Weg zu gehen, da die aggressiven Männchen meist Infanzit an fremdem Nachwuchs begehen – Bärenweibchen mit Jungtieren sind nicht empfängnisbereit. Um die Männchen zu meiden, wagen sich Bärenmütter näher an Siedlungen heran – Begegnungen mit Menschen sind wahrscheinlicher.

Aber auch das Verhalten der Menschen begünstigt Zusammenstöße: Es ist Wandersaison. Viele Menschen nutzen den Wald, gehen joggen oder fahren mit dem Mountainbike hindurch. Touristen genießen die Stille des Waldes und wandern allein oder unterhalten sich allenfalls leise. Ein Fehler im Bärenrevier. Bekommen die

WOCHENSCHAU

Falsch erinnert

Tintenfische sind den Menschen ähnlicher als gedacht – sie neigen wie wir zu falschen Erinnerungen. Das zeigt eine Studie von Forschern der Universität Caen in der Normandie im Journal *iScience*. Die Tiere scheinen Erlebtes so wie wir Menschen in verschiedenen Bereichen ihres Nervensystems abzuspeichern. Gerüche in einem Bereich, Bilder in einem anderen. Beim Erinnern kann es zu Fehlabrufen kommen – ein Geruch wird mit dem falschen Bild kombiniert. Auch bei Tintenfischen passiert das: Sehen sie etwa einen speziell markierten Behälter, in dem sich eine Garnele (ihr Lieblingsfutter) befindet, und riechen gleichzeitig Garnelenduft, werden Bild und Geruch unterschiedlich abgespeichert. Verwirrt man die Tiere durch verschiedene markierte Gefäße, verschiedene Futterarten und Gerüche, entstehen bei manchen falsche Erinnerungen. Sie suchen dann im falsch markierten Glas nach Garnelen. Noch etwas haben Tintenfisch und Mensch gemein: Bei beiden Spezies gibt es Individuen, die anfälliger für falsche Erinnerungen sind als andere. *ph*

Läuft nicht rund

Im Januar 2020 entdeckten Astronomen um den 1100 Lichtjahre entfernten Stern TIC 241249530 einen vermutlich jupiterähnlichen Planeten mit neuem Rekord: Seine Umlaufbahn ist die exzentrischste – also am wenigsten kreisförmige – Bahn unter den mehr als fünftausend bisher erspähten extrasolaren Planeten. So kommt er seinem Stern näher als der Merkur der Sonne, doch 83 Tage später ist er weiter von ihm entfernt als die Erde der Sonne. Obendrein kreist er gegenläufig zur Rotation seines Sternes. In diese Lage kam er offenbar durch den Einfluss eines weiteren Sterns, um den wiederum TIC 241249530 kreist, wie amerikanische Astronomen nun in *Nature* berichten. Laut ihren Berechnungen wird diese extreme Planetenbahn im Laufe der nächsten Milliarden Jahre zu einem Kreis werden, allerdings einem, der den Planeten in nur wenigen Tagen um seinen Stern führt, dem er dann extrem nahe ist. Er wird zu einem sogenannten „heißen Jupiter“ geworden sein. Solche Planeten wurden schon etliche beobachtet und über ihre Entstehung gerätselt. Einem Teil von ihnen, so die Autoren, dürfte es aber so ergangen sein wie dem neuen Rekord-Exzentriker. *UvR*

Gute Nebenwirkungen

Die Wirkstoffe der „Abnehmspritzen“ sind echte Multitalente. Bisher werden sie zur Behandlung von Diabetes Typ 2 und Adipositas genutzt. Doch auch Herz, Nieren, Leber und Gehirn profitieren, wie der Diabetologe Daniel J. Drucker von der University of Toronto anhand zahlreicher Studien in *Science* erläuterte. Die Medikamente sind dem körpereigenen Peptidhormon Glucagon-like Peptide-1 nachempfunden. Dieses wirkt über Rezeptoren an verschiedenen Körperzellen, zum Beispiel in der Niere. Dort senkte es etwa in einer Studie bei Diabetikern das Risiko für den Tod an einer chronischen Nierenerkrankung um 24 Prozent. Eine weitere Studie mit dem Wirkstoff Semaglutid zeigte, dass der Schutz vor Herzinfarkten bei Zuckerkranken vor der Gewichtsabnahme einsetzt. Bemerkenswert ist, dass die Schutzwirkung unabhängig vom Gewichtsverlust zu sein scheint. Wahrscheinlich hemmen die Wirkstoffe Entzündungsprozesse im Körper. Künftig könnten die Medikamente auch bei anderen Erkrankungen eingesetzt werden. *hobj*

Nächtliche Kniebeuge

Eigentlich soll man Sport vor dem Schlafengehen meiden – zu aufputschend! Doch Forscher der University of Otago in Neuseeland berichten nun in *BMJ Open Sport & Exercise Medicine*: Das richtige Workout lässt einen sogar länger schlafen. Ab 17 Uhr haben 30 Probanden über vier Stunden alle 30 Minuten ein kurzes Training absolviert. Kniebeugen, auf den Zehenspitzen stehen, Knie anziehen. Drei Minuten genügte. Die Schlafqualität wurde davon nicht beeinträchtigt, und die aktiven Probanden schliefen sogar durchschnittlich 27 Minuten länger als die unportlichen. *kuvo*

So schlimm wie 15 Zigaretten

In der Debatte um Einsamkeit klingt es manchmal so, als handle es sich um eine Krankheit. Das stimmt zwar nicht – doch Einsamkeit kann krank machen. Die Weltgesundheitsorganisation hat Einsamkeit zu einer globalen Bedrohung für die Gesundheit erklärt. Einsamkeit sei so ungesund, wie 15 Zigaretten am Tag zu rauchen. Einsame Menschen tragen ein höheres Risiko für einen vorzeitigen Tod. Sie sterben eher an Krebs und an Herzerkrankungen, zeigen Studien. Besonders scheinen das Herz und die Blutgefäße unter Gefühltem Alleinssein zu leiden: Studien zeigen, dass soziale Isolation und Einsamkeit mit einem erhöhten Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen verbunden sind, darunter Bluthochdruck, koronare Herzerkrankung und Schlaganfälle. Eine deutsche Längsschnittstudie hat gezeigt, dass Menschen zwischen 25 und 74 Jahren, die besonders unzufrieden mit ihrem Sozialleben waren, überdies häufiger an Diabetes Typ 2 erkranken. Einsame Krebspatienten sterben eher als jene, die sich sozial gut versorgt fühlen. Einsamkeit dämpft das Immunsystem, wie Forscher vielfach zeigten. Schon 1984 fand eine Studie, dass einsame Medizinstudenten weniger natürliche Killerzellen aufwiesen. Einsamen mangelt es an bestimmten Abwehrzellen, dafür schwimmen in ihrem Blut mehr entzündungsfördernde Zytokine. Einsame sind anfälliger für Viren und Infektionskrankheiten. Der genaue Mechanismus, wie Einsamkeit der Gesundheit schadet, ist noch nicht verstanden. Vermutlich ist Einsamkeit eine Art von chronischem Stress. Bei Einsamen wurden in Blutproben besonders Stresshormone wie Cortisol oder Noradrena-

lin gefunden. Das dämpft das Immunsystem und verringert die Blutgefäße. Einsamkeit fördert zudem Entzündungen im Körper. Einsamkeit geht auch mit psychischen Erkrankungen einher, besonders Depressionen und sozialen Ängsten. Oft verstärken sie sich gegenseitig. Einsamkeit ist schmerzhaft – Einsamgeben in Studien ein stärkeres Schmerzempfinden an. Das zeigt sich auch im Gehirns scans: Tatsächlich sind im Denkorgan eines Einsamen Regionen aktiv, die mit Schmerzen assoziiert werden. Das Gehirn verändert sich, wenn wir sozial isoliert sind: Bei acht Wissenschaftlern, die mehr als ein Jahr auf einer einsamen Forschungsstation in der Antarktis verbracht haben, waren Teile des Hippocampus geschrumpft, des Gefühls- und Erinnerungszentrums, sowie Bereiche im präfrontalen Cortex. Diese Region orchestriert auch unser soziales Verhalten. Einsamkeit ist besonders für das Gehirn im hohen Alter schädlich: Wer besonders einsam ist, entwickelt eher eine Demenz und hat schlechtere kognitive Fähigkeiten. Und dennoch: Ein Leben ohne Einsamkeit gibt es nicht. Jeder Mensch fühlt sich mal einsam. Es ist die chronische Einsamkeit, über viele Monate und Jahre, die der Gesundheit schweren Schaden zufügt, haben Wissenschaftler herausgefunden.

Johanna Karoczik



Quelle: Akhter-Khan et al., 2020 In: Perspectives on Psychological Science 15(4), S. 777-777, IJA-2, Grafik: die

Taugt KI als bester Freund?

Unsere sozialen Bedürfnisse sind anders als die körperlichen. Oben der Kopf, unten der Magen oder Nahrung kann man nicht überleben. Sie lassen sich nicht ersetzen. „Auch für Gesellschaft gibt es zwar keinen direkten Ersatz“, sagt der Psychologe und Computerwissenschaftler Troy Presscott von der University of Sheffield. Aber die Frage sei, ob technische Mittel Einsamkeit verringern könnten. Seine Antwort: „Ich glaube, sie können es.“ Früher erlaubte man sich vom Fernseher, dass er ein Gefühl von Gemeinschaft erzeugt. Heute gibt es viele andere technische Möglichkeiten: Für einsame Bewohner von Altenheimen wurde etwa der Kuschelroboter „Paro“ entwickelt. Der ist einer jungen Robbe nachempfunden und konnte in Studien Einsamkeit lindern. Inzwischen tauchen immer mehr Technologien für die breite Masse auf. Mit KI-Systemen des Unternehmens Replika sollen Nutzer sich wie mit Freunden unterhalten können. Die Gründerin des Unternehmens nutzte die Technologie sogar, um ihren verstorbenen besten Freund als Chatbot zu verewigen. Open AI hat im Mai eine Version seines Chatbots ChatGPT präsentiert, die sprechen und Emotionen simulieren kann.

„Doch lindern solche Programme tatsächlich Einsamkeit? Oder treiben sie ihre Nutzer an Ende nach noch weiter in die soziale Isolation?“, Das sind Fragen, die wir noch erforschen müssen“, sagt Presscott. Es handle sich immerhin um ganz neue Technologien. Der Psychologe Nicholas Gray untersucht an der schottischen Universität of Stirling den Einfluss von Technologie auf Einsamkeit. Die KI

Piott Heller

Das peinliche Gefühl

Wie Einsamkeit entsteht, lässt sich an Heizungen erklären. „Es ist, als hätte jeder Mensch einen inneren sozialen Thermostat“, sagt Psychologin Susanne Bückler von der Universität Witten/Herdecke, die für das Kompetenznetz Einsamkeit die gesundheitlichen, psychologischen und gesellschaftlichen Folgen von Einsamkeit erforscht. Psychologen definieren Einsamkeit als wahrgenommene Diskrepanz zwischen den Beziehungen, die man sich wünscht, und jenen, die man hat. Dieser innerer Sollwert ist bei jedem unterschiedlich. Manche wünschen sich viele, intensive Kontakte, anderen genügt ein einziger guter Freund. „Die Qualität der Beziehungen ist entscheidender als die Quantität“, sagt Bückler. Manche Menschen, die sich einsam fühlen, haben sehr hohe Erwartungen an Beziehungen oder wünschen sich besonders viele Freunde. „Da kann es sich lohnen, psychotherapeutisch zu hinterfragen, welche Bedürfnisse diese sozialen Beziehungen erfüllen sollen.“ Tendenzell wünschen sich junge Menschen besonders viele Freunde. Sie neigen stärker zu sozialen Vergleichen, sagt Bückler. Das erklärt, warum auch junge Erwachsene oft einsam sind, trotz eines regen Soziallebens. Bei Senioren haben Forscher 2022 genauer untersucht, auf welche Zahl es ankommt. „Vier enge Freunden oder Freunde scheinen demnach einen guten Schutz vor Einsamkeit zu bieten“, sagt Bückler. Gerade im hohen Alter ist das allerdings oft unrealistisch. Gesprochen wird darüber nicht: Einsame geben sich oft selbst die Schuld an ihrer Lage. Einsamkeit ist vielen Menschen peinlich. Etwas allein ins Restaurant zu gehen ist für sie eine Horrorvorstellung. „Scham entsteht, wenn Menschen das Gefühl haben, sie erfüllen bestimmte Erwartungen nicht“, sagt Bückler. Dabei ist jeder Mensch im Leben mal einsam. Und wie jedes andere Gefühl hat auch Einsamkeit einen Sinn. Soziale Isolation aktiviert im Gehirn ähnliche Regionen wie Hunger, zeigt eine Studie in *Nature Neuroscience* 2020. Einsamkeit soll, so glauben Experten, dazu führen, dass man sich anderen Menschen wieder annähert. Paradoxerweise ziehen sich einsame Menschen jedoch zunächst noch mehr zurück. „Aber dieser soziale Rückzug hat auch eine wichtige Funktion“, sagt Bückler. In dieser Zeit reflektieren die Menschen Welche Beziehungen wünsche ich mir? Wie soll ich mich verhalten? Problematisch ist, wenn sich Menschen über längere Zeit einsam fühlen – und immer weiter zurückziehen. Dann verschiebt sich ihre Wahrnehmung, zeigen Studien, und soziale Interaktionen werden tendenziell negativ bewertet. Man kann sich das wie eine innere Brille vorstellen, durch die Einsame die Welt sehen. Ist etwa der Nachbar kurz angebunden, wertet der einsame Mensch dies als Zeichen der Ablehnung – und zieht nicht in Erwägung, dass der andere vielleicht nur in Eile ist. Dauerhaft einsame Menschen sind tendenziell weniger und wachsender. Gehirns scans zeigen in einer Studie, dass Einsame schneller in den „Gefahren“-Modus schalten. Hirnareale, die mit Sehen und Beobachten zusammenhängen, sind bei ihnen besonders gut vernetzt. Es fällt ihnen schwerer, anderen zu vertrauen. Auch das können Forscher messen: In einem Experiment fand sich nach einem freundlichen Gespräch bei einsamen Versuchspersonen weniger Oxytocin, das als Kuschelhormon bezeichnet wird. Dauerhaft Einsame halten auch körperlich mehr Distanz zu Fremden. Das kann auch politische Folgen haben: Untersuchungen zeigen, dass Einsame eher Verschwörungstheorien anhängen oder extremistischere Parteien wählen. Das macht Einsamkeit auch zu einem Problem für die Politik. Doch es muss nicht so weit kommen: Psychologin Bückler sagt, dass eine psychologische Beratung oder bei hohem Leidensdruck auch eine Psychotherapie gegen Einsamkeit helfen kann. *Johanna Karoczik*



Foto: Kyle Thompson/VU/Lauf

Wer das Alleinssein sucht, ist nicht gleich einsam.

Ein Fall für die Regierung

Einsamkeit hat die politische Agenda erreicht. Im Jahr 2018 wurde in England das erste „Einsamkeitsministerium“ gegründet – es wurden Strategien und sogar ein „Rezept gegen Einsamkeit“ entwickelt, womit Hausärzte Kochkurse und andere Gemeinschaftsaktivitäten verschreiben konnten. Im vergangenen Dezember wurde schließlich auch in Deutschland ein politisches Zeichen gesetzt: Das Bundesfamilienministerium (BMFSFJ) stellte eine „Strategie gegen Einsamkeit“ vor – und kündigte verschiedene Maßnahmen an, um zu verhindern, dass sich das negative Gefühl in der Gesellschaft ausbreitet. Als Erstes wurde eine „Koordinierungsstelle Einsamkeit“ eingerichtet. Ende Mai erschien schließlich das „Einsamkeitsbarometer“, eine Analyse des Einsamkeitserlebens verschiedener Bevölkerungsgruppen in Deutschland, die auf Daten und Befragungen des Sozio-ökonomischen Panels (Soep) aus den Jahren 1992 bis 2021 beruht. Das Einsamkeitsbarometer ist eine Grundlagedatei, um das Phänomen wissenschaftlich zu erforschen und realistische Strategien abzuleiten.

Es sei, heißt es auf Anfrage beim zuständigen Bundesfamilienministerium, wichtig zu berücksichtigen, dass Einsamkeit ein Querschnittsthema sei. Deshalb ziehen die Maßnahmen der Einsamkeitsstrategie auch in unterschiedlichem Ausmaß auf die

Vorbeugung und Linderung des Gefühls – und sollen sowohl direkt als auch indirekt wirken.

Die Koordinierungsstelle Einsamkeit soll beispielsweise Projekte und Einzelpersonen beraten und gegebenenfalls finanziell oder mit sonstigen Aktionen helfen; Nachbarschaftsprojekte, lokale Initiativen und Orte, die Menschen zusammenbringen, sollen gefördert werden. Seit einigen Jahren werden beispielsweise Mehrgenerationenhäuser mit mehreren Millionen Euro pro Jahr unterstützt; Sie dienen nicht nur – aber auch – der Bekämpfung der Einsamkeit. Gleiches gilt, so das BMFSFJ, beispielsweise für Angebote wie die Telefonseelsorge.

Die Einsamkeitsstrategie sieht vor, dass Freiwillige, die einsamen Menschen helfen, künftig mehr Unterstützung bekommen. Um Einsamkeit zu verhindern, sollen ältere Menschen an digitale Angebote herangeführt wer-

den, die ihnen den sozialen Austausch erleichtern können. Der Umgang mit Smartphones und Apps ist für viele nicht selbstverständlich – dabei ist es mithilfe diverser Apps einfach, mit Gleichgesinnten in Kontakt zu kommen, Hobbies zu finden oder auch Treffen zu organisieren.

Weitere Maßnahmen: Der psychosoziale Dienst soll finanziell gefördert werden, damit mehr einsame Menschen betreut werden können. Sensibilisierungskampagnen sollen das Thema bekannt machen und zur Entstigmatisierung beitragen. Das BMFSFJ betont, dass direkte und indirekte Maßnahmen gegen Einsamkeit den sozialen Zusammenhalt fördern. In den Jahren 2022 und 2023 habe das Ministerium für direkte Maßnahmen 8,5 Millionen Euro und im Jahr 2024 drei Millionen Euro in die Hand genommen. Aus dem Europäischen Sozialfonds werden laut BMFSFJ zudem rund 53 Millionen Euro für etwa 70 Projekte bereitgestellt, die vor allem Einsamkeit von Menschen im mittleren und im höheren Lebensalter bekämpfen sollen.

Pia Heinemann

Von einer stillen Epidemie ist die Rede. Sogar die Regierung wird gegen Einsamkeit aktiv. Was ist das für eine Emotion, die angeblich krank macht? Sind wir einsamer als früher? Und helfen Apps – oder besser ein Hund?

Tierisch allein

Wie schwer sich Menschen damit tun zu erkennen, wann Einsamkeit zum Notfall wird, zeigt sich oft bei ihrem Haustier. Hunde, Katzen, Pferde, Kleinsäuger, fast alle Vögel und auch Fische leiden wie wir in sozialer Isolation. „Die Lage der Allverwirselteten zu Hause hat sich in den letzten Jahrzehnten nicht geändert“, sagt Tiermediziner Thomas Bartels vom Friedrich-Loeffler-Institut. Dabei können Tierhalter es heute besser wissen.

Der wichtigste Ratgeber ist inzwischen nicht mehr der Tierarzt oder der Zoofachhandel – sondern das Internet. Auf dessen Webseiten sind die sozialen Bedürfnisse jeder Art ausführlich beschrieben. Dennoch sind Handlungsfehler die gravierendsten Probleme, denen Antistierärzten begegnen, was nicht nur die bundesweite Esopet-Studie 2022 belegt hat. Was soziale Destruierung im Körper anrichtet, bleibt oft unsichtbar. Bei Zebrafischen haben Max Planck-Hirnforscher aus Frankfurt die Vernachlässigung des „sozialen Gehirns“ an der Überproduktion des Peptidhormons Pthα verfolgt. Die psychischen Folgen für ihre Lieblinge in Einzelhaft wie Verhaltensstörungen nehmen viele Halter in Kauf. Oder sie geben dem Tier „Antistresspelzzeug“, das nicht selten mehr schadet als hilft, etwa weil Plastikteile verschluckt werden. Und für Sittiche gibt es Sitzstangen aus

Zement oder Sand mit schirmelpapierartigem Belag, der die Tiere verletzt und Verhaltensauffälligkeiten noch verstärkt. In Käfigen endet Einsamkeit oft blutig. Mehr veterinäre Kontrollen sind jedoch kaum realistisch. Darum wird etwa in der Schweiz nun ein verpflichtender Sachkundenachweis zum Halten eines Haustiers verlangt.

Menschen sind für Tiere nicht die besten Mitbewohner. Sie ersetzen Artgenossen nicht. Und andersherum? Tatsächlich profitieren einsame Menschen – neben Kindern – potentiell am meisten von den sozialen Kontakten mit Tieren. Das zeigt sich nicht nur während der kontaktsamen Covid-Pandemie. André Hajek vom Uniklinikum in Hamburg erforscht seit Jahren, inwieweit gesunde Mensch-Haustier-Beziehungen das Einsamkeitsgefühl kompensieren können. Die Evidenz auch aus großen Kohortenstudien mit Tausenden Haltern sei bei vielen Tierarten aber lückenhaft. Ausnahme: „Hunde erweisen sich als förderlich, um Einsamkeit zu entliehen“, sagt er. „Katzen dagegen eher nicht.“ Noch nicht untersucht ist, welche Hunderrassen und welche Art der Hundehaltung am effektivsten aus der Einsamkeit helfen können. *Joachim Müller-Jung*

Weiblich, ledig, arbeitslos

Es gibt viele Faktoren, denen man nachsagt, sie steigern das Einsamkeitsrisiko. Aber welche tun es wirklich? Das ist wichtig, um politisch sinnvolle Maßnahmen zu finden. Italienische und französische Forscher haben auf der Suche nach Antworten mehr als 100 Studien aus Europa und Nordamerika ausgewertet, die sich mit den Risikofaktoren für Einsamkeit beschäftigen. Eine wichtige Rolle spielt demnach die jeweilige Demographie: Alternende Gesellschaften sind tendenziell einsam.

Auf der individuellen Ebene spielen das Alter und Geschlecht tatsächlich nur eine geringe Rolle. Dass vor allem junge und alte Menschen ein erhöhtes Risiko zu haben scheinen, hängt der Analyse zufolge weniger vom Alter selbst ab als von den sozialen Umständen. Auch die weitverbreitete These, Frauen wären einsamer als Männer, konnten die Autoren nicht bestätigen. Die Art der Befragung kann die Ergebnisse verzerrern – und so wäre es möglich, dass Frauen sich leichter damit tun, Einsamkeit zuzugeben.

Begünstigt wird das Gefühl durch körperliche oder psychische Erkrankungen. Wer selbst daran leidet, sollte also versuchen, aktiv gegen Einsamkeit anzukämpfen. Für politische Maßnahmen ist diese Gruppe ein gutes Ziel. Ein weiterer wichtiger Treiber für Einsamkeit findet sich in der Persönlichkeit. Wer starke Ausprägungen von Neurotizismus und Extraversión zeigt, läuft eher Gefahr, einsam zu werden. Ein höherer Bildungsgrad schützt hingegen – anders als häufig behauptet –, wenn überhaupt, nur indirekt vor Ein-

zement oder Sand mit schirmelpapierartigem Belag, der die Tiere verletzt und Verhaltensauffälligkeiten noch verstärkt. In Käfigen endet Einsamkeit oft blutig. Mehr veterinäre Kontrollen sind jedoch kaum realistisch. Darum wird etwa in der Schweiz nun ein verpflichtender Sachkundenachweis zum Halten eines Haustiers verlangt.

Menschen sind für Tiere nicht die besten Mitbewohner. Sie ersetzen Artgenossen nicht. Und andersherum? Tatsächlich profitieren einsame Menschen – neben Kindern – potentiell am meisten von den sozialen Kontakten mit Tieren. Das zeigt sich nicht nur während der kontaktsamen Covid-Pandemie. André Hajek vom Uniklinikum in Hamburg erforscht seit Jahren, inwieweit gesunde Mensch-Haustier-Beziehungen das Einsamkeitsgefühl kompensieren können. Die Evidenz auch aus großen Kohortenstudien mit Tausenden Haltern sei bei vielen Tierarten aber lückenhaft. Ausnahme: „Hunde erweisen sich als förderlich, um Einsamkeit zu entliehen“, sagt er. „Katzen dagegen eher nicht.“ Noch nicht untersucht ist, welche Hunderrassen und welche Art der Hundehaltung am effektivsten aus der Einsamkeit helfen können. *Joachim Müller-Jung*

Riskant für die Gesellschaft

Es waren drastische Worte, mit denen das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, BIB, kürzlich warnte: „starker Anstieg seit der Pandemie“. Warum Einsamkeit für die Gesellschaft ein so großes Problem ist, erklärt das BIB so: Einsame hätten ein höheres Risiko, sich zu isolieren und möglicherweise politisch oder religiös zu radikalisieren. Vizeleiter Martin Bojard sagt: „Damit kann eine zunehmende Einsamkeit in der Bevölkerung auch ein Risiko für die Demokratie bedeuten, weil sie den inneren, sozialen Zusammenhalt gefährden kann.“

Die Sorge, dass Fortschritt und neue Kommunikationsmittel Menschen einsamer machen, ist älter als das Smartphone oder soziale Medien. „Mittlerweile nutzen 35 Prozent der Deutschen überwiegend und 21 Prozent gelegentlich Geldautomaten, statt an den Schalter zu gehen“, hieß es etwa in einem Fachartikel 1997. Der Sozialkontakt zum Bankangestellten ging durch die Automatisierung verloren.

Doch sind die Menschen heute wirklich einsamer als früher? Wie der Philosoph Lars Svendsen von der Universität Bergen jüngst auf der Jahrestagung des Deutschen Ethikrats sagte, die sich dem Thema Einsamkeit widmete, finden sich wenige Belege für einen generellen Anstieg. Im Gegenteil: Es gebe Hinweise, dass in den vergangenen Jahrzehnten – mit Ausnahme der Pandemiejahre – der Anteil der Menschen, die angeben, einsam zu sein, abnehme. Laut Umfragen ging dieser Wert in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland zurück. Ähnliche Ergebnisse fanden sich in anderen Ländern. Ein möglicher Grund, warum das Thema derzeit stark diskutiert werde, sei, so Svendsen,

die wachsende Aufmerksamkeit für psychische Gesundheit – und die verbreitete, aber irrgige Vorstellung, es seien heute mehr Menschen einsam als früher.

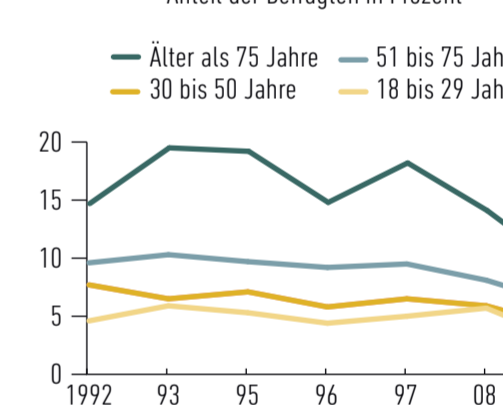
Eine generelle Entwarnung ist das aber nicht. Sabine Diabaté erforscht Einsamkeit beim BIB. Sie präsentiert bei der Jahrestagung des Deutschen Ethikrats Daten bezogen auf die Herkunft. Hierzulande geborene Menschen gaben am seltensten an, einsam zu sein, aus Afrika eingewanderte am häufigsten. Sie berichteten öfter von sozialer Zurückweisung, weniger Vertrauen und mangelnder Unterstützung.

Mit Umfragen muss man jedoch vorsichtig sein: Die gegebenen Antworten zu Einsamkeit können auch davon beeinflusst werden, wie sehr das Thema zum Befragungszeitpunkt als Tabu angesehen wird. Hierzu gibt es offenbar keine verlässlichen Daten. Offen ist auch, ob vermeintliche Folgen der Einsamkeit nicht vielleicht die Ursache für diese sind oder andere Faktoren beides bedingen. So beim Wahlverhalten, das bei einsamen Menschen laut Studien radikaler ist. Daher solle insgesamt mit dem Thema Einsamkeit unsichtig umgegangen werden, sagt der Soziologe Alexander Langenkamp von der Universität Frankfurt: „Aussagen werden Betroffene weiter stigmatisieren.“

Hinnerk Feldwisch-Drentrup

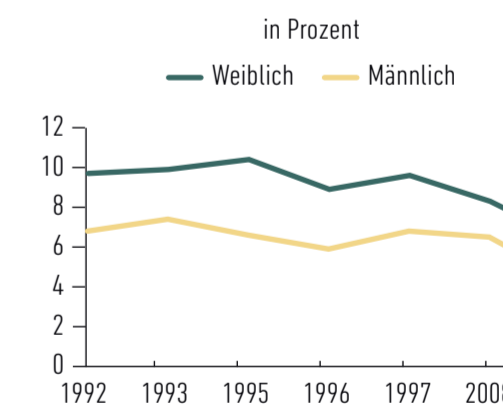
WAREN WIR FRÜHER EINSAMER?

Anteil der Befragten in Prozent



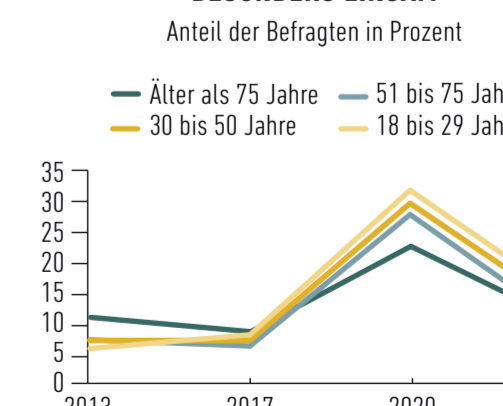
FRAUEN GEBEN HÄUFIGER AN, EINSAM ZU SEIN

in Prozent



JÜNGERE IN DER PANDEMIE BESONDERS EINSAM

Anteil der Befragten in Prozent



Interdisziplinäre Skalierung (Quelle: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), Einsamkeitsbarometer 2021/FA-2, Grafik: die

Sie leiten an der Deutschen Sporthochschule in Köln das Zentrum für präventive Dopingforschung. Werden da Aufbau- und Aufputzmittel erforscht?

Wir beschäftigen uns unter anderem mit der Frage, welche neuen Substanzen und Methoden in der Zukunft zu Dopingzwecken genutzt werden könnten. Was könnte auf die Anti-Doping-Laboratorien zukommen?

Sie müssen also so denken wie jemand, der Dopingmittel entwickelt? Ja, im Grunde wie jemand, der das Kontrollsystem unterwandern möchte.

Wie gehen Sie vor, wenn Sie sich überlegen, was die nächsten Dopingmittel werden könnten?

Wir durchforsten beispielsweise Patentliteratur und wissenschaftliche Abhandlungen zu neuen Therapiemöglichkeiten. Wenn darin ein Stichwort wie Muskelaufbau, Blutarmut, Muskelschwund oder Gendherapie hinsichtlich Wachstumsfaktoren vorkommt, dann schauen wir uns genauer an, wie die beschriebenen Mittel und Methoden den menschlichen Organismus beeinflussen und wie unsere Testverfahren diese neuen Substanzen oder Anwendungen erfassen können. Dabei ist die Zusammenarbeit mit der pharmazeutischen Industrie wichtig, damit wir frühzeitig über klinische Studien informiert werden und Daten erhalten. Das Ziel ist, Testverfahren zu entwickeln, bevor Substanzen überhaupt marktreif werden.

Warum so zeitig?

Früher oder später kann es sein, dass ein Wirkstoff zwar noch nicht zugelassen ist oder dessen Entwicklung sogar eingestellt wird, aber dessen chemische Struktur und Wirkmechanismen bekannt und interessant sind, sodass ein Einsatz zu Dopingzwecken möglich ist.

Stellen Wissenschaftler, die in der Forschung oder bei den betreffenden Pharmaunternehmen arbeiten, die Substanzen illegal her?

Wie genau die Abläufe in solchen Fällen sind, ist meist schwer zu sagen. Dennoch tauchen nicht selten solche Wirkstoffe, oder zumindest deren Namen, auf internetbasierten Verkaufsplattformen auf. Behörden beschlagnahmen jährlich mehrere Tonnen verbotener Substanzen, meistens Muskelaufbaupräparate wie Anabolika. Man muss leider davon ausgehen, dass das lediglich ein Teil der vertriebenen Mengen ist.

Das klingt sehr viel. Welche Mengen braucht denn ein dopender Sportler?

Das kommt auf die Substanz an. Bei anabolen Wirkstoffen liegen die ursprünglichen für Therapien eingeplanten Tagesdosen im Milligramm-Bereich. Wenn diese über mehrere Monate jeden Tag verabreicht werden, dann summiert sich das auf Grammengen. Die erwähnten großen Mengen Anabolika sind aber wahrscheinlich nicht für den Spitzensport gedacht, sondern eher für Freizeit- und Breitensport, da dort keine Dopingkontrollen stattfinden. Im Spitzensport dagegen gibt es regelmäßige Kontrollen, und ein Sportler läuft unmittelbar Gefahr, an einem positiven Test zu generieren. Das gilt vor allem für die nicht zugelassenen anabolen Wirkstoffe, die gut nachweisbar sind und deren Nachweisfenster vergleichsweise groß ist.

Was bedeutet Nachweisfenster in dem Zusammenhang?

Wir können die Wirkstoffe Wochen, manchmal sogar noch Monate nachdem sie ein Sportler eingenommen hat, nach-



Sind diese Muskeln nur das Produkt harten Trainings?

Foto Getty

Dopern auf der Spur

Im Sport werden Substanzen missbraucht, um Muskeln aufzubauen und Rekorde zu brechen. Der Biochemiker Mario Thevis weiß, wie man selbst die neusten Mittel nachweist.

weisen. Wir haben auch die Möglichkeit, Proben, die bei Großveranstaltungen wie den Olympischen Spielen genommen wurden, lange Zeit zu lagern und später mit neuen Methoden erneut zu analysieren. Positive Tests sind dann auch nach zehn Jahren noch sanktionierbar.

Nehmen wir an, Sie entwickeln einen neuen Test für eine leistungssteigernde Substanz und weisen sie dann in Rückstellproben nach. Als die Proben genommen wurden, war diese Substanz noch nicht auf der Antidopingliste der Antidopingagentur WADA. Kann ein damit gedopter Sportler dann nicht dafür bestraft werden?



Mario Thevis ist Biochemiker und Professor an der Deutschen Sporthochschule Köln. Während der Olympischen Spiele in Paris arbeitet er im Antidopinglabor vor Ort.

Foto privat

Doch. Die Verbotliste der WADA ist keine geschlossene Liste, zumindest, was die allermeisten Substanzklassen betrifft. Bei anabolen Wirkstoffen beispielsweise werden die namentlich genannten Substanzen durch den Zusatz ergänzt, sinngemäß: „... und andere Substanzen mit ähnlicher chemischer Struktur oder ähnlicher biologischer Wirkung“. Wenn also heute ein Designersteroid verwendet wird und in einer wissenschaftlichen Prüfung ist später nachvollziehbar, dass es aufgrund der Struktur und des Wirkmechanismus als anaboler Wirkstoff ein-

zuordnen ist, dann kann dies sanktionierbar sein. Bei anderen Substanzen, die nicht in dieser offenen Form aufgelistet sind, greift dies allerdings nicht. Dann wäre eine Substanz oder Substanzklasse nicht verboten.

Bei so viel Tests und Forschung werden nur die Dümmeren erwischt. Was will ich so nicht bestätigen.

Wenn jemand Dopingmaßnahmen ergreift, wird er vermutlich eine Art Risikoabschätzung vornehmen und überlegen: Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Substanz, die verabreicht werden soll, nach einer gewissen Zeit noch nachweisbar ist? Durch Doping kann sich ein Sportler durchaus Vorteile verschaffen, die deutlich länger andauern als die Nachweisbarkeit des Dopingmittels. Wenn die Nachweisdauer nicht genau bekannt ist oder die Testverfahren besser geworden sind, werden auch diejenigen überführt, die das Risiko an dieser Stelle falsch eingeschätzt haben. Möglicherweise gehen auch manche davon aus, dass sie im Falle eines positiven Befunds Mittel und Wege finden, doch nicht sanktioniert zu werden.

Also Ausreden erfinden?

Ich würde es umschreiben mit: „Argumente“ finden, die die Richter überzeugen könnten, dass man nicht gedopt hat. Es ist so, dass man die Richter überzeugen könnte, dass man nicht gedopt hat. Ich würde es umschreiben mit: „Argumente“ finden, die die Richter überzeugen könnten, dass man nicht gedopt hat.

Kennen Sie einen Fall, bei dem die Argumente stichhaltig waren?

Durchaus. Ein markantes Beispiel betraf mehrere Fechter, bei denen ein verbotenes Entwässerungsmittel, ein sogenanntes Diuretikum, in Dopingkontrollurinen nachgewiesen wurde. Dieses Diure-

tikum stellte sich schnell als nicht mehr im Handel erhältlich heraus. Obwohl Diuretika grundsätzlich in allen Sportarten und zu jeder Zeit verboten sind, waren dies die weltweit ersten Fälle mit diesem Wirkstoff seit Einführung des Verbots 1988. Die Recherchen ergaben, dass die Athleten eine Gemeinsamkeit aufwiesen: Aufgrund von Wettkampfreisen hatten alle ein Mittel zur Malaria prophylaxe erhalten, was nicht verboten war. Das Medikament hatte zwar eine ähnliche chemische Struktur wie das Diuretikum, aber die Analysen konnten beide Substanzen eindeutig unterscheiden. Auch gab es keine Belege, dass der menschliche Stoffwechsel die eine Substanz in die andere umwandeln würde.

Und woher kam dann das verbotene Diuretikum?

Der Schlüssel war die kreatinreiche Ernährung der Sportler. Bei hoher Kreatinaufnahme, was im Sport häufig zu beobachten ist, produziert der menschliche Körper vermehrt Formaldehyd und scheidet das aus. Im Urin der Fechter lag daher vermehrt Formaldehyd vor und gleichzeitig ein Stoffwechselprodukt des Malariamittels. Diese Komponenten reagierten in der Blase schließlich zu dem nachgewiesenen Diuretikum. Im Labor konnten wir das nachstellen, und entsprechend wurden die Athleten nicht sanktioniert.

Es sind also doch nicht nur Ausreden?

Offensichtlich nicht, aber solche Fälle sind eher selten.

Die Fragen stellte Frauke Zbikowski.

SOZIALE SYSTEME



Ich bin dann mal nicht wirklich weg

Die Urlaubsreise im Zeitalter weltweiten Datenroamings

Von Boris Holzer

Immer wieder hat die Entwicklung der Kommunikationstechnik zu Umwälzungen geführt: Die Schrift ermöglichte, über räumliche und zeitliche Distanzen hinweg zu kommunizieren. Buchdruck und elektronische Massenmedien stellten größere und vor allem schnellere Erreichbarkeit her. Die Vorteile liegen auf der Hand, doch für bestehende Institutionen und Praktiken ergeben sich auch Folgeprobleme. In einem kürzlich veröffentlichten Artikel fragt der Anthropologe Nelson Graburn, wie sich der Tourismus unter dem Eindruck der neueren Kommunikationstechnologien verändert.

Zur Tourismusforschung hat Graburn bereits vor einiger Zeit die These beigesteuert, beim Tourismus handle es sich um ein säkulares Ritual. Die touristische Reise bedeute nicht nur eine Suspendierung des Alltags, sondern auch eine symbolische Überhöhung eines Zeitraums: Gegenüber dem „profanen“ Alltag markiere die Ferienzeit eine besondere, „sakralisierte“ Episode, in der die üblichen Zwänge und Routinen außer Kraft gesetzt sind. Diese Zeit werde als besonders intensiv erlebt, weil sie mit vielen Entscheidungen verbunden sei, die als selbst gewählt erlebt werden, und daher Raum für die Entfaltung der Persönlichkeit biete. Wenn wir verreisen, so Graburn, investieren wir beträchtliche finanzielle Mittel für die Suche nach dem „heiligen Gral“, der in der modernen Gesellschaft nicht mehr als sakraler Gegenstand vorgestellt wird, sondern als Realisierung „heiliger“ Werte wie Selbstentfaltung, Gesundheit und Freiheit. Der Erfolg besteht nicht in materiellem Gewinn. Auch Souvenirs sind nur Symbole für jene außeralltäglichen Erlebnisse, die eine Urlaubsreise ausmachen.

Die Unterbrechung des Alltags funktioniert am verlässlichsten, wenn sie von einem Ortswechsel unterstützt wird. Der Urlaub zu Hause steht schon deshalb unter einem schlechten Stern, weil er die rituellen Merkmale des Aufbruchs und der Rückkehr vermissen lässt. Wer lediglich plant, zwei Wochen auf dem eigenen Balkon zu verbringen, muss sich nicht vergewissern, dass der Herd ausgeschaltet und der Reisepass an seinem Platz ist. Auch für die Rückkehr in den Alltag ist kein Kofferpacken nötig und kein Grenzübergang, sondern lediglich der Gang zum Briefkasten, in dem die Rechnungen warten. Fern der Heimat hingegen ist der Alltag weit entfernt, und der Wechsel fällt aufgrund der mehr oder weniger langen Phasen des Übergangs weniger abrupt aus.

Die physische Abwesenheit ist auch deshalb bedeutsam, weil die sozialen Beziehungen und damit die Verbindung zum Alltag niemals komplett gekappt werden. Solange eine Reise noch bedeutete, nicht oder nur stark verzögert erreichbar zu sein, sorgten ritualisierte Erwartungen dafür, dass die bestehenden sozialen Beziehungen nicht vergessen wurden. In Japan zum Beispiel war es üblich, auch für abwesende Familienmitglieder ein Essen zuzubereiten. Diese wurden vor der Reise durch kleine Geschenke ermuntert, stets an ihre Angehörigen und Freunde zu denken: Erwartet wurde, dass man sich auf der Reise um geeignete Mitbringsel als Gegenleistung bemühte. Neue Kommunikationstechnologien schufen weitere Wege, auf denen sich der Alltag in die Reisezeit einschleichen konnte: Zunächst wurde es selbstverständlich, sich per Brief oder Postkarte aus der Ferne zurückzumelden; später wurden – mit steigender Frequenz – Anrufe oder elektronische Nachrichten erwartet, um den Kontakt aufrechtzuerhalten. Internet und Smartphones haben diese Entwicklung inzwischen bis zu einem Punkt gesteigert, an dem niemand mehr wirklich weg ist, auch wenn er sich an einem weit entfernten Ort befindet. Umstellt vom ständigen Kontakt mit der Alltagswelt kann sich die touristische Episode kaum mehr als Gegenalltag profilieren.

In der Tat lässt sich beobachten, dass der Draht nach Hause die Touristen nicht nur von den Einheimischen, sondern zunehmend auch von anderen Touristen isoliert. Eine spontane Vergemeinschaftung auf Zeit, wie sie beispielsweise für den Rucksacktourismus lange typisch war, findet kaum noch statt. Dennoch greift Graburns Diagnose, dass die Sonderwelt der Reise durch die Dauerkommunikation gefährdet ist, zu kurz. Sie beruht auf der Vorstellung, dass Reisende früher ganz in ihrer Rolle aufgingen. Doch Touristen waren niemals ausschließlich Touristen. Wer quengelnde Kinder bei Laune halten muss, hat – zumindest zeitweise – andere Sorgen und Interessen. Natürlich erweitert die Distanz Kommunikation das Spektrum potentieller Ablenkungen und Zuminungen. Doch solange sie nicht zu dem Schluss verleitet, man könnte sich die Reise sparen und stattdessen im Internet surfen, ist der Tourismus noch nicht am Ende.

Graburn, Nelson (2024): Tourism, pilgrimage and the sacred: At home or away. *Annals of Tourism Research* 104, Article 103719. DOI: 10.1016/j.annals.2023.103719.

Es besteht kein Zweifel: Die Erdbeerzeit ist die schönste Zeit des Jahres. Wenn die Früchte reifen, ist der Sommer noch jung, die Tage sind noch lang, und nichts deutet während dieser köstlichen Phase der Unbeschwertheit auf den nahenden Herbst, schwindendes Tageslicht oder purierte Kürbisgrütze hin. Lange Zeit galt: Solange es noch Erdbeeren gibt, ist der Sommer noch nicht gealtert.

Mittlerweile gilt diese Regel nicht mehr. Auf den Wochenmärkten werden immer noch leuchtend rote Erdbeeren angeboten, obwohl die Tage seit vier Wochen bereits wieder kürzer werden. Aus phänologischer Sicht ist in manchen Bundesgebieten sogar schon der Spätsommer eingezogen. In elf Prozent der damit befassten Meldestellen sind die Äpfel bereits pflückerreif, berichtet der Deutsche Wetterdienst. Damit hat in diesen Regionen offiziell der Spätsommer begonnen.

Der Hauptgrund, warum die Erdbeerzeit heute sogar bis in den Spätsommer reicht – jedenfalls in den phänologischen –, ist eine famose Erdbeersorte, welche die Saison der Sammelnussfrüchte bis weit in den August verlängert. „Malwina“ ist der Name dieser Sorte, aber sehr wohlschmeckenden Sorte, vielleicht ist Malwina sogar die beste Erdbeere überhaupt. Ihr ausgeprägtes Walderdbeerenaroma macht sie zu einer Delikatessa, Süße und Säure harmonieren perfekt.

AB IN DIE BOTANIK DIE BESTE KOMMT ZUM SCHLUSS

VON ANDREAS FREY



Illustration: Charlotte Wegner

Die dunkelroten, beinahe überreifen Früchte sind das Beste, was der Sommer zu bieten hat. Malwina-Erdbeeren eignen sich gut für Marmelade, aber eigentlich sind sie dafür zu schade.

Dass ausgerechnet die späteste Spätsorte die Erdbeere in ungeahnte Genusshöhen schoss, ist das Verdienst von Peter Stoppel. Der Züchter aus Kressbronn am Bodensee hatte sich in den späten Neunzigerjahren darüber geäußert, dass es im fortgeschrittenen meteorologischen Hochsommer keine guten Erdbeeren mehr gab. Also kreuzte er die späte, aber eher schlechte Sorte „Sofie“ mit einem Klon, den der mittlerweile verstorbene Züchter Hermann Schimmelpfeng von der TU München-Weihenstephan hergestellt hatte. Vielleicht ist das Geheimnis von Malwina aber auch einfach, dass „Mieze Schindler“ ihre Urgroßmutter ist. Die aromatische, an Walderdbeeren

erinnernde Sorte gilt unter Hobbygärtnern als die beste Frucht überhaupt. Da sie aber butterweich ist und selten den Weg vom Garten in die Küche übersteht, lässt sie sich kommerziell nicht anbauen.

Malwina hingegen schon: Sie ist robust, aber nicht knackig, äußerst wüchsig und widerstandsfähig. Ihr Ertrag ist nicht ganz so hoch wie der von „Elsanta“ oder „Florence“, dafür besticht sie durch einen sehr hohen Anteil makelloser Früchte der Handelsklasse 1, die sich zu Höchstpreisen verkaufen lassen. Nach dem nassen Frühjahr im Süden, in dem Peter Stoppel siebzig Prozent seiner Früherdbeeren verlor, läuft das Geschäft mit der Spätsorte jetzt prima, erzählt er.

Ein Selbstläufer ist Malwina allerdings nicht. Sie ist zwar sehr widerstandsfähig gegenüber Krankheiten und Schädlingen, doch Hitze mag sie nicht. Ist es wie in den vergangenen Jahren zu lange heiß, wird der Malwina ihr leicht überreifes Walderdbeerdesign zum Verhängnis. Die Früchte sind dann schnell angefault, wie man im Südwesten sagt, und faulen rasch. Deshalb ist Malwina auch eher für den Norden Deutschlands und für Skandinavien geeignet, wo die Sommer noch nicht völlig überdreht, sagt Stoppel. Für den Süden hat er nun eine neue Spätsorte gezüchtet, die bei Hitze stabil bleibt: Marieka. Geschmacklich kommt sie aber nicht ganz an Malwina heran. Ach Erdbeerzeit, verweile doch! Du bist so schön!

INS NETZ GEGANGEN



SCHIEBEN STATT LANGWEILEN

VON JOCHEN REINECKE

Schiebepuzzles gehören zu den Geduldsspielen, die äußerst einfach aussehen, mithin aber sehr zeitaufwendig sein können. Erfunden wurde das Schiebepuzzle um 1875 vom Postangestellten Noyes Palmer Chapman, der sich offenbar während seiner Arbeit langweilte.

Es gibt solche Puzzles in unterschiedlichen Größen und Ausprägungen: Bei manchen muss man Zahlen oder Buchstaben in die richtige Reihenfolge bringen, es gibt aber auch komplexere, bei denen am Ende ein flächiges Bild zu erkennen sein muss.

Sie ahnen es bereits: Natürlich kann man Schiebepuzzles auch online spielen. Unter <https://sliding.toys/> finden Sie eine reichhaltige Sammlung unterschiedlicher digitaler Schiebepuzzles. Sie haben die Wahl zwischen verschiedenen großen Spielfeldern mit 9, 16 oder 25 Feldern. Es gibt aber auch Sondervarianten wie das sogenannte „Klotski“, wo es 14 kleine Quadrate und ein großes gibt, das zu Beginn mittig oben platziert ist – und durch geschicktes Verschieben der Elemente an den unteren Rand des Spielfelds manövriert werden muss. Dabei läuft natürlich die Uhr.

Bei den erstgenannten Zahlenpuzzles spielen Sie, indem Sie den Stein, den Sie bewegen möchten, anklicken – woraufhin er in die freie Lücke rutscht. Beim Klotski verschieben Sie die Steine händisch per Maus, denn es gibt jeweils zwei Lücken, die gefüllt werden müssen. Mit Klick auf „New“ können Sie in der jeweiligen Rubrik stets neue Rätsel generieren lassen. Viel Vergnügen!

Nun unsere Frage: Wie viele mögliche Startanordnungen gibt es für ein Puzzle mit 16 Feldern, wenn das leere Feld nicht zwingend rechts unten sitzt? Senden Sie Ihre Lösung bitte per E-Mail an netzraetzel@faz.de. Wir verlosen einen eBook-Gutschein im Wert von 25 Euro. Einsendeschluss ist der 24. Juli 2024, 21 Uhr. Die Gewinnerin oder der Gewinner wird schriftlich benachrichtigt. Die richtige Lösung des Rätsels aus der vergangenen Woche wäre „1984“ gewesen.

RHEIN-MAIN & HESSEN

Alexandra Wagner hat es sich auf der Couch bequem gemacht. Blau-grauer Sweater, graue Jogginghose. Die blonden Haare bindet sie sich zum Dutt. Vor ihr flimmert ein verpixelt Video über den Fernseher. Der Livestream eines Fans. Ein Taylor-Swift-Song erklingt. „Es geht gleich los“, murmelt Wagner vor sich hin und greift zum Handy. Eine dunkelhaarige junge Frau erscheint auf dem Display. Ihre Cousine. Ohne große Begrüßung verlieren sich die beiden im Gespräch – und rätseln: Welche Überraschungslieder wird Taylor Swift an diesem Abend spielen?

Wagner war Anfang Juni auf einem Konzert in Lyon. Eines von vieren. „Ich war emotional überfordert“, erinnert sie sich. Denn sie erlebte ihr Idol das erste Mal live. Jetzt hat sie Karten für das Konzert in Hamburg und danach noch in Wien. Ihr Gitarrenlehrer hatte sie auf Taylor Swift aufmerksam gemacht. Da war sie elf. Heute ist sie 26. Damals war Swift noch Countrysängerin. „Was mich nicht mehr losgelassen hat, war ihr Storytelling“, sagt Wagner. Durch Swifts Texte habe sie sich verstanden gefühlt. Ihre Musik sei ihre Zuflucht gewesen. „Gerade in Teenager-Jahren, wenn man sich von der Welt sowieso nicht verstanden fühlt.“

Die Sechszwanzigjährige aus dem hessischen Mörlenbach ist mit ihrer Geschichte nicht allein. Millionen Fans hat Taylor Swift, die derzeit im zweiten Jahr ihrer „The Eras Tour“ mehrere Konzerte in Europa gibt, auf der ganzen Welt. Das sind junge Frauen wie Alexandra Wagner, die über die Musik zu ihrem Idol gekommen ist. Oder aber Freundinnen, die sich untereinander angesteckt haben mit der „Swiftie-Manie“. Oder Schülerinnen wie die zwölf Jahre alte Catherine Schwarz, die in ihrer Mutter eine ihrer größten „Swift“-Verbündeten gefunden hat.

Im Haus von Catherine Schwarz hängen etliche Poster des Stars. Was sie besonders an Taylor Swift mag? „Einfach alles.“ Auch sie hat eines der Konzerte in Gelsenkirchen besucht. Monatlang hat das Mutter-Tochter-Gespann an ihrem Outfit gearbeitet. Sie haben Tausende Strasssteine auf T-Shirt und Chucks geklebt und Hunderte Freundschaftsarmbänder geknüpft. Wie das „Swifties“ nun mal so machen. „Meine Tochter hat mich angesteckt“, erzählt die Sechszwanzigjährige aus Heidesheim. Als sie ihrer Tochter im Sommer vergangenen Jahres einen Konzertbesuch versprochen, wusste sie nicht, worauf sie sich einließ. „Da hat sie mich wohl reingelegt“, sagt Stefanie mit einem Lächeln auf den Lippen. Catherine grinst verschmitzt. Denn sie wusste: Taylor Swift kommt bald nach Deutschland. Also bemühte sich Schwarz erst um einen Ticketcode, der nötig war, um überhaupt für den Vorverkauf freigeschaltet zu werden. Und schließlich um Konzertkarten. „Das war gar nicht so einfach“, erinnert sie sich. Sie war an zwei Laptops und ihrem Smartphone eingeloggt. Bis sie schließlich an der Reihe war, waren kaum noch Tickets verfügbar.

Als sie ihre Tochter an dem Tag von der Schule abholte, machte Schwarz ein langes Gesicht. „Das lief etwas anders als geplant“, begrüßte sie ihr Kind. Das dachte, dass es nicht geklappt habe. Doch das war eine Finte. Mit der Buchungsbestätigung im Handschuhfach überraschte Schwarz ihre Tochter, und die machte große Augen: „Bist du verrückt?“ Denn: Schwarz hatte VIP-Tickets gekauft. „Ein teurer Spaß“, kommentiert sie. Aber: Versprochen ist versprochen. Die Vorfreude, Armbänder und Outfits basteln, hat ihre Mutter-Tochter-Bindung gestärkt. Trotzdem: „Ich darf sie nicht blamieren“, sagt Schwarz lachend. Was heißt: Songtexte und Fan-Gesänge lernen.

Wieder zurück im Wohnzimmer von Alexandra Wagner. Sie schaut sich auf ihrem Handy Fotos und Videos von ihrem ersten Konzert an. „Ich war überstimuliert“, sagt sie. Taylor Swift nehme während ihrer dreieinhalbstündigen Show ihre Fans mit auf eine Zeitreise durch verschiedene Ären. „Man durchlebt wieder so viele Gefühle und schöne Zeiten“, beschreibt sie ihr Erlebnis. Sie habe gelacht, geweint, getanzt. Sie sei nicht instan-



Mit elf Jahren wurde sie zum „Swiftie“: Alexandra Wagner, die selbst Gitarre spielt.

Foto Michael Braunschädel

„Wie eine große Familie“

An Taylor Swift kommt keiner vorbei. Derzeit tourt sie durch Deutschland. Wir haben fünf junge Menschen aus Hessen getroffen, die alle der Sängerin verfallen sind – und ihre eigene Geschichte mit dem Megastar verbinden.

Von Doreen Dormehl

de gewesen, ihre mühevoll gebastelten Freundschaftsarmbänder zu tauschen. Zum Glück hätten die anderen „Swifties“ sie angesprochen und nach einem Tausch gefragt. „Das war mega schön, weil ich mich selbst in dem Moment so überfordert gefühlt habe.“ Auf ihrem zweiten Konzert in London war sie entspannter. Sie war in der Nacht dabei, als Taylor Swift ihren Freund Travis Kelce auf die Bühne holte und er gemeinsam mit ihr performte. „In dem Moment war ich mir sicher: Jetzt wird Geschichte geschrieben“, sagt sie. Und die Bilder aus dem Wembley-Stadion gingen in den sozialen Netzwerken viral. Jetzt freut sie sich noch auf zwei Konzerte, in Hamburg und Wien.

Und dann gibt es da noch die Lehrerin Eileen, die extra ihr Auto bemalt – eine Referenz zu Swifts Song „Getaway Car“. Die Lieder des amerikanischen Megastars baut die Englischlehrerin aus dem Rhein-Main-Gebiet auch gerne mal in ihren Unterricht ein. Wie ihre Schüler reagieren? „Die sind eigentlich ganz süß. Die Älteren finden es wahrscheinlich eher cringe.“

Eileen war lange auf der Suche nach Konzertkarten. Dafür ist sie verschiedenen Facebook-Gruppen beigetreten. Fündig wurde sie schließlich über den Eventim-Fansale und ergatterte Karten für Gelsenkirchen und Hamburg. In der Hansestadt wird sie dann nächste Woche sein. Weil sich die Siebenundzwanzigjährige von ihrer jüngsten Trennung ablenken wollte, startete sie im Juni in der Facebook-Gruppe einen Aufruf: Wer geht zur „Taylor & Harry“-Party im Frankfurter Zoom? Der Hype um den britischen Sänger Harry Styles ist ebenso ungebrochen wie der um die amerikanische Sängerin. „Zwei Mädels meldeten sich“, erzählt Eileen. Sie tauschten Nummern aus und schrieben sich Nachrichten – als wären sie schon ewig miteinander bekannt.

Christian Merscher hingegen hat sich nicht um ein Ticket bemüht. Dabei ist er genauso wie Alexandra, Catherine und Eileen ein „Swiftie“ – nur eben als Mann. „Ich habe sie schon live gesehen, damals zu „Speak Now“, sagt er. Damals wendete sich die Countrysängerin langsam dem Pop zu. Für ungläubliche vier Euro habe er das Ticket ersteigert. Auf dem Konzert in der König Pilsener Arena in Oberhausen sei 2011 „noch sehr viel Platz“ gewesen. Heute zahlen Fans ein kleines Vermögen, um ihr Idol live zu sehen. Das Geld gibt der Fünfunddreißigjährige lieber für Swifts CDs, Schallplatten und Poster aus. Wenn die Sängerin einen neuen Tonträger veröffentlicht, nimmt sich Merscher frei, fährt zum nächsten Laden und kauft sich Platte und CD. Als „The Tortured Poets Department“ veröffentlicht wurde, lud Merscher andere „Swifties“ ein, die er aus WhatsApp-Gruppen kennt. Den ganzen Abend haben sie gemeinsam das Album gehört und Freundschaftsarmbänder geknüpft. „Swifts Community“, sagt er, „ist wie eine große Familie.“

Wieder zurück bei Alexandra Wagner, der 26 Jahre alten Hessin aus Mörlenbach. Sie sagt, sie sei früher dafür belächelt worden, ein Fan von Taylor Swift zu sein. „Meine Cousine hat es auch nicht verstanden.“ Jetzt sei sie genauso „ein wahnsinniger Swiftie“. Die Sängerin schaffe es, Menschen zusammenzubringen. Sie kreierte in ihren Songs und auf ihren Konzerten „Safe Spaces“. Man werde nicht verurteilt für sein Aussehen, seine Nationalität, seine Hautfarbe oder seine sexuelle Orientierung. „Alle putzen sich raus, und man merkt, Frauen kleiden sich nur für sich selbst.“

Noch immer sitzt Wagner auf ihrem Sofa im heimischen Wohnzimmer und schaut sich das verpixelte Video an. Das Mädchen, das live das Konzert für Zehntausende „Swifties“ streamt, ist den Tränen nah. Lauthals singt es mit. Angestrengt lauschen Alexandra und ihre Cousine Daniela den Akkorden – noch immer nur verbunden über das Internet. Der Stream kommt bei Daniela verzögert an. Das Ratespiel beginnt. „Das ist ‚Closure‘“, ist sich Wagner sicher. Das habe sie noch nie gespielt. Und ein Mash-up aus „Robin“ und „Never Grow Up“. Beide singen mit einem Lächeln vertraut leise mit. Wissend. Bald ist es auch für sie wieder so weit.

DAS NERVT

Dass viele Menschen oft nur das Schlechte im Leben sehen

Herr van Dick, worüber haben Sie sich zuletzt besonders geärgert?

Dass negative Schlagzeilen oft mehr Beachtung finden als positive. Das führt dazu, dass viel zu oft schwarz gesehen wird. Die Gesellschaft hat das Gefühl, sie lebe in einer schrecklichen Welt. Das wiederum erzeugt schlechte Laune. Natürlich muss auch das negative Weltgeschehen berücksichtigt werden, und „news avoidance“ ist keine Lösung. Aber öfter auch mal auf die positiven Dinge im Leben zu blicken wäre schön.

Woran liegt es?

Das lässt sich evolutionsbiologisch gut begründen. Die Menschheit hat ja nur deshalb überlebt, weil sie sich auf den Säbelzahniger konzentriert hat und nicht auf irgendwelche schönen Blumen. Wir brauchen also auch diese negativen Schlagzeilen, weil sie uns für Gefahren sensibilisieren.

Und sogar ein gewisser Neurotizismus ist ein positives Persönlichkeitsmerkmal. Wer einen Neurotiker im Team hat,



Rolf van Dick leitet die Abteilung für Sozialpsychologie an der Goethe-Universität.
Foto Jasper Hill

verpasst mit Sicherheit keine Deadline. Aber alles braucht eben auch ein Gegengewicht.

Wenn Sie drei Wünsche frei hätten ...

Da halte ich es mit dem Stoiker Epiktet, dessen Grundsatz später von dem amerikanischen Theologen Reinhold Niebuhr mit folgendem Zitat aufgegriffen wurde: Gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann. Den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann. Und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.

Und was war gut?

Die Stimmung während der Fußball-EM. Die transportierte unter anderem gute Laune und Harmonie.

Welchen Ratschlag würden Sie wem gern geben?

Den Medien, mehr gute Nachrichten zu präsentieren. Und den Konsumenten, nicht nur auf die schlechten Schlagzeilen zu schauen.

ÜBER
500
TOP HI-FI- UND TV-PRODUKTE
ZUM SUPERGÜNSTIGEN
RESTWERT

INVENTURVERKAUF ZU ABGESCHRIEBENEN PREISEN

RESTPOSTEN
SET UVP 8249,-
3999,-
Inklusive Beratung

MUSICAL FIDELITY M8 ENCORE 500 | All-in-one-Streamer und Verstärker mit CD-Player (UVP 7999,-) + WIIM PRO PLUS | High-Res-Streamer (UVP 249,-)
CD-Ripper, eine Festplatte und eine umfassende Streaming-Funktionalität, 5000 CDs können hinterlegt werden. Auch in Silber erhältlich.

AUSSTELLER
UVP 4770,-
4070,-
Inklusive Beratung

TRANSROTOR LEONARDO 40/60 TMD KOMPLETT (RB 330, UCCELLO) | Plattenspieler

Das ist ein Treffen der Königsklasse. Ein super MM-System. Alles wunderbar vereint und vorjustiert für den schnellen Aufbau daheim. Das Designerstück, das jeden HiFi-Turm veredelt, ist klanglich und technisch ausgereift.

RESTPOSTEN
UVP 11500,-
9890,-
Inklusive Beratung

MCINTOSH MA8900 AC LIMITED EDITION | Vollverstärker

Das Preis-Leistungs-Verhältnis ist unschlagbar. Ein Vollverstärker mit 200 Watt pro Kanal. Damit kann man biblische Mauern zu Fall bringen. Dazu kann er Musikfiles bis 32 Bit und 384 Kilohertz wandeln. Auch DSD wird in Musik übersetzt.

AUSSTELLER
UVP 51800,-
36909,-
Inklusive Beratung

BURMESTER 909 MK5 | Endverstärker

Als größter und leistungsstärkster Audioverstärker der Welt hat der 909 MK5 eine beeindruckende Technologie, die in der Lage ist, jedes musikalische Detail zu vermitteln. Mit einem extrem hohen Dämpfungsfaktor und der Fähigkeit, enorme Ströme zu liefern, steuert der 909 mühelos jeden Lautsprecher an.

Für weitere Fragen zu unseren High-End-Produkten kontaktieren Sie uns gerne unter: 069 - 92 00 41 99.
Alle Preise in Euro inkl. MwSt. Werbeanzeige für KW 29 und 30/2024.

Gratis Parken
HI-FI & TV auf über 3000 m²
Bundesweite Auslieferung inkl. Montage



Die Inventurverkaufsangebote gibt's auch im Webshop!
Einfach QR-Code scannen oder URL im Browser aufrufen. www.hifi-profis.de

HIFI-PROFIS
Ihr Haus für TV | HiFi | Heimkino

Schwer erträglich

Die rechtsextremen Polizeichats bleiben ohne strafrechtliche Folgen. Unklar ist, wie es nun mit den Beamten weitergeht. Die Frage bleibt: Wer will solche Polizisten im Dienst?

Von Elena Zompi

Als zu Beginn der Woche der große Schriftzug „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ am Gebäude der Frankfurter Staatsanwaltschaft entfernt wird, ahnt kaum jemand, welche Relevanz diese Worte nur wenige Stunden später wieder erhalten. Der Schriftzug ist ein Erbe von Fritz Bauer, er gibt Artikel 1 des Grundgesetzes wieder. Doch kaum sind diese Worte abgenommen, da wird die Gesellschaft wieder daran erinnert, dass diesem Gedanken nicht alle Menschen folgen – offenbar auch einige aus den Kreisen derer nicht, die einmal geschworen haben, die freiheitlich-demokratische Grundordnung zu verteidigen.

Wenn Polizisten rechtsextreme Bilder posten und entsprechend kommentieren, stellt sich in besonderer Weise die Frage, wie der Staat damit umzugehen hat. Das Oberlandesgericht Frankfurt hat im Verfahren unter anderem gegen die Gruppe „Tiotentreff“, an der sich Polizeibeamte des 1. Reviers beteiligt hatten, entschieden,

geschlossen gewesen sei, sei das Merkmal des „Verbreitens“ nicht erfüllt. So sieht es auch das Oberlandesgericht – immerhin mit dem Zusatz, die Chats seien „schwer erträglich“.

Die Frage, wann in einer Chatgruppe ein Verbrechen stattgefunden hat und damit beispielsweise der Tatbestand der Volksverhetzung erfüllt ist, beschäftigt die Gerichte immer wieder. Wobei die generelle Frage gestellt werden muss, ab wann eine Verbreitung gegeben ist. Eine einheitliche Regelung gibt es dafür bisher nicht. Es kommt jedes Mal auf die konkreten Umstände an – und auf die jeweilige Sichtweise der zuständigen Kammer. Das macht es für viele noch schwerer, die Entscheidungen nachzuvollziehen.

Immerhin äußert sich der Senat des Oberlandesgerichts in seiner Entscheidung auch dazu, wie er die Inhalte moralisch bewertet. Die Angeschuldigten hätten „in erheblichem Umfang teilweise nur schwer erträgliche menschenverachtende, rechtsextreme, gewaltverherrlichende, antisemitische, ableistische und rassistische Inhalte geteilt“.

Strafrechtlich ist dieser Fall nun abgeschlossen. Die Entscheidung des Oberlandesgerichts ist nicht anfechtbar. Diese Entscheidung zu respektieren gehört zu einem Rechtsstaat dazu. Trotzdem bleibt ein unbefriedigendes Gefühl zurück. Zum einen für die Staatsanwaltschaft: Sie hatte vergangenes Jahr gegen die Entscheidung des Landgerichts, die Anklage abzulehnen, sofortige Beschwerde eingelegt und dafür Tausende Seiten der Akte noch einmal durchgearbeitet. Zum anderen für die Gesellschaft.

Bereits vor einiger Zeit waren einzelne Inhalte aus den Chats durch Medienberichte bekannt geworden. Unter anderem durch die Sendung von Jan Böhmermann, „ZDF Magazin Royal“. Ermittler bestätigten inoffiziell die Echtheit des Materials. In zahlreichen Memes wird Adolf Hitler heroisiert. Die Beamten verharmlosen den Holocaust, sie verunglimpfen das erkrankte Flüchtlingskind Alan Kurdi in grausamen Darstellungen und mokieren sich über Menschen mit Trisomie 21. Und dazwischen werden immer wieder „Witze“ über sexuellen Kindesmissbrauch gemacht, der als fast schon übliche Art der sexuellen Befriedigung verharmlost wird, wie auch Vergewaltigungen von Frauen. Was in diesem Chat gepostet wurde, ist keine Form des „bitteren Humors“. Es ist widerwärtig. Die Chats, wie sie das „ZDF Magazin Royal“ damals aufgearbeitet hat, sind im Netz noch immer einsehbar. Die Vorstellung, dass gerade Polizisten, die den Auftrag haben, die Gesellschaft zu schützen, so etwas untereinander austauschen, ist unerträglich.

Nicht zuletzt stellt sich deshalb nun die Frage, wie die Institution Polizei

nun mit dem Freispruch der Beamten umgeht. Kann sie moralisch vertreten, dass die Polizisten wieder in den Dienst zurückkehren? Und in welchen Bereichen könnten sie überhaupt noch eingesetzt werden? Welches Signal würde man an die anderen Polizisten

Ein Bild zeigt die Verpackung einer Wundsalbe. „Sieg- und Heilsalbe. Mit 100 % Zyklon B. Gegen Flüchtlinge und illegale Einwanderer. 50 g NSDAP“. Dazu ist ein Hakenkreuz abgebildet. Quelle: Chatgruppe „Tiotentreff“

senden? Und wie soll eine Zusammenarbeit auf den Dienststellen funktionieren, vor allem vor dem Hintergrund, dass viele andere Polizisten entsetzt über das Verhalten ihrer Kollegen sind? Vor allem aber: Wie geht die Öffentlichkeit damit um? Die Polizei kann sich nicht erlauben, auch nur den Eindruck zu erwecken, dass rechtsextreme Polizisten auf Hessens Straßen Streife fahren.

Der hessische Innenminister Roman Poseck (CDU) hat bereits deutliche Worte gefunden: „Rassistisches und menschenverachtendes Gedankengut darf in unserer Polizei keinen Platz haben. Hiergegen müssen und werden wir mit aller Konsequenz und unter Ausschöpfung aller Möglichkeiten des

Ein Meme zeigt Adolf Hitler, der einen Umhang trägt. Darunter steht der Satz: „Nicht alle Helden tragen Masken.“ Quelle: Chatgruppe „Tiotentreff“

Rechtsstaats vorgehen.“ Die Disziplinarverfahren sollen „umgehend fortgeführt“ und „zeitnah“ abgeschlossen werden. Sie wurden während des Strafverfahrens ausgesetzt.

Sollte eine Entfernung aus dem Dienst angestrebt werden, wäre eine Disziplinaranzeige beim Verwaltungsgericht zu erheben. Dieses müsste dann entscheiden, ob die geposteten Bilder und Nachrichten ernst gemeint sind und welcher Rückschluss daraus auf die Gesinnung der Polizisten zu ziehen ist. Nur wenn die Ernsthaftigkeit bejaht wird, hätte die Klage Erfolg.

Die Frage nach den Konsequenzen bleibt. Die Polizei muss ein entschlossenes Signal nach innen und nach außen senden. Davon wird es abhängen, ob der Grundsatz, dass die Würde des Menschen unantastbar sei, aus Sicht der Polizei nicht nur glaubhaft ist, sondern am Ende auch gelebt wird. Alles andere würde das Vertrauen in die Polizei ein weiteres Mal schwächen.

Eine Fotocollage zeigt eine angebliche Ausgabe des Spiels „Schiffe versenken“ – versehen mit den Worten: „Neu mit Flüchtlingsbooten“ Quelle: Chatgruppe „Tiotentreff“

dass diese Chats nicht strafbar sind. Der Chat war damals nur zufällig entdeckt worden, nachdem das erste Drohschreiben mit dem Absender „NSU 2.0“ an die Frankfurter Anwältin Seda Başay-Yildiz verschickt worden war. Die persönlichen Daten der Juristin waren kurz zuvor von einem Computer im 1. Revier abgerufen worden. Eingeloggt war zu diesem Zeitpunkt eine Polizistin, die auch Mitglied der besagten Chatgruppe war. Die Staatsanwaltschaft Frankfurt hatte im April 2022 Anklage gegen die Gruppe erhoben und warf den Teilnehmern vor, verbotene Inhalte verbreitet zu haben. Dabei soll es sich überwiegend um Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen sowie volksverhetzende Inhalte gehandelt haben. Nun steht fest: Die Polizisten des 1. Frankfurter Reviers müssen sich für die rassistischen und antisemitischen Inhalte nicht vor Gericht verantworten.

Ganz neu ist diese Entscheidung nicht, hatte doch das Frankfurter Landgericht schon im Februar vergangenen Jahres die Anklage nicht zugelassen. Die Begründung lautete, weil die Gruppe

Auf einem Foto ist ein schwarzes Kind zu sehen, darunter steht der Spruch: „Das ist Mabuto, sein Schulweg beträgt täglich drei Stunden. Spende jetzt 5 Euro und wir kaufen eine Peitsche und garantieren, dass der faule N***r es in 8 Minuten schafft.“ – Polizist 1 fragt: „Wohin soll ich die 5 Euro überweisen?“ – Polizei 2 sagt: „Ich spende 50, wenn ich auch mal darf.“ Quelle: Chatgruppe „Tiotentreff“

LEUTE DER WOCHE



KATHRIN SÜNDERMANN

Schlangenbeschwörerin, ist mit einem besonders eindrucksvollen Exemplar dieser Reptilienordnung fertig geworden. Zusammen mit ihren Senckenberg-Kollegen und externen Fachleuten konnte die Restauratorin nach mehr als einem Jahr die Arbeiten an einem der berühmtesten Ausstellungsstücke des Frankfurter Naturmuseums abschließen: der Fünf-Meter-Anakonda, die ein Wasserschwein verschlingt. Nun glänzt das Schuppenkleid der Boa wieder wie zu ihren Lebzeiten, und der Haarausfall des Riesen-Nagers in ihrem Schlund ist gestoppt.



CARSTEN SCHNEIDER

Großinvestor, will als Deutschlandchef des Rechenzentrenbetreibers Cyrus One in den nächsten Jahren mehr als drei Milliarden Euro im Rhein-Main-Gebiet verbauen. Gut eine Milliarde davon fließt in ein Rechenzentrum, das gleichzeitig Wärme für ein neues Gewerbegebiet liefern soll. „Westside“ heißt das als Standort für Industriebetriebe, Handwerker oder auch Start-ups konzipierte Projekt, das auf dem Gelände des ehemaligen Chemieparks Griesheim entstehen soll. Als Erstes wird dort nun das Rechenzentrum gebaut.



WERNER WÖLBERN

Flöhehüter, hat als Professor an der gastgebenden Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt mit seinen Kollegen die organisatorische Herausforderung gemeistert, das 35. Schauspielschultreffen zu einem Erfolg zu machen. Eine Woche lang haben 180 Schauspielstudierende gespielt und diskutiert, mit ebenso vielen Dozenten und Fachleuten. So ist ein Festival gelungen, das Zukunftsfragen an ein Theater im Wandel stellte. Die Botschaft der Jury: „Ihr entscheidet mit, wovon erzählt wird, wer erzählt, wie es erzählt wird.“



PAUL GEORG WANDREY

Bremser, hat es als CDU-Mobilitätsdezernent nicht geschafft, den geplanten Ausbau der Straßenbahn in Darmstadt durchzusetzen. Vorgesehen war, die Linie, die bisher in Arheilgen endet, bis in den nördlichsten Stadtteil Wixhausen zu verlängern. In einer Umfrage hatte sich eine Mehrheit der Wixhäuser unwillig gezeigt, vorübergehend mit einer Baustelle im Ort zu leben. Dabei haben die jungen Bewohner der Straßenbahn gefordert. Mit deren Ausbau hätte man den nächsten Generationen der wachsenden Stadt einen großen Gefallen getan.



CHRISTIANE HINNINGER

Ignorantin, hat bei ihrer ersten Wahl zur Stadträtin gegen die Hessische Gemeindeordnung verstoßen. Das bleibt für die Grünen-Politikerin wegen ihrer nachfolgenden Wahl zur Wiesbadener Bürgermeisterin zwar ohne Folgen. Einen peinlichen Fehltritt hat das Gericht gleichwohl festgestellt. Statt einfach zur Tagesordnung überzugehen, wäre ein öffentliches Eingeständnis des Fehlverhaltens angemessen. Sie sollte den Stadtverordneten abraten, nun auch noch in die Berufung zu gehen.

Texte: zos., barb., emm., höv., obo.

Fotos: Wonge Bergmann, Cyrus One, Peter Jülich, CDU Darmstadt, Marcus Kaufhold

LESERFORUM

Viele Baustellen

In dem Essay „Neustart bei der Bahn“ haben wir über die Sanierung der Strecke von Frankfurt nach Mannheim berichtet, die der Auftakt zu einer generellen Verbesserung des Schienenverkehrs werden soll. Gleich mehrere Leser haben dazu ihre Meinung kundgetan, F.A.S. vom 14. Juli.

Das ist ein interessantes Vorhaben, für das man nur Erfolg wünschen kann. Gelingt es nicht oder nur unzureichend, kann die Bahn „einpacken“. Ich stehe der Bahn trotz des systembedingten geringen spezifischen Rollwiderstands kritisch gegenüber. Alles an Skalenvorteilen wird durch staatliche Auflagen wieder kaputt gemacht. Der Pflegezustand der Bahnhöfe und des rollenden Materials lassen sehr zu wünschen übrig. Das Zugbegleitpersonal ist angesichts der Unzulänglichkeiten heillos überfordert. Der ständige Wechsel der Zugreihungen und die Verspätungen nerven. Das alles wird durch die Neubaustrecke allein nicht besser. Dazu kommt die Enge mit zum Teil unliebsamen Zeitgenossen, die mich von dieser Art öffentlichem Transport abhält. Insofern kämpft die Bahn an vielen Baustellen. Nur in einem widerspreche ich dem Autor heftig. Auch wenn man es immer wiederholt, muss es nicht stimmen. Die Bahn ist nicht das umweltfreundliche Verkehrsmittel, welches die Grünen und die SPD ihr nachsagen. Ingo Kampf, auf FAZ.NET

Eigene Interessen

Ebenso dazu.

1,3 Milliarden Euro für die Sanierung von 70 Kilometer Gleis! Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Es gibt wie erwähnt keine zusätzlichen Kapazitäten oder eine Beseitigung von Engpässen, nur das Nachholen nicht getätigter Investitionen. Die Bahn hat eben so lange die Strecken herunterkommen lassen, bis die Politik sich erbarmt hat und das Geld bereitstellt, das die Bahn im laufenden Betrieb nicht mehr erwirtschaftet. Bei einem Kernnetz von circa 10.000 Kilometern wären das dann etwa 200 Milliarden Euro. Muss einen nicht wundern, da die Bahn von Politikern und Gewerkschaftern dominiert wird, die eben lieber eigene Interessen verfolgen, als sich für das Unternehmen einzusetzen. Als privater Konzern wäre eine solche Organisation schon lan-

ge in Konkurs gegangen und entweder saniert oder liquidiert worden. Hier wird lieber weiter das Geld des Steuerzahlers verbrannt. Mit „Klimaretterung“ kann man halt alle Fehler kaschieren. Nutzer „Sierra Hotel“, auf FAZ.NET

Netz ausbauen

Dieser Leser meint, eine Sanierung allein reicht nicht, um die Bahn attraktiv zu machen.

Saniert werden muss. Offenbar jedoch reicht das Geld nicht, da viel mehr Milliarden ins Ausland verschenkt werden. Wer wirklich als Politiker tönt, von der Strafe auf die Schiene zu wechseln, der muss dann das Netz aber nicht nur sanieren, sondern ausbauen. Damit ist gemeint, mehr Strecken und eingleisig zu zweigleisig. Aber das interessiert dann die Grünen weder im Bund noch in den Ländern. Uwe Hildebrandt, auf FAZ.NET

Lange Vollsperrungen

Nach Ansicht dieses Lesers geht die Bahn die Generalsanierung falsch an.

Der Grundfehler der jetzt geplanten „Generalsanierungen“ ist, dass sie mit viel zu langen Vollsperrungen verbunden sind, statt solche Arbeiten wie früher üblich „unter dem rollenden Rad“ durchzuführen, also bei laufendem Betrieb in kurzen Sperrpausen über Nacht, eingleisig, etc. Das Ergebnis wird sein, dass man zwar nach Monaten sanierte Gleisanlagen hat, aber keine Kunden mehr, die inzwischen alle zum Auto abgewandert sind. Nutzer „Parvus 100“, auf FAZ.NET

Keine Elektromobilität

Und dieser Leser kritisiert, dass das Schienennetz noch immer nicht vollständig elektrifiziert ist.

In Deutschland sind nicht einmal 63 Prozent des Schienennetzes elektrifiziert, in der Schweiz dagegen 100 Prozent. Also nicht einmal auf der Schiene schaffen wir Elektromobilität. Das Land hat fertig, ob die Riedbahn nun pünktlich wieder eröffnet wird oder nicht. Argento Silbermann, auf FAZ.NET



Annette Volkmer weiß, wie man Kinder satt und glücklich macht. Bei ihr kommt alles frisch in den Topf – und dann wird gekostet.

Foto Lando Hass

„Pommes gibt es bei mir nicht“

Annette Volkmer kocht seit 22 Jahren in der Kita der Johannesgemeinde in Hofheim. Im Interview spricht sie darüber, wie man gesundes Essen für Kinder schmackhaft machen kann und warum sie nichts von Ernährungstrends hält. Manchmal fragen sogar Eltern nach ihren Rezepten.

Frau Volkmer, für wie viele Kinder kochen Sie jeden Tag?
Zu 90 Prozent. Heute waren es 16 Kilo frische Biokartoffeln, 18 Kilo Kabeljaufilet, zehn Köpfe Salat, ein Dressing dazu. Und als Nachtisch gab es Frischobst: Bananen, Honigmelonen und Weintrauben.

Bereiten Sie alles frisch zu?
Zu 90 Prozent. Heute waren es 16 Kilo frische Biokartoffeln, 18 Kilo Kabeljaufilet, zehn Köpfe Salat, ein Dressing dazu. Und als Nachtisch gab es Frischobst: Bananen, Honigmelonen und Weintrauben.

Was haben Sie daraus gezaubert?
Salzkartoffeln, frisch gebratenen Fisch mit Zitroneneckchen und angemachten Salat. Von dem Fisch sind vielleicht zwei Stückchen übrig geblieben.

Wie schafft man es, nur so wenig wegzuerwerfen?
Erfahrung und gute Planung. Wenn etwas übrig bleibt, will ich das auf jeden Fall weiterverwerten. Also nicht die Sachen, die vom Tisch zurückkommen, die müssen ja weggeworfen werden. Aber die Sachen, die die Küche noch nicht verlassen haben. Wenn es zwei Hände voll von diesen wunderbaren Kartoffeln sind, dann kommen die morgen in den Eintopf. Oder ich mache ein Kartoffelbrot, damit wir nachmittags etwas zum Snack haben.

Wie bringen Sie die Kinder dazu, Neues zu probieren?
Man muss ihnen Zeit lassen und sie motivieren, eine Speise immer wieder zu kosten. Wir servieren alles in Glasschüsseln. Die Kinder können sich das Essen erst mal angucken. Wenn sie möchten, können sie sich dann selbst nehmen. Ich gehe auch jeden Tag in alle Gruppen und wünsche guten Appetit. Die Kinder können auch zu mir in die Küche kommen und Wünsche äußern.

Es ist wichtig, dass das Essen ein Gesicht hat?
Die Kinder verbinden das Essen mit mir. Letzte Woche kam von einem Kind die Idee: Annette, können wir mal Bananengebäck machen? Da habe ich gesagt: Das ist eine super Idee. Das nächste Mal, wenn es Brot gibt und ich vergesse das, dann musst du zu mir kommen und mich dran erinnern. Sie kam wirklich.

Erfüllen Sie alle Wünsche der Kinder?
Pommes gibt es bei mir nicht. Aus unseren wunderbar mehlig kochenden Kartoffeln mache ich lieber Ofenkartoffeln. Dann kann ich hier für 100 Kinder an die 30 Kilo mit der Schälmaschine schälen, in Scheiben schneiden, mit Knoblauch und Gewürzen würzen, aufs Blech schieben. Und dann sind das die besten Kartoffeln. Ich habe in der ganzen Zeit noch nicht eine Tüte Pommes aufgemacht.

Viele Eltern erstaunt es, dass ihr Kind im Kindergarten besser isst als zu Hause.

Manchmal kommen auch Eltern und fragen: „Sagen Sie mal, wie machen Sie den Gurkensalat? Wir haben zu Hause schon alles probiert.“ Dann gehen wir das im Schnelldurchlauf durch, und sie machen sich Notizen. Neulich berichtete ein Papa: Die Kinder hätten gesagt, es sei „fast so gut“ gewesen wie im Kindergarten.

Sie geben Rezepte weiter?
Die Eltern können mich jederzeit fragen: Was hast du da für Tricks? Zum Beispiel bei banalen Dingen wie Salatsoßen. Das Beste an der Salatsoße ist Wasser und ein Pürierstab. Wenn Sie die Kinder fragen, würden die sagen: Da sind keine Zwiebeln drin. Sind aber Zwiebeln, Knoblauch, ist alles drin. Man sieht es nur nicht. Das ist die Taktik. So bringt man ihnen das geschmacklich näher. Die lieben das. Die essen Salat wie verrückt. Wenn die Kinder zu Hause auf ein Stück Zwiebel beißen, kann ich damit alles kaputt machen.

Haben Sie ein festes Repertoire, das Sie alle paar Wochen wiederholen?
Ich möchte auch mal etwas Neues ausprobieren, damit die Kinder lernen, wie vielfältig das Essen ist. Meine Chefin sagt immer: Es wäre doch viel einfacher für dich, wenn du einen alle vier Wochen rotierenden Speiseplan hättest. Aber ich kann das nicht. Erstens wäre es nicht regional und saisonal, wenn es immer wieder das einfach zu langweilig. Ich möchte es so abwechslungsreich wie möglich halten. Ich orientiere mich an dem, was gerade wächst. Bei mir würde es nie im Frühjahr eine Kürbissuppe geben.

Was essen die Kinder besonders gerne?
Ofenkartoffeln und Quark. Wir werden von einem Biolieferanten mit Obst und Gemüse beliefert. Da gibt es Kartoffeln, Kräuter und alles Mögliche, zum Beispiel rote Rettichsprossen. Dann ist der Quark pinkfarben. Das ist natürlich der Suppenrenner.

Ohne Pürierstab könnten Sie nicht kochen?
Ich müsste wahrscheinlich zu viele Rückschläge hinnehmen. Die Kinder sortieren mit den Augen. Aber sie sollen

auch lernen, etwas Gemischtes zu sich zu nehmen. Sie müssen nicht immer alles getrennt auf dem Teller haben.

Was mögen sie noch?
Gemüsesuppen. Ich nehme ganz normales, frisches Suppengrün. Das wird ein bisschen angeschwitzt und abgelöscht, und dann gibt es dazu Fadennudeln oder Knöpfe. Es ist eine klare Suppe mit Gemüse, da kommt kein Pürierstab zum Einsatz. Die Kinder lieben das einfach, und die Eltern wissen nicht, warum. Aber die Schüsseln sind immer alle leer.

Ist Appetit in der Kita ansteckend?
Natürlich spielt die Psychologie eine Rolle. Wenn ich zum Beispiel sage: Ich glaube nicht, dass ihr es schafft, die Schüssel mit dem Salat zu leeren. Dann kommen sie stolz mit der leeren Schüssel zu mir: Guck mal, Annette, unser Tisch hat das geschafft.

Was ist mit Klassikern wie Reibekuchen?
Neulich habe ich die gemacht, aus 24 Kilo Kartoffeln. Also selber gemacht, nicht TK. Die werden in der Pfanne gebraten und kommen dann noch in den Konvektomaten zum Garziehen. Statt Apfelmus nehme ich Apfelmarmelade. Dann kann ich mir den ganzen Zucker sparen, der in den Konserven drin ist. Da spiegelt sich dann wirklich der Geschmack der Äpfel.

Haben sich die Vorlieben der Kinder im Laufe der Zeit verändert? Ist die deutsche Küche offener geworden für andere kulinarische Einflüsse?
Die Vielfalt ist heute größer. Vor 20 Jahren war Brokkoli noch nicht so der Renner, weil es ihn nicht überall zu kaufen gab. Bei vielen Kindern kommt es aber heute nicht mehr zur richtigen Geschmacksbildung. Die kennen den Erdbeergeschmack nur von Fruchtzweigen. Heute zählt beim Essen oft, dass es schnell gehen muss. Gerade bei jungen Eltern, wo beide Elternteile arbeiten. Dann holt man aus dem Supermarkt meistens, was Kinder gerne essen, ohne zu meckern. Man möchte auch keinen Stress am Tisch haben.

Da gibt es dann eben Fischstäbchen mit Kartoffelbrei.

Fischstäbchen gibt es bei mir überhaupt nicht. Dann mach ich lieber einmal im Monat frischen Fisch. Das ist ein Kostenfaktor von 1000 bis 1200 Euro. Aber ich weiß, wo der Fisch herkommt. Der wird frisch geholt und auf Eis richtig gelagert. Und die Kinder sagen zu mir: Kann ich noch ein bisschen von dem weißen Fleisch haben? Das ist dann die Assoziation. Aber Fischstäbchen, wo der Fischgeschmack reingeschossen worden ist? Ne.

Ist Ihre Aufgabe wichtiger geworden?
Der Kindergarten hat heutzutage eine ganz andere Stellung als vor 20 Jahren. Damals war der Kindergarten nur vormittags oder bis nach dem Mittagessen geöffnet. Heute haben wir im Prinzip eine Vollverpflegung. Die Kinder sind mir vom Frühstück bis nachmittags ausgeliefert. Sie werden gesund ernährt und brauchen vielleicht abends noch ein Käse- oder Wurstbrot. Wir orientieren uns an den Qualitätsstandards, die die Deutsche Gesellschaft für Ernährung für die Kita-Verpflegung aufgestellt hat. Um so einen Job zu machen, braucht man heute eine sehr gute, fundierte Ausbildung. Im Prinzip ist der Ausdruck Hauswirtschaftskraft für uns auch nicht die richtige Bezeichnung.

Sondern?
Wir haben da schon mal experimentiert und sind bei Fachfrau für Ernährung und Küchentechnik gelandet. Das beschreibt unser Aufgabengebiet wesentlich besser.

Sie haben einen Arbeitskreis gegründet, um Wissen zu vermitteln.
Viele Kolleginnen in meinem Arbeitskreis wollen sich fortbilden, um eine gesunde Ernährung gewährleisten zu können. Ich organisiere das. Dreimal im Jahr kommen Referenten zu uns.

Welche Rolle spielen religiöse Speisevorschriften für Ihre Arbeit?
Wir verwenden zu 95 Prozent kein Schweinefleisch. Aber wenn ich zum Beispiel Frikadellen mache, dann nehme ich Hackfleisch halb und halb – und für die anderen gibt es dann halt nur Rind. Wir haben beim Frühstück nur Geflügelwurstsorten. Wenn Eltern aber wollen, dass die Kost „halal“ ist, muss das

Essen mitgebracht werden, denn das können wir nicht leisten. Aber dadurch, dass ich nur einmal in der Woche Fleisch koche, ist es sonst ja sowieso in der Regel vegetarisch.

Werden Sie durch religiöse Speisevorschriften oder andere kulturelle Gewohnheiten eingeschränkt?
Nein. Ich bin eher bemüht, einem Kind, das neu nach Deutschland gekommen ist, mit sogenannten Ankerlebensmitteln ein Gefühl der Sicherheit zu geben. Wir stellen dann auch immer Brot und Milch zum Mittagessen mit auf den Tisch.

Können Sie die Kinder auch beim gemeinsamen Kochen oder Backen einbeziehen?
Das ist ein zwiespältiges Thema. Wir müssen sehr auf Hygiene achten. Außerdem habe ich selbst auch keine Zeit dazu. Die Erzieher kümmern sich um die Ernährungsbildung und gehen schon mal mit den Kindern auf den Markt. Die sind dann megastolz, wenn sie mir drei Bund Schnittlauch mitbringen. Wir bepflanzen auch ein Hochbeet. Die Kinder freuen sich dann, wenn die selbst geerntete Bohne in den Gemüseintopf wandert.

Sie machen das jetzt seit 22 Jahren. Woran erinnern Sie sich gerne zurück?

Es gibt viele schöne Erlebnisse, aber eines ist mir doch richtig nahegegangen. Vor Jahren hatten wir ein Kind, das viele Sachen nicht vertragen hat, wegen einer verzögerten Entwicklung des Magendarm-Traktes. Ich habe für das Kind alles selbst gemacht und versucht, meinen Beitrag zu leisten, damit sich alles zum Guten entwickelt. Wir waren auch immer im Austausch mit den Eltern, wie sich die medizinischen Werte entwickelten. Und eines Morgens stand dieser Vater vor mir, strahlend, aber mit Tränen in den Augen: Wir haben es geschafft! Dann konnte das Kind ganz normal essen. Das war echt schön, ein Highlight.

Viele Menschen klagen heute über Unverträglichkeiten. Ist das eine Zivilisationserscheinung?
Manche Überzeugungen basieren auf einem gesunden Halbwissen, und über

so was kann ich mich aufregen. Nur weil es Trend ist, muss ich viele Sachen nicht mitmachen. Als Beispiel: dieses Ganze mit Gluten und Laktose. Statistisch machen laktoseintolerante Leute nur ein Prozent der Bevölkerung aus. Laktosefrei ist Trend. Dass man durch einen solchen Trend eine Laktoseunverträglichkeit forcieren kann, sehen ja die wenigsten. Genauso ist das mit dem Gluten auch. Ich weiß, was es heißt, wenn ein Kind Zöliakie hat. Dem könnte ich die Ernährung in der Kita nicht gewährleisten. Heute ist es aber en vogue, Gluten wegzulassen.

Ihre Lebensmittel stammen größtenteils aus biologischer Erzeugung. Warum?

Es ist immer einfacher, bequemer und billiger, sich das Essen liefern zu lassen. Wir haben früher geschälte Kartoffeln bekommen, die konnte ich dann nicht mehr sehen. Ich konnte sie auch nicht mehr essen. Dann hatten wir vakuumierte, die waren auch geschwefelt. Ich möchte, dass die Kinder wissen, wie eine Kartoffel aussieht und schmeckt. Nicht nach Pommes von den Billigdingern in den Niederlanden, gezeichnet, ohne Stärke, ohne alles, sondern wirklich heimische Sachen. Als wir auf Bio umgestellt haben, haben wir eine Kartoffelschälmaschine angeschafft. Und seitdem essen die Kinder Kartoffeln wie verrückt. Es ist ein wahnsinniger Unterschied. Und das ist für mich förderungswürdig.

Gab es auch Schreckmomente?
Einmal ist mir das Herz echt in die Hose gerutscht. Eine Mutter sagte: Mein Kind hatte so blauen Stuhl. Am nächsten Tag kam sie wieder: Wissen Sie was? Mein Mann ist ein Schlumpf-Eis mit dem Kind essen gegangen, und ich habe das nicht gewusst. Der Farbstoff war schuld, nicht ich.

Die Fragen stellte Rainer Schulze.

■ ZUR PERSON

Annette Volkmer stammt aus Gummersbach und ist staatlich anerkannte Diätassistentin. Bevor sie 2002 die Küche in der Kita der Evangelischen Johannesgemeinde in Hofheim übernahm, arbeitete sie in einem Krankenhaus in Köln, im Paulinenstift in Wiesbaden, als Familienhelferin der Diakonie und als Ernährungsberaterin bei der AOK. Für die Kitas der Evangelischen Kirche hat sie einen Arbeitskreis gegründet und organisiert Fort- und Weiterbildungen zu Fragen der Ernährung und Hauswirtschaft.

GESCHMACKSACHE



Wurzelgemüse passt auch ins Glas

In Bellas Lokal in Bad Soden holt Küchenchefin Isabelle Pering die Zutaten aus der Region. Zum Auftakt kann der Gast dort eine schöne Überraschung erleben.

Von Jacqueline Vogt

In Bad Soden hat vor zwei Jahren Isabelle Pering ein Restaurant eröffnet und es Bellas Lokal genannt. Das Haus im Stadtteil Altenhain war einmal ein Gasthaus namens Krone. Von dem Schnitzel- und Bratkartoffel-Stil in rustikal-braunem Ambiente, der dort herrscht haben mag, ist nichts übrig. Zu sehen ist heute eine große, offene Küche, ein heller Gastraum, reduziert eingerichtet und dabei in seinen Grundfesten so unprotzig-hochwertig anmutend, dass man sich leicht vorstellen kann, es sei bei der Sanierung und Renovierung kaum ein Stein auf dem anderen geblieben. Entstanden ist ein Ort, an dem man sich gerne eine Vorstellung von dem Weltbild macht, das die Inhaberin und Küchenchefin Isabelle Pering hat und zeigt.

Offensichtlich sieht sie das Gute im Einfachen, die Karte ist klein. Ein Menü steht darauf mit maximal sechs und minimal vier Gängen, die Hauptgänge werden auch vegetarisch angeboten. Käse, ein Fleischgang und Brot können zusätzlich bestellt werden. Die Gerichte sind auf die minimalistische Art beschrieben, die nur die Zutaten nennt, die Produkte sind weitgehend regional, Blüten und Saaten werden verarbeitet. Im Vergleich zu den ersten Monaten hat Pering bei ihrem Konzept kaum Abstriche gemacht, was vielleicht nicht ganz leicht war angesichts der Lage des Restaurants.

Pering, eine ehemalige Leistungsschwimmerin, hat ihre Ausbildung zur Köchin im Hotel Kempinski Falkenstein absolviert, dann unter anderem in Hamburg und in Frankfurt im Zwei-Sterne-Restaurant Gustav gearbeitet. Von ihrem Weg mitgebracht hat sie eine Vorliebe für eine vergleichsweise schnörkellose Gestaltung von Gerichten und für das Auseinandernehmen und Neuzusammensetzen von Tradierem. Ein Beispiel dafür ist ein Dessert, das „Käsekuchen-Stachelbeere“ heißt. Serviert wird ein Teller, auf dem rund um ein Stachelbeersorbet aufgespritzte Cremehäufchen angeordnet sind, unter ihnen liegen Mürbteigkrümel.

Subtiler war ein Pre-Dessert aus einer Rosencrustade mit einer Rosenganache, Joghurteis und eingelegten Rosenblättern, umgossen mit etwas Rosentee. Ein ähnliches Bild zeigt das gesamte Angebot: Raffinesse wechselt sich ab mit Simplizi-



Die Chef in ihrem Lokal: Isabelle Pering. Unten: ein Pre-Dessert mit Rosenaromen und Rosenblättern
Fotos Wonge Bergmann



tät. Diese und auch das Prinzip an sich ist nicht kritikwürdig. Eine stellenweise fast gasthausartige Rustikalität aber wirkt in dem Menü-Zusammenhang, in dem sie steht, nicht immer stimmig. Auf eine herausragend gute Vorspeise etwa aus Roten und Gelben Beten, fermentiert, süßsauer eingelegt und in Heu gegrillt, angerichtet mit selbst gemachtem, wolkenartem Frischkäse und einer eleganten Zwiebelmarmelade, folgt für Leute, die kein Fleisch essen wollen, eine Scheibe Gemüse-Pastete. Sie ist umgossen mit einem Tomatensud, die Füllung, gut abgeschmeckt zwar, ist so klobig zusammengesetzt, als sei das ein Familienprojekt mit Kindern gewesen. Gut, auch schöner anzusehen: Das Huhn in zwei Teilen, einmal ein Bruststück mit grill-

ten und flambierten Zucchinirollchen, die Haut abgezogen, geröstet und als Chip dazu serviert, ein anderes Stück in Panko paniert und ausgebacken und mit einer leichten, cremigen Petersiliensauce serviert (Menüs von 87 Euro an).

Sehr freundlicher Service, gute Getränkeauswahl. Tipp: als Aperitif den Radieschensaft mit Fliedersirup probieren. Aus dem Glas steigt brotzeithafter würziger Rettichduft auf, der Geschmack aber ist anmutig, dezent blumig mit einer feinsüßen Schärfe, perfekt für einen Sommerabend.

Bellas Lokal, Langstraße 15 in Bad Soden.
Telefon: 0 61 74/9 52 91 41, Öffnungszeiten: donnerstags bis samstags und montags von 18 Uhr an, sonntags von 12 bis 16 Uhr. Dienstag und Mittwoch Ruhetage.

Ohne Eltern ins Freibad

An besonders heißen Tagen gehört das Schwimmbad zu den beliebtesten Orten für Kinder und Jugendliche. Doch von welchem Alter an dürfen sie allein dorthin? Von Friederike Nottrott

Es duftet nach Freibadpommes, auf der Haut klebt eine Mischung aus Sonnencreme und Schweiß. Mit Beginn der Ferien ist der Sommer in Hessen endlich angekommen. Viele Kinder und Jugendliche verbringen die heißen Tage im kühlen Nass der Freibäder. Die Schwimmstätten allein besuchen dürfen laut der Deutschen Gesellschaft für das Badewesen bereits Kinder, die das siebte Lebensjahr vollendet haben. Von diesem Alter an gilt man in Deutschland als beschränkt geschäftsfähig. Aber Siebenjährige allein im Schwimmbad – kann das gut gehen?

„Für uns funktioniert das“, sagt Boris Zielinski, Geschäftsführer der Bäderbetriebe Frankfurt. Auch in der Mainmetropole richte man sich nach dieser Altersgrenze. „Natürlich müssen die Kinder schon schwimmen können“, sagt Zielinski. Entsprechende Abzeichen wie Seepferdchen oder Freischwimmer würden an den Schwimmbadkassen aber nicht kontrolliert.

Sich sicher über Wasser halten zu können ist längst nicht die Regel. Die Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG) schätzt, dass hessenweit rund 40.000 Grundschulkindern nicht schwimmen können. Und rund 60 Prozent aller Grundschüler seien keine sicheren Schwimmer. Das bestätigt auch René Rörig, Leiter der Verbandskommunikation der DLRG Hessen. Die DLRG führt dieses Defizit auf die Auswirkungen der Pandemie zurück. Infolge von geschlossenen Bädern und ausgefallenem Schwimmunterricht in den Schulen habe sich ein „Ausbildungsstau“ gebildet, so Rörig. Die Kinder, die während der Lockdowns keinen Schwimmkurs besuchen konnten, würden dies nun nachholen. Im Zuge dessen habe die DLRG ihr Kursangebot deutlich ausgeweitet. „Diese positive Entwicklung trifft jedoch auf eine sehr hohe Nachfrage, die noch immer nicht vollständig befriedigt werden kann.“

Die DLRG verzeichnete laut eigenen Angaben im vergangenen Jahr einen Höchststand an abgenommenen Schwimmabzeichen. Mehr als 5500 Seepferdchen und etwa 4000 Bronzeabzeichen wurden in hessischen Bädern durch die DLRG verliehen. Ob dieser Trend auch 2024 fortgesetzt werde, sei noch unklar, so Rörig. Durch Aktionen wie die bundeswei-

te Schwimmabzeichenwoche, die die DLRG gemeinsam mit dem Deutschen Schwimm-Verband (DSV) und weiteren schwimmausbildenden Verbänden im Juni dieses Jahres zum wiederholten Mal organisiert habe, sei die Tendenz jedoch positiv. Allein in jener Aktionswoche hätten rund 850 Kinder und Erwachsene in Hessen ein neues Abzeichen erworben. Auch im Rahmen der Großinitiative „Hessen lernt Schwimmen“, die durch das hessische Innen- und Kultusministerium gefördert wird, werden kostenfreie Schwimmkurse für Kinder zwischen sechs und 14 Jahren angeboten, um die „Nichtschwimmerquote“ im Land zu verringern. Auf der Website [hessen.dlrg.de/angebote](https://www.hessen.dlrg.de/angebote) kann eingesehen werden, wo der nächstgelegene Kurs stattfindet. „Ob ein Kind sicher schwimmen kann, beweist ein Seepferdchen-Abzeichen allerdings nicht“, sagt Rörig. Hiervon könne man frühestens ab dem Freischwimmer sprechen. Zudem sei es wichtig, regelmäßig Bahnen zu ziehen, um sich souverän im Wasser bewegen zu können.

Dieses regelmäßige Training sei jedoch nicht für alle Hessen möglich, denn das „Bädersterben“ sei weiterhin ein Problem. „Es ist extrem wichtig, mehr Flächen für

die Freizeitgestaltung, aber auch für das Erlernen überlebenswichtiger Schwimmfähigkeiten zu haben“, sagt Rörig weiter. Die Landesregierung fördere zwar den Erhalt vieler Schwimmbäder und investiere Millionen, doch es gebe erhebliche regionale Unterschiede zwischen Ballungsgebieten und ländlichen Regionen. Letztere hätten hierbei häufig das Nachsehen.

Viele Eltern sehen die Altersgrenze von sieben Jahren an kritisch: „Auf gar keinen Fall würde ich meine Mädchen alleine ins Schwimmbad lassen. Es gibt viel zu viele Gefahren, zum Beispiel dass ihnen jemand auf den Kopf springt“, sagt eine Mutter von zwei Töchtern, die den Tag im Frankfurter Brentanobad verbringt. Auch ihre zehn Jahre alte Tochter sagt, noch nicht so sicher schwimmen zu können, dass sie sich ins tiefe Wasser traue. Eine weitere Mutter, die mit ihren vier Kindern ins Brentanobad gekommen ist, hält es ebenfalls für keine gute Idee, ihre Kleinen allein das Freibad besuchen zu lassen. Die Bademeister könnten schließlich nicht sicherstellen, dass nichts passiert – erst recht nicht bei dem wuseligen Ferienbetrieb. Außerdem sei ihr Achtjähriger noch gar nicht verantwortungsbewusst genug. „Er hat zwar ein Seepferdchen, aber in unbeobachteten Momenten hält er sich einfach nicht an Absprachen“, sagt sie. Eine dritte Mutter berichtet, ihr acht Jahre alter Sohn Vincent mache in seiner Freizeit Triathlon. Dadurch habe er bereits in einem jungen Alter das goldene Schwimmabzeichen absolviert. Dennoch würde sie ihn nur ungerne allein ins Freibad lassen. „Man kann Kinder in diesem Alter einfach sehr schlecht einschätzen. Selbst beim Spielen im Wasser kann immer mal etwas passieren.“

Aber auch wenn Kinder von ihren Eltern ins Schwimmbad begleitet würden, bedeute das nicht, dass diese auch wirklich beaufsichtigt würden, sagt Rörig und weist auf Erwachsene hin, die durchgehend mit ihrem Smartphone beschäftigt sind. „Aktives Beobachten ist wichtig“, betont er. Folgende Frage müsse man sich als Erziehungsberechtigter immer stellen, wenn man überlege, sein Kind allein losziehen zu lassen: Kann mein Kind wirklich sicher schwimmen? Wenn die Antwort hierauf nicht zweifelsfrei Ja laute, sei eine Beaufsichtigung unerlässlich. Gleiches gelte übrigens auch für unsichere Schwimmer im Erwachsenenalter.



Gut, wenn der Rettungsring nicht zum Einsatz kommt.
Foto Rosic

Veranstaltungen

GENUSS & GARTENFESTE mit STREETFOODMEILE
27./28.7. Bad Orb – Kurpark Eintritt frei! **10./11.8.** Weiterstadt – Schloss Braunshardt
 Sa. 11-18 Uhr, So. 10-18 Uhr | über 120 Aussteller | www.garten.events

Schreiben Sie mit Ihrem Unternehmen Geschichte(n).

Ihr Corporate Book bei Frankfurter Allgemeine Buch.

Setzen Sie Ihr Geld richtig ein.

Zum Beispiel für Brücken.

Sie sichern den Zugang zu Lebensmitteln, medizinischer Versorgung, Bildung und Arbeit. Und sind dabei viel mehr als nur Infrastruktur, denn sie verbinden Menschen. Als gemeinnützige Hilfsorganisation bauen wir Brücken zusammen mit lokalen Partnern. Denn unser Ziel ist technische Hilfe zur Selbsthilfe.

Unterstützen Sie unsere Projekte mit einer Spende oder Fördermitgliedschaft!

www.ingenieure-ohne-grenzen.org
 Greifswalder Str. 4 | 10405 Berlin
 T: 0049 (0)30 32529865
 Spendenkonto:
 IBAN: DE89 5335 0000 1030 3333 37
 BIC: HELADEF1MAR

INGENIEURE OHNE GRENZEN

Herzforschung rettet Leben!

Die Forschungsförderung nah am Patienten ist ein großes Anliegen der Deutschen Herzstiftung. Denn Forschung trägt dazu bei, die Lebensqualität von Herzpatienten zu verbessern.

Herzforschung nützt uns allen ... aber sie finanziert sich nicht von allein.

Bitte helfen Sie mit Ihrer Spende!

Deutsche Herzstiftung
www.herzstiftung.de

Spendenkonto
 DE71 5005 0201 0000 9030 00
 Frankfurter Sparkasse
 Stichwort: Herzforschung

Was immer Sie über Ihr Unternehmen erzählen möchten: Frankfurter Allgemeine Buch begleitet Sie auf dem Weg zu Ihrem Corporate Book. Als Buchverlag der Frankfurter Allgemeinen Zeitung unterstützen wir Sie im gesamten Produktionsprozess: von der Konzeption über die Redaktion und Gestaltung bis hin zu Vermarktung und Vertrieb im Buchhandel.

Mit uns geben Sie klugen Gedanken das passende Format: fazbuch.de/corporate

Frankfurter Allgemeine Buch

Wo die Flaschen und Gläser tanzen

In einer kurfürstlichen Schlosswohnung zeigt das Glasmuseum Hadamar seit zehn Jahren eine eher unbekanntere Seite der Stadt. Jetzt brilliert das ehrenamtlich geführte Haus mit einer Ausstellung des Glaskünstlers Alexander Pfohl junior.

Von Thorsten Winter (Text) und Fabian Wilking (Fotos)

Die Flasche neigt sich zur Seite. Wie ein Baum, der im Lauf der Zeit vom Wind in eine Richtung gebogen worden ist. Fachkundige Hände haben sie kantig geschliffen. Dennoch wirkt sie geschmeidig und beschreibt mit ihrem Verschluss einen Bogen. Drei kleine Gläser biegen sich mit ihr. Zusammen wirkt das Quartett fast, als wolle es in einer Vitrine oder auf einem Tisch tanzen. Das Ensemble zieht die Blicke auf sich in der prachtvollen früheren Kurfürstenwohnung im Schloss Hadamar. Dort ist seit 2014 das Glasmuseum der Stadt untergebracht. Bis Ende August ehrt es den vielseitigen Glasgestalter Alexander Pfohl junior (1894 bis 1953) mit einer Werkschau.

Nicht nur für Laien wirkt die auf neun Säle verteilte Ausstellung spektakulär. Zu sehen sind Becher, Schalen mit wuchtigen Deckeln und Toilettengarnituren mit Parfumflakon und Puderdose für den täglichen Gebrauch. Vor allem stehen Dutzende kunstvoll gestaltete Gegenstände aus dem transparenten und farbigen Werkstoff geschützt in Glasvitrinen. Darunter finden sich etwa ein mit einem feinen geschwungenen Netzmuster überzogener Deckelpokal mit einem Fuß und einem Deckelknopf aus blauem Glas, mit floralen Motiven fein bemalte Vasen und solche mit einem silbernen Ornament. Zudem bunte Weingläser in

Römerform, die für das an zeitgenössische Formen gewöhnte Auge vielleicht kitschig anmuten mögen, aber gleichwohl kunstvoll gestaltet sind. Zur Eröffnung seien viele gekommen, die in Deutschland und dem angrenzenden Ausland in der musealen Fachwelt einen Namen haben, wie Wolfgang Hofmann mit Freude berichtet.

Hofmann zählt selbst zu dieser Fachwelt. Er hat drei Jahrzehnte lang an der Glasfachschule in der Kleinstadt im Kreis Limburg-Weilburg unterrichtet, ist im Vorstand des Trägervereins des Museums tätig und hat gemeinsam mit Angelika Krombach, einer Enkelin von Pfohl junior, die Ausstellung zusammengestellt. Die Werkschau lenkt nicht nur die Aufmerksamkeit auf einen vielseitigen Glaskünstler, sondern rückt auch eine weniger bekannte Seite Hadamars ins Blickfeld – als Glasstadt.

Die Stadt wirbt zwar mit ihrer landschaftlich schönen Lage am Südrand des Westerwalds und dem historischen Stadtbild, dem Schloss und dem Rosengarten über den Dächern der Stadt. Vor allem aber steht der Name Hadamar für einen Ort der sogenannten Euthanasie in der Zeit des Nationalsozialismus.

Von 1941 bis 1945 wurden in der zur Tötungsanstalt umfunktionierten Landesheilanstalt fast 15.000 Menschen mit körperlichen und geistigen Behinderungen sowie psychischen Erkrankungen er-

mordet. Dieser Teil der örtlichen Geschichte ist in Hadamar fast allgegenwärtig: Tafeln mit Fotos von NS-Opfern und kurzen Texten zu ihnen verteilen sich über die Innenstadt. Vom Glasmuseum sind es nur wenige Gehminuten zur Gedenkstätte. Die dort gesammelten Eindrücke fesseln Geist und Gemüt über Stunden. Wer es davor nicht ins Glasmuseum schafft, sollte besser zwei Tage für den Besuch planen.

Denn das Museum und seine Pfohl-Schau verdienen höchste Aufmerksamkeit. Sie widmet sich den in Glas gefertigten Ideen eines Mannes, der 1894 in Haida in Nordböhmen in eine über Generationen von Gestaltung und Veredlung dieses Werkstoffs geprägte Familie hineingeboren wurde. Der Vater Alexander Pfohl betrieb als Glasmalermeister eine eigene Werkstatt und arbeitete für namhafte Exportfirmen der Glasindustrie. Sohn Alexander junior lernte an der Glasfachschule seiner Geburtsstadt und erwies sich als äußerst talentiert, wie es in einer Würdigung zur Sonderschau heißt. 17 Jahre jung, erhielt er demnach ein Stipendium für ein Studium an der Kunstgewerbeschule in Wien. Seine im Laufe des Studiums präsentierten Entwürfe und seine herausragenden Leistungen brachten ihm ein weiteres Stipendium ein, das er aber wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs nicht antreten konnte.

Nach dem Krieg übernahm Pfohl das Entwurfsatelier der Josephinenhütte in Schreiberhau, die sich mit hoher Glas-kunst einen Namen gemacht hatte. Dort führte Pfohl neue Formen und Farben ein und hütentechnische Fadenveredlungen im venezianischen Stil. Pfohls Enkelin Krombach zählt neben einer robusten Deckelschale in Rubinrot auch den mit feinem geschwungenem Netzmuster überzogenen Deckelpokal mit einem Fuß und einem Deckelknopf aus blauem Glas zu ihren Favoriten aus dem Schaffen des Großvaters. Im gleichen Stil gehalten ist eine Schale, die im Glasmuseum in derselben Vitrine zu sehen ist. Pfohl entwickelte im Laufe der Jahre zahlreiche Entwürfe für Glasgravuren und die Nadelradierung in Rotbeize und lieferte ausgereifte Ideen für Schiffe von farbigen Gläsern. Beispielhaft steht dafür jene „schiefe Flasche“ – sie erwies sich als Verkaufserfolg und fand diverse Nachahmer, wie es weiter heißt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg musste er aufgrund seiner Qualifikation im Gegensatz zu vielen anderen Deutschen die Heimat nicht verlassen, verlor aber seine Professur. Nach einer beantragten Ausreisegenehmigung siedelte Pfohl mit Familie nach Hadamar über. Dort hatten sich schon andere Glasfachleute aus Haida niedergelassen. Gemeinsam begründeten sie die im Frühjahr 1948 angelieferte Produktion, die zunächst Gebrauchsgläser hervorbrachte, später aber auch zunehmend hochwertiges Service-



Spektakuläre Stücke: Die Sonderausstellung ist dem Schaffen von Alexander Pfohl junior (1894 bis 1953) gewidmet, Kurator Wolfgang Hofmann und Pfohls Enkelin Angelika Krombach haben sie zusammengestellt.

glas und die beliebten Toilettengarnituren und Deckeldosen. Pfohl half aber nicht nur maßgeblich beim Aufbau der Produktion, er lehrte seit 1949 auch an der neuen Fachschule. Allerdings konnte er nur vier Jahre lang sein Wissen weitergeben, im August 1953 starb er im Alter von 59 Jahren an einem Herzinfarkt.

Sein in gut vier Jahrzehnten entstandenes Erbe hat Hofmann gemeinsam mit Pfohls Enkelin kuratiert. Der frühere Lehrer kennt sich mit Sonderausstellungen aus: Bevor das Glasmuseum vor zehn Jahren im Schloss eingerichtet wurde, organisierte er gemeinsam mit Hartmut Lieb schon eine Sonderschau. „Diese Ausstellung kam in der Bevölkerung gut an“, sagt Hofmann. Es folgten elf weitere Ausstellungen, bevor das Museum bezogen werden konnte. Doch die Arbeit an der Pfohl-Ausstellung habe alle Dimensionen gesprengt, die Hofmann zuvor in Hadamar erreicht hatte. So seien sie anfangs von 14 Leihgebern ausgegangen, schließlich seien es aber 30 geworden, Museen wie private Sammler. In der hessischen Provinz beheimatet, habe sich das Glasmuseum „plötzlich in der Bundesliga wiedergefunden“, sagt Hofmann stolz.

Nun sind die Zeiten zwar vorbei, in denen jedwede Bundesliga ohne Hauptamtliche auskommt. Doch Ausnahmen

Fortsetzung auf der folgenden Seite



Kurfürstliche Pracht für ein im Ehrenamt geführtes Museum: Blick in die Räume des Glasmuseums Hadamar, das im Schloss residiert.



**F.A.Z.-Vorteilswelt
Exklusiv für Abonnenten**

Kindermobilität aus zwei Jahrhunderten

Wir verlosen 8x2 Tickets für eine exklusive Führung durch die Sonderausstellung im historischen Badehaus von Schloss Fasanerie mit Dr. Markus Miller am 24. August ab 16 Uhr inklusive Empfang auf der Südterrasse des Schlosses.

Sieben Kilometer südlich von Fulda liegt auf einer leichten Anhöhe, umrahmt von herrlichen Waldungen und fruchtbaren Feldern, Hessens schönstes Barockschloss. Die Anlage vermittelt Besuchern in einem gelungenen Zusammenspiel von Park und Schlossgebäuden den Eindruck einer fürstlichen Sommerresidenz der vergangenen Jahrhunderte. Schloss Fasanerie gehört heute der Kulturstiftung des Hauses Hessen, die im Inneren des Schlosses ein Museum betreibt, in dem prachtvoll eingerichtete Räume und erlesene Kunstwerke präsentiert werden. Jedes Jahr gibt es eine Sonderausstellung im historischen Badehaus von Schloss Fasanerie.

Gleich im Onlineservice anmelden und Angebot sichern: *
vorteilswelt.faz.net

In Kooperation mit:  SCHLOSS FASANERIE



*Sie sind noch nicht registriert? Unter faz.net/online-service erhalten Sie alle Informationen, die Sie für Ihre Erstanmeldung benötigen. Teilnahmeentscheid des Gewinnspiels ist der 28. Juli 2024. Die Teilnahme ist ausschließlich über die F.A.Z.-Vorteilswelt unter vorteilswelt.faz.net möglich. Mitarbeiter der Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH und der beteiligten Kooperationspartner sowie deren Angehörige sind teilnahme-, aber nicht gewinnberechtigt. Keine Barabgeltung. Eigene An- und Abreise. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

FORTSETZUNG VON SEITE R5

Wo Flaschen und Gläser tanzen

bestätigen die Regel – wie in Hadamar. Hofmann sieht sich rückblickend in die ehrenamtliche Leitung „quasi hineingeboren“. Noch als Lehrer an der Glasfachschule hatte er den Vorsitz in einem Festausschuss eingenommen, der sich mit dem zu gründenden Glasmuseum befasst habe. In dieser Rolle sei er Ansprechpartner für alles Museale gewesen. Als später der Trägerverein ins Leben gerufen worden sei, habe sich der Ausschuss aufgelöst – und er sei von einem Vorsitz auf den nächsten gewechselt und habe zudem die Tätigkeit des Kurators übernommen.

Für die Sonderschau haben Hofmann und Krombach 350 Stücke zusammengetragen – und das teils im Wortsinne. Sie sammelten Exponate auf Touren mit einem Kleintransporter ein. In Polen und der Tschechischen Republik, in Bayern und dem Rheinland unter anderem, wie sie berichten. Wieso haben sie sich die Ausstellungsstücke nicht bringen lassen? Hofmann lacht. Der Transport von Görlitz oder München nach Hadamar durch Dritte hätte jeweils Tausende Euro gekostet, sagt er. Damit wäre die Schau mangels Mitteln schon vor der Vernissage beendet gewesen. Die Museen seien sehr darauf bedacht gewesen, jedes Stück nach ihren jeweiligen Vorgaben verpackt zu sehen. So sei in einem Fall eine große Holzkiste mit Griff für ein einziges kleines Glas notwendig gewesen, erzählt Hofmann. Und dann seien da noch 16 Seiten umfassende sogenannte Facility Reports gewesen mit Fragen nach der Dicke der Museumswände und ihrem Baumaterial, die Bewaffnung des Sicherheitspersonals nicht zu vergessen.



Meisterstück von Alexander Pfohl im Glasmuseum Hadamar.
Foto Fabian Wilking

„Das war bei fast jedem Museum fällig und eine neue Erfahrung“, sagt Hofmann und lacht. Zur Entlastung der Mittelhessen verzichteten immerhin 16 private Leihgeber auf solche bürokratischen Vorhaben, wie Krombach ergänzt.

Sie selbst zählt zu jenen, die Exponate zur Verfügung gestellt haben. Pflegt sie nach ihren Worten doch das Vermächtnis ihrer Mutter, das Gesamtwerk von Alexander Pfohl junior zu hegen. Krombach hat in jüngerer Zeit sogar Stücke dazu erworben.

Zu den Besonderheiten der Schau gehört eine kleine Sammlung von Rübezahlmotiven. Der Berggeist des Riesengebirges findet sich in Flachglasmalerei ebenso nachempfunden wie in der Gravur einer Vase und in einer Nadelradierung mit Rotbeize. Wer mag, kann den Besuch der Schau mit dieser Sagen-gestalt beginnen – im ehemaligen Kinderzimmer der kurfürstlichen Familie.

Das Glasmuseum Hadamar, Gymnasiumstraße 4, Hadamar, ist samstags und sonntags von 14 bis 17 Uhr geöffnet. Es bietet Sonderführungen nach Voranmeldung, aber auch zu anderen Zeiten an. Erwachsene zahlen 4 Euro, Studenten und Schüler 3 Euro, Kinder bis 12 Jahre haben freien Eintritt. Die Familienkarte kostet 6 Euro. Informationen im Internet unter glasmuseum-hadamar.de. Kontakt unter der Telefonnummer 0151/70130749 zum ehrenamtlichen Trägerverein.



Klangforscher unterwegs: Ein eigener „Frankfurt Soundscape“ ist eines der Ferienangebote hiesiger Museen.

Foto Linda Deutsch

Urlaub am Museumsufer

Ferien zwischen Kunstwerken: Die Museen in der Region haben sich allerhand einfallen lassen, um Kinder und Jugendliche mit ihren Schätzen zu beschäftigen. Es gibt sogar noch ein paar Plätze.

Langeweile, mit vielen „a“ geschrieben, ist wohl das gefürchtetste Wort in den Sommerferien. Wer Kindern und Jugendlichen Vergnügen, Gesellschaft Gleichaltriger und die Begegnung mit Kunst und Kultur ermöglichen will, findet ein riesiges Angebot an Ferien-Workshops in der ganzen Region. Vieles ist allerdings schon ausgebucht, am besten also für die nächsten Ferien gleich eine Kalendererinnerung anlegen. Für die Frankfurter Museen bietet die Broschüre „Fantasie verleiht Flügel“, digital auf museumsufer.de, alle Angebote auf einen Blick. Einige Kurse aber kann man noch buchen – hier eine kleine Auswahl.

Zeichen lesen in Darmstadt

Wer vor einem Jahr die Ausstellung „Urknall der Kunst – Moderne trifft Vorzeit“ im Hessischen Landesmuseum Darmstadt besucht hat, kann die Bilder der Höhlenmalereien nicht vergessen. Sie waren so beeindruckend, dass man vor ihnen beinahe die Kunst der Moderne vergaß. Die Kopien der Tausende Jahre alten Felsbilder, die der Ethnologe Leo Frobenius (1873 bis 1938) von Künstlerinnen anfertigen ließ, faszinieren ihre Betrachter bis heute mit ihren Darstellungen von Menschen, Tieren und Szenen des prähistorischen Lebens. Aber warum sind diese Malereien entstanden? Das können Kinder von acht Jahren an im Ferienworkshop „Rätselhafte Zeichen“ vom 30. Juli bis 2. August (jeweils

10 bis 14 Uhr, Anmeldung über shop.blmd.de/de/guided-tours) erkunden.

Kugelbahn und Druckwerkstatt in Mainz

Um sich in vielen Techniken auszuprobieren, bietet die Kunsthalle Mainz in den Sommerferien verschiedene Workshops an. Vom „Foto-Shooting“, bei dem zehn bis 16 Jahre alte Kinder und Jugendliche „mit Dekoration, Schminke und Kreativität ihr eigenes Foto-Set gestalten“ können (8. und 9. August, 10 bis 13 Uhr), über „Klang-Experimente“ im Mainzer Zollhafen (Kinder von sieben bis zwölf Jahre, am 7. August von 10 bis 13 Uhr) den Bau-Workshop „Kugelbahn 2.0“ am 24. Juli von 10 bis 13 Uhr (sechs bis zehn Jahre) bis hin zum zweitägigen Workshop „Malerei auf Seide“ am 25. und 26. Juli von 10 bis 13 Uhr (sechs bis zwölf Jahre) ist alles dabei. Anmeldung über jks-rlp.de/anmeldung/burra.

Wer schon einmal in Mainz ist, kann mit dem Nachwuchs gleich noch das Gutenberg-Museum besuchen. Dort können Kinder mit Holzlettern und Bildmotiven an vielen Tagen drucken. Eine Anmeldung unter der Telefonnummer 06131/122686 oder gm-druckladen@stadt.mainz.de ist erforderlich.

Basteln und Tüfteln ohne Voranmeldung:
Ferienangebot im Hessenpark
Foto Jens Gerber



Musik der Weltkulturen erfahren

Das Weltkulturen Museum in Frankfurt bietet zur Ausstellung „Klangquellen – Everything is Music!“ Ferienworkshops an: Am 21. Juli gehen Kinder mit ihren Familien beim „Field recording“ von der Ausstellung hinaus in die Stadt und tauchen in die Landschaft der Klänge ein: „Macht ein Müllleimer Geräusche? Können wir die Wellen des Mains hören?“ Es werden Töne gesammelt und „eigene Frankfurter Soundscapes“ erstellt. Am 18. August bringen Kinder beim Workshop „Ohren auf: No-Input-Mixen“ Schaltkreise zum Singen und erforschen elektronische Klangquellen. Beide Workshops sind von 15 bis 17 Uhr und für Familien mit Kindern von sechs Jahren an gedacht. Eine Anmeldung unter weltkulturenmuseum.de ist erforderlich.

Töpfern und ernten im Hessenpark

Ganze Ferienkurse gibt es im Hessenpark Neu-Anspach nicht – wohl aber Themenwochen, zu denen man einfach kommen kann. Und während die Eltern auch mal allein durch das Gelände streifen können, haben Kinder mehrere Stunden die Gelegenheit zu töpfeln, zu tüfteln, zu drechseln und sogar Getreide zu ernten. Das Prinzip ist einfach: auf hessenpark.de Veranstaltungskalender Aktivität und Ort im Park nachsehen und einfach hingehen. Und wenn 300 Kinder da sind? Die Antwort von Jennifer Furchheim aus dem Hessenpark: „Kriegen wir auch hin.“

Götter erkunden im Liebieghaus

Wie ungeheuer beliebt Kunst-Ferienkurse sind, wissen diejenigen, die vergeblich versuchen, einen im Städel Museum zu buchen. Aber im Schwestermuseum, dem Liebieghaus, gibt es noch wenige freie Plätze für Kinder zwischen neun und 13 Jahren, um die Welt der Antike, der Skulpturen und der Mythen zu erkunden. Auf eine Anmelde-E-Mail meldet sich das Museum, zu finden unter liebieghaus.de/de/ferien.

Lochkameras bauen im Filmmuseum

Filmbildung ist sei Langem eine Spezialität des vor 40 Jahren eröffneten Hauses. Umso beliebter sind auch die Ferienkurse, und in diesem Jahr wird spielerisch erkundet, ob man zwingend ein Handy braucht, um Fotos zu machen – oder nicht doch eher eine Blechdose? Für „Fotografieren mit der Lochkamera“ von 30. Juli bis 1. August gibt es noch wenige freie Plätze. Und Fotos entwickeln, so wie früher, lernt man auch. Anmeldung unter dff.film.de/emma.

GEGENÜBER & NEBENAN

Animalische Anwohner

Von Severin Groebner

Du passt auf das Haus auf!“, sagt der Nachbar, als er gerade den Kofferraum schließt. „In drei Wochen sieht man sich wieder.“ Dann ist er weg. Und er ist bei Weitem nicht der Einzige, der die Stadt verlässt, die sich langsam aufheizt. Deshalb fahren sie ja alle weg. Manche in Gegenden, wo es noch heißer ist.

Das Haus verwaist. Die Stadt wird leerer. Die Nachbarschaft dünnt aus.

Zumindest die menschliche. Denn wenn die nackten Zweibeiner, die immer so viel Lärm machen, weg sind, schlägt die Stunde der animalischen Mitbewohner. In Frankfurt, in Hessen und auch in den Medien.

In der Gemeinde Romrod im Vogelsberg, lese ich im Internet, hat man jetzt sogar einen Turmfalke im Blumenkasten gefunden. Das wird einem in Frankfurt nicht so schnell passieren, obwohl es hier weitaus mehr Türme gibt.

Dafür kann man anderes ausmachen. Im plötzlich stillen Hinterhof, große Teile der Nachbarschaft stehen gerade im Stau in Richtung Erholung, prügeln sich nachts lautstark die Katzen. Tagsüber kreisen im Park just jene Halsbandsittiche, die man schon in Wiesbaden gesichtet hat, und auch aus der Lieblichsnachbargemeinde Frankfurts gibt es Tierisches zu berichten: Ein Offenbacher hat einen Riesenwels aus dem Main gezogen.

So weit kann man es als tierischer Anwohner bringen: bis in die Hessenschau. Das ist im Übrigen einer der seltenen Fälle, in denen der Anwohner zerlegt und gegessen werden darf.

Aber es ist nicht der einzige Fall einer überraschenden animalischen Erscheinung.

Ein Bekannter von mir hat behauptet, er hätte am Main einen Adler gesehen. Seiner Schilderung nach ein mächtiges Tier mit gewaltigen, majestätischen Schwingen von mehreren Meter Spannweite. Nach einem längeren Gespräch und ein wenig digitaler Bilderrecherche haben wir uns darauf geeinigt, dass es wohl ein Milan gewesen sein muss. Aber des Menschen Wille ist eben auch sein Tierreich.



Severin Groebner

Wenn man jetzt im beim Joggen mit ein bisschen Glück Eichhörnchen, Buntspechte und sogar Eidechsen antreffen kann, die sich in der Morgensonne wärmen, möchte ich dennoch nicht in naive, man könnte auch sagen leicht vertrottelte Naturromantik verfallen. Schließlich kommen in der Nacht durch die geöffneten Fenster auch die Stechmücken aus der Nachbarschaft zu Besuch.

Mit den tierischen Nachbarn in der Stadt ist es eben so wie mit den Kollegen im Büro. Da gibt es welche, die mag man gerne, manche weniger und dritte kann man überhaupt nicht ausstehen. Und vierte würde man gerne an die Wand klatschen.

Pssssiiiiiii ... zack! Erwischt.

BLATTGOLD

Bestseller in Rhein-Main

- 1 (3) **22 Bahnen**
Caroline Wahl
DuMont, 13 Euro
- 2 (1) **Bretonische Sehnsucht**
Jean-Luc Bannaec
Kiepenheuer & Witsch, 18 Euro
- 3 (2) **Altern**
Elke Heidenreich
Hanser, 20 Euro
- ▶ 4 (–) **This could be love**
Lilly Lucas
Knauer, 15 Euro
- 5 (5) **Views**
Marc-Uwe Kling
Ullstein, 19,99 Euro
- 6 (6) **Hast du Zeit?**
Andreas Winkelmann
Rowohlt Taschenbuch, 13 Euro
- 7 (7) **Das Echo der Schuld**
Charlotte Link
Blanvalet, 12 Euro
- ▶ 8 (–) **When The Moon Hatched**
Sarah Parker
Penguin, 24 Euro
- ▶ 9 (–) **Zwischen Welten**
Juli Zeh, Simon Urban
btb, 13 Euro
- 10 (4) **Kairos**
Jenny Erpenbeck
Penguin, 14 Euro

▶ **Einsteiger der Woche**

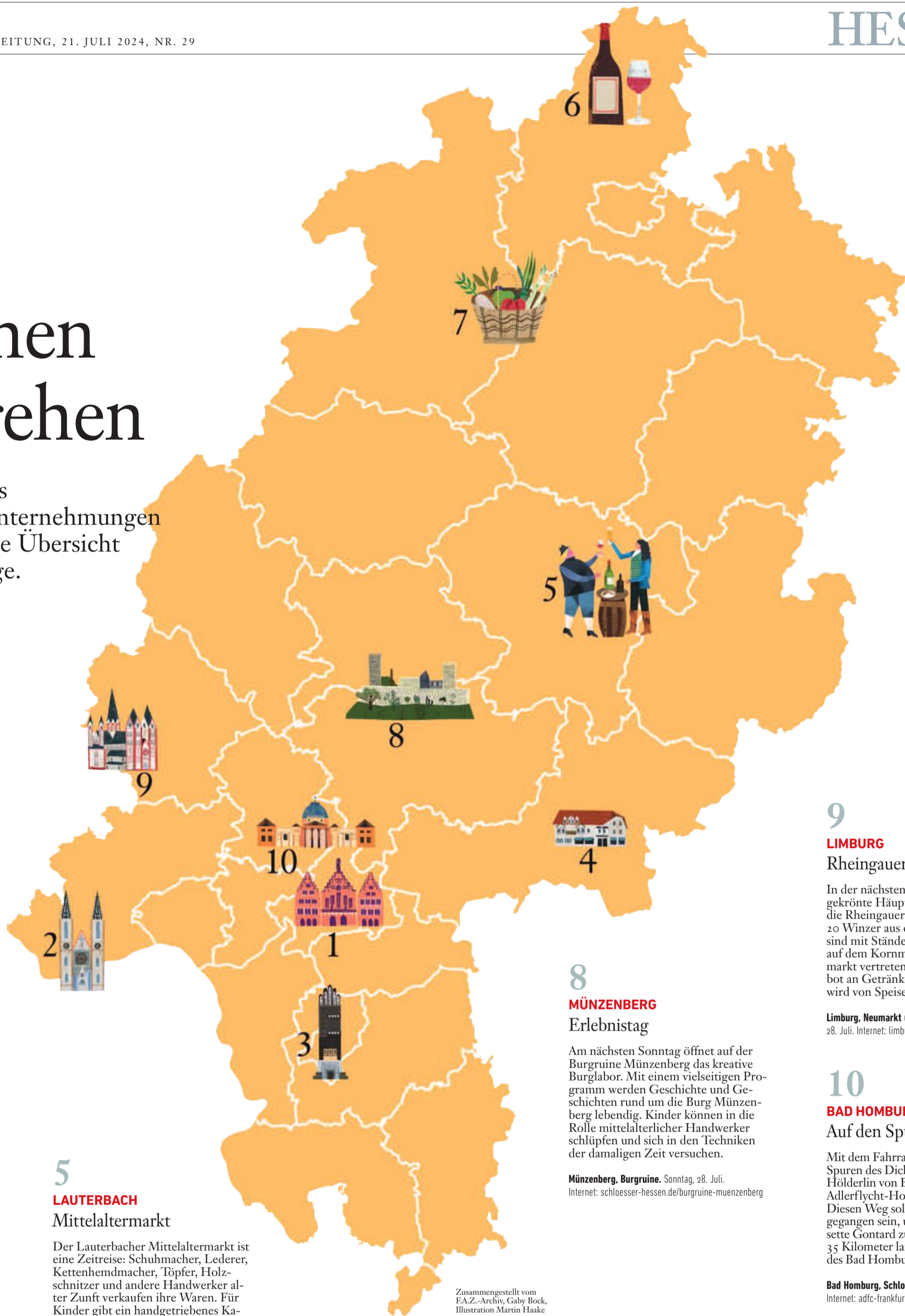
Hugendubel

Frankfurter Allgemeine

Was liest das Rhein-Main-Gebiet? Unsere Bestsellerliste beruht auf der Zahl verkaufter Exemplare in den acht Hugendubel-Filialen in Bad Homburg, Darmstadt, Frankfurt (Hessen-Center, Steinweg), Mainz (Am Brand, Römerpassage), Neu-Isenburg und Wiesbaden. Sie vereint Belletristik und Sachbuch sowie Hardcover, Taschenbuch und Paperback.

Eine Woche rausgehen & ausgehen

Die schönsten Tipps für Ausflüge und Unternehmungen in ganz Hessen. Eine Übersicht für die nächsten Tage.



1 FRANKFURT Theater am Mainufer

Das Mainufer wird für 17 Festivaltage mit Tanz, Musik und Performance in einen Kulturfreiraum verwandelt. Mit dem Thema „Friedenskultur“ will die Sommerwerft einen Raum für Vielfalt und Unterschiedlichkeit in Zeiten von Hass und Aggression schaffen. Das internationale Performance-, Tanz- und Theaterfestival bietet jährlich Kunst und Kultur auf der Weseler Werft im Herzen Frankfurts.

Frankfurt, Weseler Werft. 26. Juli bis 11. August.
Internet: sommerwerft.de

2 GEISENHEIM Lindenfest mit Musik

Das Geisenheimer Lindenfest zählt zu den bedeutenden Weinfesten im Rheingau. Weinbaubetriebe der Region laden zur Verkostung ein, Weinmajestäten, Livemusik und Fahrgeschäfte bieten Unterhaltung für jede Altersgruppe. Und auf der Kreativmeile auf dem Fest bieten Künstler und Kunsthandwerker Kleidungs- und Schmuckstücke sowie selbst gemachte Konfitüren an.

Geisenheim, Innenstadt. 21. und 22. Juli statt.
Internet: geisenheim.de

3 DARMSTADT Werke von Milli Bau

Das Stadtarchiv präsentiert noch bis Ende August seine Bestände aus dem Nachlass der Darmstädter Reise- und Fotografin Milli Bau. Bau wurde einst als „schreibende Kulturbotschafterin“ bezeichnet. Die Fotografien sind ein Zeichen für Kulturverständnis und ein Zeugnis einer emanzipierten, unerschrockenen und neugierigen Frau.

Darmstadt, Ausstellungshalle des Kunstforums der TU Darmstadt. Mittwoch bis Sonntag 13 bis 18 Uhr. Internet: tu-darmstadt.de/kunstforum

4 BAD ORB Gartenmesse

Der Bad Orber Kurpark mit der Konzerthalle dient am letzten Juli-Wochenende als Kulisse für die „Spessarter Genuss- und Gartenlust“-Messe. Etwa 100 internationale Aussteller unterschiedlichster Sparten erwarten die Besucher mit praktischen Gartengeräten, Zubehör und vielem mehr. Auf der Streetfoodmeile werden internationale Speisen angeboten.

Bad Orb, Kurpark. 27. und 28. Juli.
Internet: garten.events/bad-orb

5 LAUTERBACH Mittelaltermarkt

Der Lauterbacher Mittelaltermarkt ist eine Zeitreise: Schuhmacher, Lederer, Kettenhemdmacher, Töpfer, Holzschnitzer und andere Handwerker alter Zunft verkaufen ihre Waren. Für Kinder gibt es ein handgetriebenes Karussell, zudem können sie Pfeilbauern bei der Arbeit zuschauen.

Lauterbach, Hohhaus-Garten/Alter Esel, Hinter dem Spittel 15. 27. und 28. Juli.
Internet: lorraine-medievale.de

6 HOFGEISMAR Weinfest

Am nächsten Wochenende wird in Hofgeismar auf dem Marktplatz vor dem Rathaus ein gemütliches Weindorf aufgebaut. Winzer mehrerer Regionen haben vom Spätburgunder bis zum Riesling viele Schätze aus ihren Kellern zum Ausschank dabei. Dazu gibt es eine Weinprobierkarte für 13 Euro und ein Musikprogramm.

Hofgeismar, Marktplatz. 26. und 27. Juli.
Internet: hofgeismar.de

7 BAD WILDUNGEN Quellenweg und Markt

Der 16 Kilometer lange Quellenrundweg führt durch die Stadt, den Kurpark und die freie Natur. An der Strecke liegen 16 Bad Wildunger Quellen, von denen man sieben anzapfen und probieren kann. Darüber hinaus findet an diesem Wochenende auf dem Schützenplatz der Kram- und Viehmarkt statt.

Bad Wildungen, Schloss Friedrichstein und Schützenplatz. Internet: bad-wildungen.de

8 MÜNZENBERG Erlebnistag

Am nächsten Sonntag öffnet auf der Burgruine Münzenberg das kreative Burglabor. Mit einem vielseitigen Programm werden Geschichte und Geschichten rund um die Burg Münzenberg lebendig. Kinder können in die Rolle mittelalterlicher Handwerker schlüpfen und sich in den Techniken der damaligen Zeit versuchen.

Münzenberg, Burgruine. Sonntag, 28. Juli.
Internet: schloesser-hessen.de/burgruine-muenzenberg

9 LIMBURG Rheingauer Weintage

In der nächsten Woche werden gekrönte Häupter aus dem Rheingau die Rheingauer Weintage eröffnen. 20 Winzer aus der Weinbauregion sind mit Ständen und ihren Weinen auf dem Kornmarkt und dem Neumarkt vertreten. Das vielfältige Angebot an Getränken aus dem Rheingau wird von Speisen und Musik begleitet.

Limburg, Neumarkt und Kornmarkt. 25. Juli bis 28. Juli. Internet: limburg.de

10 BAD HOMBURG Auf den Spuren Hölderlins

Mit dem Fahrrad kann man auf den Spuren des Dichters Friedrich Hölderlin von Bad Homburg zum Adlerlycht-Hof in Frankfurt fahren. Diesen Weg soll Hölderlin jede Woche gegangen sein, um seine Geliebte Susette Gontard zu sehen. Start zu der 35 Kilometer langen Tour ist am Tor des Bad Homburger Schlosses.

Bad Homburg, Schloss. Der Hölderlin-Pfad.
Internet: adfc-frankfurt.de

Zusammengestellt vom F.A.Z.-Archiv, Gaby Bock, Illustration Martin Haake

Aus Liebe zum Wohnen
Räume so zu formen, dass sie Gestalt annehmen und sich die eigene Persönlichkeit in ihnen abbildet - das ist es was aus einem Raum ein Zuhause macht.

Mit unseren exklusiven Stoff- und Tapetenkollektion, individuellen Teppichen, kunstvollen Polsterarbeiten und erlesenen Designermöbeln, entwickeln wir das passende Wohnkonzept und begleiten Sie in allen Bereichen der Inneneinrichtung.

**RAUM + TEXTIL
DECORATION**

Leipziger Straße 96 49 69 70 72 790
60487 Frankfurt info@raum-textil-decoration.de
www.raum-textil-decoration.de

**NICK MASON'S
SAUCERFUL OF SECRETS**
GARY KEAD - GUY SPUTT - LEE GARRARD

SET THE CONTROLS TOUR

1.8.2024 FRANKFURT
MYTICKET JAHRHUNDERTHALLE

BEGINN: 20 UHR KARTEN BEI ALLEN BEK. VVK-STELLEN ÜRTLICHER VERANSTALTER: ATC
WWW.THESAUCERFULOFSECRETS.COM WWW.PRKNET.DE
TICKETS 01896-570 090 eventim
PHOTO ARRANGEMENT WITH GIGS AND TOUR SMITH PERSONAL MANAGEMENT. Rigging/Stage: KULMUPHALLUS EVENT.



Mainspiele
Foto Abenteuerspielplatz Riederwald

FAMILIE

Mainspiele

Bis einschließlich 18. August erobern die Kinder das Frankfurter Mainufer. Der Abenteuerspielplatz Riederwald verwandelt die Mainpromenade zwischen Eisernem Steg und Untermainbrücke in einen Ferien-Freizeitpark. An mehr als zwanzig Spielstationen mit Bungy-Trampolin, Streetballkörben, Getränkekettenklettern, altersspezifischen Luftkissen und Kletterkonstruktionen, Rollenrutschbahnen und Kinderschminken können sich alle Kinder täglich nach Herzenslust austoben, spielen und basteln.

Mainspiele, Frankfurt, Sachsenhäuser Mainufer, täglich 20. Juli bis 18. August, 11 bis 19 Uhr

Der Zauberlehrling

„Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.“ Im Workshop zu Goethes Ballade „Der Zauberlehrling“ widmen sich die Kinder der Magie. Mit wundervollen Bildern zeigt Harry-Potter-Illustratorin Sabine Wilharm das Durcheinander, welches der Zauberlehrling angerichtet hat. Nach dem Betrachten und Hören der Ballade basteln die Kinder einen Zauberhut. Das Sommerferienangebot ist geeignet für Kinder von sechs Jahren an.

Der Zauberlehrling, Frankfurt, Struwwelpeter Museum, Mittwoch, 24. Juli, 15 Uhr

Tage der Schauspielführungen

In der zweiten Sommerferienwoche geht es mit dem Museumstheater auf Zeitreise: In täglich wechselnden Schauspielführungen können Besucher vergangene Lebenswelten entdecken. Wie lebte ein Schmied? Welchen Alltag hatte eine Küchenmagd? War der Beruf des Müllers abwechslungsreich? Und wie meisterte die Lehrerin die Erziehung der Kinder? Die Führungen sind im Museumseintritt inklusive, eine Anmeldung ist nicht erforderlich. Treffpunkt ist immer der Brunnen auf dem Marktplatz.

Neu-Anspach, Freilichtmuseum Hessenpark, täglich 22. bis 28. Juli, 13 und 15 Uhr

Eine Woche Kunst & Kultur

Wichtige Termine zwischen
Mainz und Aschaffenburg von Samstag bis Freitag



Jan Lisiecki

Foto Dorn Music

KLASSIK/OPER

Jan Lisiecki

Kurz, konzentriert und voller Inhalt: Jan Lisiecki ist begeistert von Frédéric Chopins Préludes. Wie sehr er sich seinem Landsmann verbunden fühlt, daraus hat der polnisch-kanadische Pianist noch nie einen Hehl gemacht. Chopin, sagt er, habe diese besondere Fähigkeit, das Klavier singen und Geschichten erzählen zu lassen. Und wie derzeit kaum ein anderer Pianist weiß Lisiecki diese Erzählungen zu interpretieren.

Jan Lisiecki, Wiesbaden, Kurhaus Wiesbaden, Freitag, 26. Juli, 20 Uhr

The Ukulele Orchestra of Great Britain

Seit 1985 ist das Ensemble weltweit mit Erfolg unterwegs: China, USA, Japan, Australien, Neuseeland, und natürlich ganz Europa. Die erklärte Mission der Musiker ist es, dem Ernst des Lebens entgegenzuwirken. Dies gelingt ihnen mit Charme, britischem Witz, überraschenden Arrangements und schierer Freude am Spielen und Unterhalten.

The Ukulele Orchestra of Great Britain, Dreieichenhain, Burg Hayn, Samstag, 20. Juli, 20 Uhr

Bomsori Kim und Fabian Müller

Der Abend auf Schloss Johannisberg setzt eine Reise zu Beethoven fort, die die beiden Spitzenmusiker Bomsori Kim auf der Violine und Fabian Müller am Klavier im vergangenen Sommer beim Rheingau Musik Festival gemeinsam begonnen haben. Im Gepäck haben sie weitere vier Violinsonaten des berühmten Komponisten, der mit seinem Genie nahezu alle Bereiche der Musikgeschichte revolutionierte.

Bomsori Kim und Fabian Müller, Geisenheim, Schloss Johannisberg, Mittwoch, 24. Juli, 19 Uhr

THEATER

Sekretärinnen

Eine Hommage an einen Berufsstand: Der Liederabend von Franz Wittenbrink aus dem Jahre 1995 wird auf der Burghofbühne im Rahmen der Burgfestspiele Bad Vilbel von Ulrich Cyran und seinem Team aufgefrischt und in aktualisierter Form dargeboten. Mit Komik, Ironie, aber auch Respekt geht es um die Sehnsüchte und Hoffnungen, die Wünsche und Träume und ein wenig um den alltäglichen Frust des Büroalltags. Songs von Aretha Franklin über Max Raabe bis Eros Ramazotti werden von sieben Frauen und einem Mann facettenreich interpretiert.

Sekretärinnen, Bad Vilbel, Wasserburg, Samstag, 20., Montag, 22., Dienstag, 23., jeweils 20.15 Uhr und Sonntag, 21. Juli, 18.15 Uhr

Hänsel und Gretel – Die Dämonenjäger

Kinder sollten Sie an diesem Theaterabend bitte zu Hause lassen, auch wenn der Titel anderes verspricht. Denn die Grimms-Märchen-Fassung der Dramatischen Bühne Frankfurt ist erst ab 18 Jahren und das aus gutem Grund: Rotkäppchen arbeitet auf dem Straßenstrich, die liebe Großmutter ist eine Ambrosiadealerin und das Schlaraffenland eine Menschenfalle. Die Hexenjäger Hänsel

und Gretel machen sich auf die Jagd nach der Vampirin Aschenputtel und begegnen dabei einigen brutalen Gestalten wie zum Beispiel den sieben Kopfgeldjägern aus Schwaben. Ein düsteres Horror-Abenteuer für Menschen, die auch schwarzen Humor lieben.

Hänsel und Gretel – Die Dämonenjäger, Frankfurt, Grüneburgpark, Montag, 22. und Dienstag, 23. Juli, jeweils 20.15 Uhr

Die Udo Jürgens Story

Die Show ist eine unterhaltsame Hommage an den Grandseigneur der deutschen Unterhaltungsmusik. 2024 wäre der Sänger 90 Jahre alt geworden. Die Schauspielerinnen Gabriella Benesch und Alex Parker, der Udo-Jürgens-Interpret, führen ihre Gäste auf eine musikalische Zeitreise von Evergreens wie „Merci Cherie“, „Ich war noch niemals in New York“, „Griechischer Wein“, „Aber bitte mit Sahne“ und vielen weiteren Hits. Das Duo Benesch und Parker sorgt unter der Regie von Erich Furrer für einen Abend voller Erinnerungen und Überraschungen.

Die Udo Jürgens Story, Hanau, Staatspark Wilhelmsbad, Mittwoch, 24. Juli, 20 Uhr

OSTHAFEN-FESTIVAL

Ein buntes Musikprogramm mit Live-Bühnen, dazu Hafen-Attraktionen, Kunst und Kultur, Sportveranstaltungen sowie ein Familien- und Kinderprogramm.

Osthafen-Festival, Frankfurt, Osthafen, Samstag, 20., 14 bis 1.30 Uhr und Sonntag, 21. Juli, 12 bis 23 Uhr



„Sekretärinnen“

Foto Eugen Sommer



„Magic Moments“ Foto Kerstin Waugh

AUSSTELLUNG

Magic Moments im alten Präsidium

Zu sehen sind die 18 besten Bilder des Fotowettbewerbs „Magic Moments im alten Präsidium“. Die Fotos entstanden während mitternächtlicher Fototouren im spektakulär illuminierten ehemaligen Polizeipräsidium, einer der schönsten Lost-Place-Locations in Deutschland. In der Ausstellung am Wiesenhüttenplatz werden nun Bilder von Dirk Lehmann, Matthias John, Kerstin Waugh und Dieter Maass gezeigt, kuratiert von dem erfolgreichen Szenefotografen Ulrich Mattner.

Magic Moments im alten Präsidium, Frankfurt, Yok Yok, täglich 9–21 Uhr, 11. Juli bis 11. Oktober 2024

Issa Watanabe

Nach einigen preisgekrönten Bilder- und Kinderbüchern sowie Projekten zum Thema Integration, folgte das Bilderbuch „Flucht“ der Peruanerin Issa Watanabe. Ihr gelingt es ohne Worte, den Moment der Hoffnungslosigkeit und des stillen Weiterdrängens hin zu einer besseren Zukunft darzustellen. Es sind detailreiche Bilder, die von Flucht, Individualität und Menschenrechten handeln und zugleich Platz für unzählige Geschichten lassen.

Issa Watanabe, Frankfurt, Instituto Cervantes, Mo–Do 9–18 Uhr, Fr 9–15 Uhr, 25. Juli bis 13. September 2024

Same bold stories?

Lange wurde die Geschichte der Typografie aus einem männlichen Blickwinkel erzählt. Nun wendet sich die Forschung zunehmend Frauen in der Schriftgestaltung zu, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Schriftgestaltung tätig waren. Hier knüpft die Ausstellung an und zeigt weibliche Positionen aus der eigenen historischen Schriftensammlung wie Dita Moser, Elisabeth Friedländer oder Anna Simons.

Same bold stories?, Offenbach, Klingspor Museum, Di–Do 13–18 Uhr, Fr 14–21 Uhr, Sa/So 11–18 Uhr, 20. Juli bis 24. November 2024



Roland Kaiser

Foto Frank Embacher

POP

Roland Kaiser

Seinen Durchbruch hatte Kaiser, der 1952 in West-Berlin als Ronald Keiler geboren wurde, 1980 mit dem Lied Santa Maria, das sich 1,2 Millionen Mal verkaufte. Mit über 90 Millionen verkauften Tonträgern gehört er zu den erfolgreichsten Schlagerstars in Deutschland. Zu seinen weiteren Erfolgen zählen Hits wie „Joana, Dich zu lieben“, sowie „Ich glaub es geht schon wieder los“ und im Duett mit Maite Kelly „Warum hast du nicht nein gesagt“. Daneben arbeitet er auch als Liedtexter für andere Künstler, darunter Peter Maffay, Milva, Nana Mouskouri und Karat.

Roland Kaiser, Frankfurt, Deutsche Bank Park, Samstag, 20. Juli, 19 Uhr

Zucchero

Der italienische Sänger, Multiinstrumentalist und Songwriter Zucchero stand in seiner Heimat bereits dreizehn Mal an der Spitze der Albumcharts. Er gilt als Vater des italienischen Blues und zählt mit mehr als 60 Millionen verkauften Alben und zahlreichen Gold- und Platinauszeichnungen zu den einflussreichsten Musikern Italiens. Die internationale „Overdose D'Amore World Wild Tour“, möchte Zucchero dem Publikum einen Abend voller großartiger Musik bieten, indem er die beliebtesten Songs aus seiner Karriere präsentiert.

Zucchero, Mainz, Zitadelle, Mittwoch, 24. Juli, 19 Uhr

Max Mutzke & Band

Genau betrachtet, steckt in Mutzke mehr als nur ein Künstler. Max Mutzke ist viele. Das klingt erstmal seltsam, hat jedoch mit der Wandlungsfähigkeit und nicht zuletzt mit der kreativen Neugierde des Sängers und Songwriters zu tun. Mit dem unbedingten Wunsch, sein Publikum immer wieder aufs Neue zu überraschen und zu fesseln. Egal ob Pop, Rock, Soul, Funk oder Jazz – Mutzke verfügt über viele musikalische Facetten, die er spielend unter einen jener Hüte bekommt, die in den vergangenen eineinhalb Dekaden zu seinem Markenzeichen geworden sind.

Max Mutzke & Band, Dreieichenhain, Burg Hayn, Freitag, 26. Juli, 19.30 Uhr

LITERATUR/VORTRÄGE

Anne Weber

Wo die Stadt aufhört und die Vorstadt anfängt, ist in Paris klar markiert durch den Périphérique, den zu überschreiten Webers Erzählerin bisher kaum in den Sinn gekommen ist. Denn was gibt es dort, in den verruchten Banlieues, außer einem Geflecht aus Schienen und Autobahnen, zwischen denen Lagerhallen, Baustellen und Millionen von Menschen eingeklemmt sind? Als ihr alter Freund Thierry ihr jedoch vorschlägt, ihn für einen Film durch die Vorstädte des Départements Seine-Saint-Denis zu begleiten, muss sie sich eingestehen, dass sie für die nächste Nähe jahrzehntelang blind gewesen ist. Mit leisem Witz und großer Beobachtungsgabe öffnet sich Weber in „Bannmeilen“ dem Unvertrauten.

Anne Weber, Frankfurt, Historische Villa Metzler, Dienstag, 23. Juli, 19 Uhr

Japan – Land der aufgehenden Sonne

Uta und Gerhard Grammes nehmen ihre Gäste in einem Filmvortrag mit auf eine Reise in das Land, in dem jahrtausendalte Hochkulturen, imposante Tempelanlagen und stille Zen-Gärten mit hektischen, modernen Großstädten zu einer unerwarteten Harmonie verschmelzen.

Japan – Land der aufgehenden Sonne, Rüsselsheim, Haus der Senioren, Mittwoch, 24. Juli, 18 Uhr

Klaus Stähle

Für die Wissenschaft ist schon lange klar: Die Menschen sind nicht die einzige intelligente Spezies im Universum. Es gibt noch andere Lebewesen. Der Kontakt mit ihnen wird in der Literatur und im Kino aber in der Regel eher mit einem Stereotyp abgehandelt: Das Fremde ist zumeist das Bedrohliche, das Aggressive. Eine Verständigung, ein tatsächlicher Kontakt scheint nicht möglich. Der Berliner Jurist Klaus Stähle, mit seiner Kanzlei seit langem für Arbeitsrecht und Nachhaltigkeit engagiert, geht in seinem Buch ganz anders vor. Unter dem unscheinbaren Titel „Rechtsfragen beim Kontakt mit Extraterrestrischen“ untersucht er die Begegnung mit dem Fremden ernsthaft unter verschiedenen Aspekten des Völkerrechts, der Politik und der Wirtschaft.

Klaus Stähle, Frankfurt, Denkbar, Donnerstag, 25. Juli, 19 Uhr



AUSBLICK

Hape Kerkeling

Der Kabarettist, Autor und Schauspieler liest aus seinem neuen Buch „Gebt mir etwas Zeit“.

Hape Kerkeling, Frankfurt, Schauspiel Frankfurt, Mittwoch, 16. Oktober 2024, 19.30 Uhr

Stefanie Heinzmann und die hr-Bigband

Jazz meets Pop: Die hr-Bigband präsentiert die Songs der „Schweizer Joss Stone“.

Stefanie Heinzmann und die hr-Bigband, Frankfurt, Batschkapp, Donnerstag, 30. Januar 2025, 20 Uhr

Max Raabe & Palast Orchester

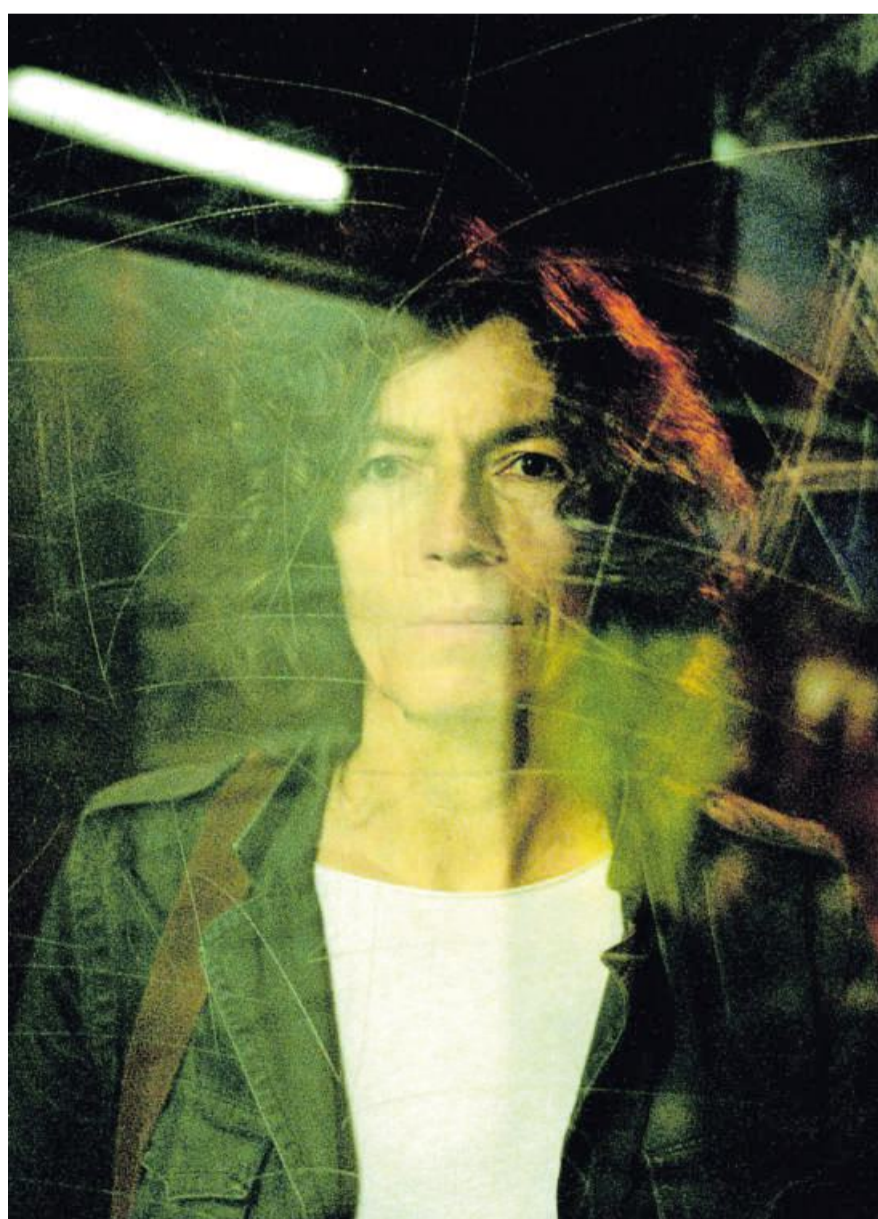
Alt-geliebte Lieder aus den Zwanzigerjahren und neue Hits, so gekonnt vorgetragen wie von keinem anderen Sänger in Deutschland.

Max Raabe & Palast Orchester, Frankfurt, Alte Oper, Dienstag, 26. November 2024, 20 Uhr

STEINFURTHER ROSENFEST

Das Fest wird zum Anziehungspunkt für Blumenfreunde aus ganz Deutschland.

Steinfurther Rosenfest, Bad Nauheim, Steinfurth, Samstag, 20., 9 bis 1 Uhr und Sonntag, 21. Juli, 9 bis 23 Uhr



Anne Weber

Foto Bruno Boudjelal



Alle Termine finden Sie online unter faz.net/vk

Terminhinweise bitte an: Rhein-Main-Kalender-Redaktion
Tel.: 069/97 46 03 00
E-Mail: termine@mmg.de

Wie eine Wette auf die Zukunft

Nie zuvor standen so viele Teenager und junge Talente im Kader der Eintracht. Wir stellen einige von ihnen vor und sagen, was von ihnen zu erwarten ist.



Jean-Mattéo Bahoya Foto Picture Alliance

DER AUSSENMANN

Mit viel Luft nach oben

Er ist der Jüngste aus dem französischen Quartett. Vor zwei Monaten ist Jean-Mattéo Bahoya 19 Jahre alt geworden. Ein weiteres Jungtalent also für die stürmische Abteilung der Eintracht. Seit Ende Januar gehört der Spieler mit der Rückennummer 19 zum Kader. Kurz vor Toresschluss in der winterlichen Transferperiode hat Sportvorstand Markus Krösche noch einmal und schon wieder in Frankreich zugeschlagen – seiner Ansicht nach aus gutem Grund, denn „Jean-Mattéo Bahoya zählt zu den vielversprechendsten Talenten Frankreichs. Er passt ideal in unser Anforderungsprofil.“ Krösches Hoffnung und Überzeugung: „Mit seiner Geschwindigkeit und seinem Zug zum Tor wird er unser Offensivspiel bereichern.“

Um es mal so zu formulieren: In seinen bisherigen acht Bundesliga-Einsätzen hat Bahoya nicht gerade die Sterne vom Himmel geholt. Einmal nur, bei der deutlichen 0:3-Niederlage auswärts beim VfB Stuttgart, stand der stürmische Außenbahnspieler in der Startelf. In den anderen sieben Bundesliga-Prüfungen waren es zeitlich übersichtliche Einwechslungen, in denen er es nicht schaffte, nachhaltig in Erscheinung zu treten. In der Gesamtbewertung führte dies nach Ansicht des Fachmagazins „Kicker“ zu einer Durchschnittsnote von 4,25. Kurzum: Bahoya hat noch viel Luft nach oben. Wenn er mehr erreichen will, muss er sich gehörig steigern. *rww.*



Oscar Højlund Foto Huebner

ZENTRALER MITTELFELDMANN

Der Joker aus Kopenhagen

Fußball ist bei den Højlunds Familiensache. Rasmus (21 Jahre), der beste und namhafteste, spielt bei Manchester United. Und die dänischen Zwillingenbrüder Emil (19) und Oscar stehen neuerdings bei Schalke 04 in der zweiten und bei Eintracht Frankfurt in der ersten Liga unter Vertrag. Was kein Wunder bei ihrem fußballaffinen Vater Anders (52) ist: Er, früher selbst Profi, ist ihr größter Förderer. Im Keller des Familienhauses richtete er ein kleines Fußballfeld ein, damit seine Söhne auch bei schlechtem Wetter aufs Tor schießen konnten. Oscar, der Neu-Frankfurter, ist zentraler Mittelfeldspieler. Er passt perfekt ins Beuteschema der Eintracht, die vielversprechende Talente mit besten Perspektiven in ihre Reihen holt. Auch in der Hoffnung, dass sie irgendwann im Bedarfsfall hohe Ablösesummen generieren können. Oscar Højlund, der alle U-Nationalmannschaften durchlief, zählte nicht zu den Stammspielern beim FC Kopenhagen. Meist als Joker kam er aber immerhin auf 23 Partien. Sechs Kurzeinsätze verzeichnete er in der Champions League. Und was ist mit Frau Højlund in der echten Fußballfamilie, die am Essenstisch nur ein Thema kannte: Sie hat ihre Söhne bei deren Lieblingsbeschäftigung immer unterstützt. *die.*



Can Uzun Foto dpa

DER TORJÄGER

Auch mit 18 hat man noch Träume

Welch ein Auftritt während seiner Vorstellung vor ein paar Tagen. Wenn Selbstbewusstsein Tore schießt, kann sich Dino Toppmöller die Hände reiben. Es ist eines der Ziele des Frankfurter Fußballlehrers: Die Eintracht soll mehr Tore schießen. Aus der Abteilung Offensive sind dafür vor allem Hugo Ekitiké und Omar Marmoush zuständig. Und nach seinem Selbstverständnis auch dieser junge Mann: Can Uzun.

Mit 17 hat man noch Träume. Mit 18 aber auch. Uzun ist 18 – und voller Hoffnung, dass sich sein Wechsel vom 1. FC Nürnberg zur Frankfurter Eintracht auszahlen wird. „Ganz Europa hat ihn gejagt“, sagt Markus Krösche. Doch er, der Sportvorstand der Eintracht, hat das Rennen gemacht. Rund zehn Millionen Euro hat sich der Manager es kosten lassen, Stürmer Uzun längerfristig zu binden. Fünfjahresverträge haben Konjunktur. Uzun ist einer der Frankfurter Jungspunde, der sich auf eine entsprechende Vereinbarung verständigt hat.

Mit 16 Toren, die er im Dress des „Clubs“ erzielt hat, ist Uzun weit über die fränkische Stadtgrenze hinaus bekannt geworden. Ein Instinktfußballer. Einer, der sich dreht und windet, wie es ihm gerade in den Sinn kommt. Er ist sicher, dass er der Eintracht mit seinen Qualitäten helfen kann. Dafür braucht er Spielzeit. Toppmöller hat angekündigt, Uzun diese zu geben – und nicht nur ihm. Auch die andere Jungprofis sollen sich beweisen können. Es ist Teil der Frankfurter Strategie, ambitionierte junge Profis zu verpflichten, um sie später gewinnbringend veräußern zu können. Uzun ist einer der Spieler mit Potential. Er könnte jede Freude bereiten. *rww.*



Krisztián Lisztes Foto Huebner

DIE ZUKUNFTSOPTION

Name mit Klang und gutem Ruf

Sein Name hat Klang und einen guten Ruf: Krisztián Lisztes. Der 19 Jahre alte Sohn des gleichnamigen ehemaligen Bundesligaspielers hat sich schon im vergangenen Herbst dazu entschlossen, sein Glück von diesem Sommer an in Frankfurt zu suchen. Wie die meisten anderen neuen jungen Eintracht-Mitspieler hat sich auch Lisztes dazu entschlossen, eine bis Mitte 2029 gültige Vereinbarung zu unterzeichnen. Lisztes ist in meisterlicher Umgebung groß geworden. 35 Mal schon durften Spieler von Ferencváros Budapest die Meistertrophäe in den Händen halten. In der Jugend des ungarischen Rekordchampions ist er ausgebildet worden. Im Alter von 17 Jahren und acht Tagen durfte er sich erstmals erstklassig präsentieren. In der vorvergangenen Saison war auch Lisztes Junior ein Meisterspieler. Der Mann für das Mittelfeld ist in Frankfurt noch nicht sonderlich aufgefallen. Seitdem Trainer Dino Toppmöller seine Truppe um sich geschart hat und Witterung für die nahe Saison aufnimmt, gehört Lisztes zum Bundesligakader und ist bei den Übungseinheiten dabei. Lichtblicke, wie sie beispielsweise der zurückgekehrte Leihspieler Igor Matanovic vermittelt hat, hat es von Lisztes noch nicht gegeben. Doch das kann ja noch was werden. „Er ist ein hochbegabter Spieler“, lobt Timmo Hardung. Der Sportdirektor der Eintracht erhofft sich von dem jungen Ungar „Intensität, Dynamik und Torgefahr“. Man darf gespannt sein. *rww.*



Hugo Larsson Foto Picture Alliance

DER ERFAHRENE

Mehr Muskeln, große Ziele

Hugo Larsson hat zugelegt. Wohlgerichtet an der richtigen Stelle. Etwa zwei Kilogramm an Muskelmasse erarbeitete sich der 20 Jahre alte Eintracht-Profi aus Schweden in der rund sechswöchigen Sommerpause. Aus eigenem Antrieb und mit großem Fleiß. Der 1,87 Meter große und etwa 65 Kilogramm leichte Larsson schufte im Krafraum in Sonderschichten. Sportlich spielte er schon in der Vorsaison eine gewichtige Rolle auf dem Platz – obwohl die Frankfurter das von dem jungen Newcomer, der sich ohne Druck an die neuen Herausforderungen in der Bundesliga gewöhnen sollte, so gar nicht erwartet hatten. Aber der Mittelfeldspieler schloss sein erstes Arbeitsjahr mit insgesamt 38 Pflichtspielen ab. Aus der Zentrale war der Schwede, der zwei Tore erzielte und es auf zwei Vorlagen brachte, lange nicht wegzudenken. Erst im Rundendenspur baute er ab, weil ihn durch die hohe Belastung die Kräfte verließen. Muskuläre Probleme und kleine Verletzungen machten ihm zu schaffen. Mit neuer Energie und größerer Robustheit geht Larsson nun gestärkt in sein zweites Bundesliga-Berufsjahr. Hinzu kommen die Wettbewerbe DFB-Pokal und Europa League, was eine Dreifachbeanspruchung für ihn und seine Kollegen ergibt. In Zukunft will der Schwede mehr Zweikämpfe gewinnen. Wie er auch bereit dafür ist, mehr Verantwortung zu übernehmen. Als Sprachrohr der jüngeren Spieler könnte er einen Platz im Mannschaftsrat einnehmen. „Neue Saison, neue Ziele“ – diese Botschaft teilte Larsson auf Instagram mit. Voll fokussiert geht er mit gutem Beispiel voran. *die.*



Arbeitet an seinem Comeback: Bei Stefan Bell wurde zuletzt eine Herzmuskelentzündung entdeckt. Foto Picture Alliance

Testspiel hin, schwere Beine her: Ein bisschen peinlich war das schon, was der FSV Mainz 05 am Donnerstagabend gegen Eintracht Trier ablieferte: 0:3 unterlagen die Bundesligaprofis dem Regionalligaufsteiger, und wengleich zwei Wochen nach Beginn der Saisonvorbereitung noch einige Stammkräfte fehlten, „ist das auch in solchen Spielen nicht unser Anspruch“, sagte Trainer Bo Henriksen.

Stefan Bell bot die im Hunsrückort Morbach ausgetragene Partie die Gelegenheit, auf seinem Weg zurück 45 Minuten Spielpraxis zu sammeln. Sein bis dato letztes Pflichtspiel hatte der Innenverteidiger kurz vor Weihnachten absolviert, nach der kurzen Winterpause durfte er monatelang nicht mehr trainieren. Der Grund: Aus einer Erkältung, die er über die Feiertage mit sich herum-schleppte, hatte sich eine Herzmuskelentzündung entwickelt. Keine erschreckende, aber eine überraschende Diagnose, sagt er, die eine Ultraschalluntersuchung bei einer Routinekontrolle eher zufällig ergab. Und letztlich durchaus eine glückliche, weil die Entzündung in einem sehr frühen Stadium festgestellt wurde.

Der Umgang damit sei dennoch nicht einfach gewesen. „Ich durfte vier Monate

Bells Reise geht weiter

Oft abgeschrieben, noch immer dabei: Warum Mainz 05 nicht auf Stefan Bell verzichten mag – und er sich wieder zurückkämpfen will.

Von Peter H. Eisenbuth

lang überhaupt nichts machen“, keinerlei Sport, selbst mit dem Treppensteinen sollte er es nicht übertreiben. „Das gibt es sonst bei keiner Verletzung, dass man sich nicht irgendwie fit halten kann“ sagt er. Vor diesem Hintergrund kam die Mitte Juni erfolgte Verlängerung des auslaufenden Vertrags für eine weitere Saison zustande. „Das war sinnvoll“, sagt Bell, „wir wollen erst mal schauen, wie das Jahr verläuft. In meinem speziellen Fall sehe ich das als unproblematisch an.“

Bell ist jetzt 32 Jahre alt, am Tag des Saisonauftaktspiels gegen Union Berlin am 24. August wird er 33, und man kann davon ausgehen, dass die Fans ihn feiern werden, ganz gleich, ob er im Kader steht oder auf der Tribüne sitzt. Der bodenständige Kicker aus der Eifel, der sich als Vorsitzender seines Heimatklubs FC Vilja Wehr engagiert, hält mit 266 Bundesligaeinsätzen den Rekord für die meisten Bundesligaeinsätze der Rheinlöhren, was nicht zuletzt seine Vereins-

treue spiegelt. Unterbrochen durch einhalb Saisons auf Leihbasis bei dem damaligen Zweitligaverein TSV 1860 München und Eintracht Frankfurt, spielt Bell seit 2007 am Bruchweg. Und nachdem er sich unter Thomas Tuchel erst mal in der ersten Liga eingefunden hatte, gehörte er fast durchgehend zum Stammpersonal.

Auch mit Comebacks kennt er sich aus, ein spektakuläres gelang ihm in der Rückrunde der Saison 2020/21. Die vorangegangene Spielzeit hatte er wegen einer komplizierten Sprunggelenkverletzung komplett verpasst, danach fanden die Trainer Achim Beierlorzer und Jan-Moritz Lichte keine Verwendung für ihn. Der damalige Sportvorstand Rouven Schröder bot ihm in der Sommerpause einen neuen Vertrag an, den man nur so interpretieren konnte, dass er Bell zum freiwilligen Abschied bewegen sollte: ein Jahr zu stark reduzierten Bezügen. Wertschätzung sieht anders aus.

„Ich fand das nicht angemessen“, sagt Bell heute, „dachte mir aber: Egal, nutz die Chance, um dich in dem Jahr wieder aufs alte Level zu bringen. Das habe ich zum Glück geschafft.“ Dann übernahm Bo Svensson den abgeschlagenen Tabellenletzten, stellte die Hintermannschaft auf Dreierkette um, holte Bell aus der

Versenkung und machte ihn zum Abwehrchef – so stabil wie in den nächsten Monaten hatten die Mainzer schon lange nicht mehr gestanden. Es war die Grundlage für den nicht für möglich gehaltenen Klassenverbleib.

Jetzt werde er noch etwas Zeit benötigen, um wieder auf das Niveau vor seiner Herzmuskelkrankung zu kommen, sagt der Verteidiger. „Die vorige Woche war die erste, in der ich wieder komplett im Training war, in dieser Woche ist es mir schon etwas leichter gefallen“, erzählt er. Nach und nach wolle er seine Form aufbauen, ohne sich unter Druck zu setzen. Wann das dann wieder für die Bundesliga reichen wird, muss der Trainer entscheiden.

Sicher ist, dass der Routinier aktiv dazu beitragen will, mit dem weitgehend unveränderten Kader an der Stelle weiterzumachen, an der die ersten drei Monate unter Trainer Bo Henriksen im Mai endeten. Gedanken über das, was nach der Karriere kommen könnte, mache er sich noch nicht, die habe er sich auch während der jüngsten Zwangspause nicht gemacht. „Ich habe das eher als spannende Herausforderung betrachtet, mich anschließend wieder heranzukämpfen“, sagt er. „Andernfalls wäre das auch ein doofes Ende gewesen.“